

ENGAGEMENT IM RUHESTAND

Bernt Renzenbrink | Gerhard Wegner (Hrsg.)

ENGAGEMENT IM RUHESTAND



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2022 by Evangelische Verlagsanstalt GmbH · Leipzig
Printed in Germany

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde auf alterungsbeständigem Papier gedruckt.

Cover: Zacharias Bähring, Leipzig
Coverbild: © Doris Wegner
Satz: Steffi Glauche, Leipzig
Druck und Binden: Hubert & Co., Göttingen

ISBN 978-3-374-07012-1 // eISBN (PDF) 978-3-374-07013-8
www.eva-leipzig.de

INHALT

Bernt Renzenbrink & Gerhard Wegner

Engagement im Ruhestand	9
Einige Bemerkungen vorab	

FACHBEITRÄGE

Andreas Kruse

Potenziale des Alters als seelisch-geistige Grundlage für die Verwirklichung des Aufgabencharakters des Lebens	17
---	----

Petra-Angela Ahrens

Das Engagement der Älteren: Empirische Beobachtungen zu aktuellen Entwicklungen	37
--	----

Cornelia Coenen-Marx

Ältere als Gestalter des Sozialraums	59
---	----

Gerhard Wegner

Am Ende: Die Freiheit!	75
Über die Verheißung des Alters	

BIOGRAFISCHE BEITRÄGE

Volker Diehl

Engagement im Ruhestand: Beruf oder Berufung?	95
--	----

Martina Gödecke-Behnke

Irgendwann muss es doch langweilig werden, das Leben	106
... ist es aber noch immer nicht	

Andreas Hänßgen

Beruf – Berufung – Nachbarberufliches Engagement. 111

Freimut Hinsch

**»Man kann gar nicht früh genug mit dem Engagement
im Ruhestand anfangen«. 119**

Alfred Iwainsky

**Ehrenamtliches Engagement in gesellschaftlicher Krise
und persönlichem Umbruch. 132**

Klaus-Dieter Kottnik

Erfahrungsschätze. 151

Jürgen Lenski

Ehrenamt? Ehrenamt!. 163

Jens Odewald

Berufung über den Beruf hinaus. 170

Bernt Renzenbrink

Es ist nicht das Ende, es ist aber der Weg. 178

Ernst Rommeney

Nicht mehr Journalist. 196
Unterwegs als Jugendberater und Vormund

Christian Sundermann

Meine Erfahrungen zum Wechsel in den Ruhestand. 210

Ewald Stephan

**Engagement-Erfahrungen von Menschen über
den Eintritt in den Ruhestand hinaus. 222**

Wolfgang Teske

25 Jahre Tätigkeit in der und für die Diakonie ... und dann? 234

Anhang

Über den Senior Consulting Service Diakonie e.V. 241

Zu den Autorinnen und Autoren. 247

Bernt Renzenbrink & Gerhard Wegner

ENGAGEMENT IM RUHESTAND

Einige Bemerkungen vorab

Nüchtern betrachtet ist es ein schönes, fast paradoxes Wortspiel: Engagement im Ruhestand. Wie soll das gehen, dass sich Menschen, wenn sie »in Ruhe« gehen, engagieren? Engagement ist, wie all diejenigen, die sich in irgendeinem Feld einbringen, genau wissen, nicht selten alles andere als etwas Ruhiges. Wer sich darauf einlässt, sich nicht nur privat zu verwirklichen, sondern im weitesten Sinne etwas für und mit anderen, für das Gemeinwohl oder auch nur für die lokale Gemeinschaft im Dorf oder im Stadtteil zu erbringen, verlässt notwendigerweise seine Ruheräume. Der Ruhestand wird dann schnell zum viel beschworenen »Unruhestand«.

LEBENSGEWINN NACH DEM EINTRITT IN DEN RUHESTAND

Man merkt schon an diesen Assoziationen, dass unsere herkömmlichen Begriffe nicht mehr passen. Als vor etwa 100 Jahren der Ruhestand mit 65 Jahren eingeführt wurde, war klar, dass für die allermeisten Menschen danach nicht mehr viel Lebenszeit verblieb. Ein paar Jahre finanzierte die Rentenversicherung noch – das waren in der Tat meist Ruhejahre, in denen nicht mehr viel Aktives geschah und auch nicht geschehen sollte. Ein möglichst ruhiges Ende des Lebens. Das war damals ein ungeheurer Fortschritt in Richtung Humanität. Und als daraus in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts eine richtige, mittels Umlagen finanzierte Rentenversicherung wurde, die vielen ein halbwegs würdiges Auskommen nach der Berufszeit ermöglichte, war ein Zuwachs an Lebensqualität erreicht, der sich sehen lassen konnte.

Aber diese Zeiten sind schon länger vorbei. Der ursprünglich kurz bemessene Ruhestand weitete sich immer weiter aus. Mit der ständig weiter wachsenden Lebenszeit entstand die viel beschworene dritte Lebensphase

zwischen dem Ruhestand und dem Eintritt in das hohe Alter – also etwa zwischen dem 65. und dem 80. Lebensjahr – individuell völlig unterschiedlich. Damit eröffneten sich völlig neue Perspektiven, ein neuer Lebensabschnitt wurde hinzugewonnen: mit vielen neuen Möglichkeiten für Lebensgenuss, Bildung, Familie, Kreuzfahrten – und eben auch für ein selbst gewähltes Engagement. Denn darum geht es: um die Realisierung von Autonomie und Freiheit, um ein selbständiges Leben, ohne die im beruflichen Leben immer wieder notwendigen Unterordnungen und kleinen oder großen Demütigungen. Man *muss* nun nicht mehr, aber man *kann* – und man kann eine ganze Menge tun. Noch einmal eröffnet sich für viele ein Stück Freiheit. Und das ist beglückend und erfüllend. Zumal sich auch die gesundheitliche Situation im Alter immer weiter bessert – jedenfalls für die meisten.

Und so engagieren sich nach dem Eintritt in den Ruhestand Frauen und Männer oft gerne freiwillig und sind gesuchte Experten für ihnen gemäße Kompetenzbereiche. Viele von ihnen gehören deswegen weiterhin zu tragenden Kräften in der Wirtschaft, der Zivilgesellschaft, der sozialen Dienste, der Politik und nicht zuletzt in der Kirche und Diakonie. Ohne sie würden manche Aktivitäten auszehren – gerade in Zivilgesellschaft und Kirche. Entdeckt wurde nun auch, was für eine Verschwendung es für Unternehmen oder Verbände ist, oft jahrzehntelang entwickelte individuell gebundene Kompetenzen und Netzwerke mit dem Eintritt in den Ruhestand einfach abzuschalten. Ganz abgesehen von den nicht selten traumatischen und die Gesundheit gefährdenden Erfahrungen bei einer plötzlichen Auskopplung aus der Arbeit. Auch deswegen werden Übergänge inzwischen besser gestaltet und Menschen erfahren die verdiente Anerkennung. Bisweilen wird sogar diskutiert, ob ein erzwungener Ruhestand nicht eine Form von Altersdiskriminierung darstellt.

DIE REALISIERUNG SOZIALER FREIHEIT: ENGAGEMENT

Soziales Engagement ist kein Lückenfüller, wenn Institutionen wie die Kirche oder der Staat versagen und sich zurückziehen, sondern verkörpert eine eigene – gerade auch christliche – Sozialvision des Miteinanders. Häufig beginnt es mit einem fast verborgenen Einsatz für andere im sozialen Nahraum: im Bemühen um eine Renormalisierung des Alltags nach individuellen oder gesellschaftlichen Katastrophen; in der ganz praktischen Kooperation in Überlebensgemeinschaften, die durch Geben und Nehmen, Gabe und Dank zusammengehalten werden. Die glückhafte Erfahrung elementarer Selbstwirksamkeit ist der Treibstoff für gegenseitige Unterstützung und Solidarität.

Das gute Gefühl, etwas Gutes getan zu haben. Die Strukturen der Familie und Freundschaft weiten sich in den öffentlichen Raum. Es entsteht das, was als Gemeinschaft erfahren wird.

In diesem Gefüge wächst das Engagement heran. Es ist durch dreierlei gekennzeichnet: Commitment, Involvement und Teilhabe. Mit anderen Worten: Der oder die Engagierte verpflichtet sich, sich einzubringen und zu einem Teil des Ganzen zu werden. Es geht mithin um persönliche Bindung an etwas Größeres, Ganzes – auch wenn kaum jemand das so pathetisch ausdrücken würde. Entscheidend ist das Sich-Einlassen auf etwas – oder anders gesagt, der Verzicht auf eine indifferente Freiheit: Ich stehe hier für diese Sache und will, dass das Vorhaben gelingt! Er oder sie koppelt sich mithin in einen WIR-Sinn ein, verortet sich in lokalen und anderen Gemeinschaften und konkretisiert so, was wir gemeinhin unter Gemeinsinn verstehen würden. Die Freiheit, die hier Gestalt gewinnt, ist eine konkret erfahrbare, insofern in einer vom Engagement geprägten Gesellschaftsordnung jeder und jede Einzelne seine eigenen Ziele immer zugleich auch als Ermöglichungsgrund der Ziele anderer begreift. Das Ganze realisiert sich im Entstehen und in der Pflege von Sozialkapital, d.h. nicht zuletzt von Vertrauen in die jeweilige Umgebung, darauf, dass die Gemeinschaft eine letztlich gerechte ist, an der Partizipation möglich und lohnend ist.

Engagement erwächst zum einen aus Vorerfahrungen, in denen die Anerkennung eines eigenen Einsatzes erfahren wurde. In den hier veröffentlichten biographischen Texten wird diese Dimension insbesondere in den beruflichen Erfahrungen spürbar. Wo es die Möglichkeit gab, bereits die eigene berufliche Tätigkeit als Beitrag zu einem sinnvollen Ganzen, vielleicht gar als Berufung zu verstehen und zu gestalten, legt sich der Weg in ein nachberufliches Engagement besonders nahe. Viele verstehen sich dann als von vornherein entsprechend sozial »platziert« und übernehmen auch ehrenamtlich gern leitende Aufgaben. Zum anderen folgt Engagement aber auch aus spezifischen Krisenerfahrungen und ihrer Rahmung. Und zwar solchen, in denen der bereits genannte WIR-Sinn in irgendeiner Weise irritiert, gestört oder sogar zerstört wird. Wenn sich solche Erfahrung gar als Beeinträchtigung des Gemeinsinns, d. h. meines Gerechtigkeits sinnes, aufschauelt und sich Möglichkeiten des gemeinsamen Handelns ergeben (z. B. klassisch eine Bürgerinitiative), stellt sich möglicherweise Engagement ein. Stets braucht es aber gegenseitige Anerkennung – eine diffuse Resonanz reicht keinesfalls aus.

Die persönlichen Gewinne in Form der Steigerung der Selbstwirksamkeit und der Förderung von Resilienz können enorm sein: Man traut sich mehr

zu, man lernt, sich besser zu steuern, man wird produktiver und erwirbt neues Wissen. Entscheidend ist die Zugehörigkeit zu Gruppen, in denen Erfahrungen ausgetauscht und Gegenseitigkeit eingeübt wird. Sie liefern meist haltende Strukturen für weiteres Engagement – bilden allerdings auch, wie alle Gemeinschaften, Formen der In- und Exklusion aus. Nie geht es um die Zuwendung zu allen und zu jedem. Eingrenzungen bedingen stets auch Abgrenzungen.

Das Engagement von Akteuren bildet sich im Tun des Guten und Gerechten. Dieses Tun erzeugt in spezifischer Weise Visionen von Gemeinsein und gutem Leben. Auf diese Weise hat es etwas Charismatisches an sich: Es setzt etwas Neues in die Welt, einen neuen Anfang. In christlicher Tradition kann es mit Aufbruch (Exodus), Umkehr, Nachfolge und den Erfahrungen von Verheißung und Fülle verbunden werden – einem Weg in eine offene, ungesicherte Zukunft. Rein faktisch allerdings – und das belegt auch unser Buch – profitieren vom sichtbaren und anerkannten Engagement vor allem Menschen, die sozial bessergestellt und finanziell abgesichert sind. Sie können sich eine Umsetzung ihrer Träume von Weltverbesserung gönnen. Altruismus muss man sich leisten können. Das Ehrenamt steigert insofern auf der einen Seite soziale Ungleichheit – und tut dies besonders dann, wenn es Borniertheit der anderen Seite zuschreibt, die sich solches Engagement gerade nicht leisten kann. Auf der anderen Seite aber hängt ganz viel soziale Lebensqualität daran, dass es sozial besser gestellte Menschen gibt, die sich ohne Herablassung für andere einsetzen. Das gilt gerade für Kirche und Diakonie.

ZU UNSEREM BUCH

In diesem Kontext fragen wir danach, was Menschen, die sich im Ruhestand engagieren, antreibt: Wir fragen nach ihren Zielen, Idealen und Werten. Davon erzählen sie in äußerst spannenden individuellen biographischen Skizzen, Exkursen und Erfahrungsberichten. Ergänzt werden die Beiträge durch vier wissenschaftliche Exkurse zum Potenzial der Älteren und zu ihrem Engagement überhaupt, zu ihrer Rolle als Gestalter ihrer Sozialräume und zu einer modernen »Theologie des Alters«.

Entstanden ist das Buch im Kontext des Senior Consulting Service Diakonie e.V. (SCSD), einem Zusammenschluss von ehemaligen Führungskräften aus Diakonie, Kirche und Wirtschaft. Gemeinsam bieten sie ein breites Spektrum von Kompetenzen und Fähigkeiten vor allem für die Zivilgesellschaft und die Wohlfahrtsverbände an und bündeln auf diese Weise Engagementin-

teressen Älterer. Dabei geht es auch ums Geldverdienen: Die über den SCSD erbrachten Beratungs- und Leitungsleistungen müssen natürlich honoriert werden. Aber alle Mitglieder sind darüber hinaus ehrenamtlich in Gesellschaft und Kirche tätig. Wobei für viele die Begriffe »Ehre« und »Amt« ebenso antiquiert erscheinen wie »Ruhestand«. Man macht etwas, trägt etwas bei, bringt sich selbst ein. Und natürlich erwartet man dafür auch Anerkennung und Resonanz, aber das ist es dann auch.

Zu Beginn stehen vier wissenschaftliche Texte, die man als einführenden Kommentar zu den folgenden biographischen Beiträgen, aber auch unabhängig davon lesen kann. Sie thematisieren vier Aspekte des Verhältnisses von Alter und Engagement. Zu Beginn entwickelt *Andreas Kruse* »Potenziale des Alters als seelisch – geistige Grundlage für die Verwirklichung des Aufgabencharakters des Lebens« – womit die These seines Textes im Grunde genommen schon zusammengefasst ist. Der Aufgabencharakter des Lebens ist in seiner Sicht der Dienst am Anderen und dieser Dienst bleibt auch im Alter verpflichtend. Das Alter verfügt hierzu über herausragende Potenziale, wie die von ihm dargestellte Dimension der »Introversion mit Introspektion«, der Offenheit, der Sorge und dem Interesse an Wissensweitergabe belegt. Dem folgt *Petra-Angela Ahrens* mit einer empirisch-soziologischen Darstellung des Engagements Älterer. Sie geht dabei insbesondere auf Ergebnisse zum jüngsten Freiwilligensurvey von 2019 ein, die sie im Rahmen einer erstmaligen genaueren Auswertung zur älteren Generation herausgearbeitet hat. Differenziert werden die diesbezüglichen aktuellen Entwicklungen für die Zugehörigen des sogenannten dritten Lebensalters sowie für die Hochaltrigen dargestellt: Auch wenn die Bedeutung des dritten Lebensalters weiterhin prominent bleibt, gewinnt der Zuwachs Engagierter unter den mindestens 80-Jährigen zunehmend eigene Relevanz. Sodann informiert *Cornelia Coenen-Marx* engagiert über die zentrale Rolle von Älteren im Sozialraum. Immer weniger treten sie in den Hintergrund und immer mehr gestalten sie ihr Dorf oder ihren Stadtteil aktiv mit. Unter ihrer Beteiligung entstehen »Sorgende Gemeinschaften« (*caring communities*), in denen aktiv Gegenseitigkeit – auch zwischen den Generationen – praktiziert wird. Schließlich wirft *Gerhard Wegner* einen Blick in den theologischen Diskurs, der durch die Herausbildung des dritten Alters besonders gefordert wird. Galt lange das Alter als die Zeit der Vorbereitung zum Tode und damit des Rückzugs aus der Gesellschaft, so steht nun die Möglichkeit des »Neuwerdens im Alter« im Vordergrund: Die Mortalitätsorientierung des Alters mutiert zur Natalitätsverheißung. Was das bedeutet, ist längst nicht ausdiskutiert. Auf jeden Fall rückt der Tod als Feind des Menschen und Gottes neu in den Blick.

Es folgen 13 biographische Texte von Menschen aus dem Umfeld des SCSD – Menschen aus Diakonie und Kirche, Wirtschaft und Gesellschaft. Sie alle verfügen über Management- und Leitungserfahrungen und sind auf ganz verschiedene Weise durch individuelle und gesellschaftliche Erfahrungen geprägt worden. Gemeinsam ist ihnen allen, dass sie ihr Leben aktiv gestaltet haben und nun im Ruhestand diesen Weg weiterhin gehen. Der Leser bekommt einen faszinierenden Einblick in das Leben von Menschen, die sich im Grunde genommen ein Leben lang erfolgreich für andere eingesetzt haben: das Bild einer Verantwortungselite, die unser Land an ihren jeweiligen Orten geprägt hat.

Für das Cover-Foto danken wir Doris Wegner. Es bezieht sich auf Psalm 92, 15f.: »Und wenn sie auch alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein, dass sie verkündigen, dass der Herr gerecht ist.« Wobei es um Palmen und Zedern geht, die im Hause des Herrn gepflanzt sind.

Zu danken ist dem Senior Consulting Service Diakonie e.V. (SCSD) für die großzügige finanzielle Förderung dieses Buchprojektes und vor allem Tilman Meckel für sein großartiges Lektorat der nicht immer einfachen Texte.

Berlin und Copenbrügge im September 2021

FACHBEITRÄGE

Andreas Kruse

POTENZIALE DES ALTERS ALS SEELISCH-GEISTIGE GRUNDLAGE FÜR DIE VERWIRKLICHUNG DES AUFGABENCHARAKTERS DES LEBENS

I. EINFÜHRUNG

Das bürgerschaftliche (oder: ehrenamtliche) Engagement alter Menschen, das in dieser Monografie im Zentrum steht, soll im folgenden Beitrag durch den Blick auf die Potenziale des Alters gerahmt werden. Wenn von Potenzialen gesprochen wird, so sind damit *Entwicklungsmöglichkeiten* gemeint, die sich im Alter ergeben. Diese Entwicklungsmöglichkeiten betreffen zum einen die Person, zum anderen die Gesellschaft und Kultur.

Mit Blick auf die *Person* ist die Fähigkeit zur Selbst- und Weltgestaltung sowie zur Verwirklichung schöpferischer Kräfte in der Erzeugung von Ideen bedeutsam: Im Alter stagniert bekanntlich nicht einfach die Art der Selbst- und Weltgestaltung, im Alter werden nicht einfach früher entwickelte Ideen repetiert, sondern es besteht in dieser Lebensphase das Potenzial (mithin die Möglichkeit) der Vertiefung und Differenzierung der Persönlichkeit sowie eines nochmals vertieften Verhältnisses zur Welt, für die auf eine andere Art und Weise Verantwortung übernommen wird, als dies in früheren Lebensphasen der Fall war. Und auch die Ideen können eine andere Gestalt, eine andere Kontur erhalten; sie können zum Beispiel reichhaltiger, vielleicht auch lebensnäher und »radikaler« werden. Entscheidend für das Gegebenensein solcher Potenziale sind Entwicklungsprozesse in früheren Lebensjahren, und hier vor allem der Aufbau von Lebenswissen sowie die Ausbildung von Bewältigungs- und Verarbeitungstechniken, schließlich das Erfahren von Sinn und das Erleben von Stimmigkeit in den unterschiedlichen Lebensbereichen. Diese Entwicklungsprozesse bilden die Grundlage für weitere Entwicklungsmöglichkeiten – die sich ihrerseits in dem Maße verwirklichen, in dem sich die Person durch sich selbst wie auch durch ihre Nahumwelt angeregt, motiviert und herausgefordert sieht.

Mit Blick auf *Gesellschaft und Kultur* ist vor allem die Offenheit für die Potenziale alter Menschen zentral. Dabei wird angenommen, dass sich deren Potenzialverwirklichung positiv, weil förderlich auf die Gesellschaft und Kultur auswirkt: Man denke hier nur an die Übernahme von Verantwortung für junge Menschen durch alte Menschen, man denke nur an die Wissenskorpora alter Menschen, die in ihrer Interaktion und Mischung mit den Wissenskorpora junger Menschen bedeutsame Anstöße für Reflexionen auf gesellschaftlicher und kultureller Ebene geben können, auf die unsere Gesellschaft nicht verzichten kann.

Und doch: Die Bereitschaft alter Menschen, sich für unser Gemeinwohl zu engagieren (im Sinne des bürgerschaftlichen Engagements), findet in zahlreichen Institutionen wie auch in der kollektiven Deutung des Alters noch immer zu geringe Resonanz – damit ergibt sich ein Querstand der Potenziale auf individueller und jener auf kollektiver Ebene.

Und dieses Einst, wovon wir träumen,
 es ist noch nirgends, als in unserm Geist –
 wir sind dies Einst, uns selbst vorausgereist
 im Geist, und winken uns von seinen Säumen,
 wie wer sich selber winkt.

In diesem von Christian Morgenstern (1871–1914) verfassten Epigramm drückt sich eine Herausforderung aus, die als charakteristisch für unsere Gesellschaft und Kultur angesehen werden kann: Denn diese steht vor der Herausforderung, eine tiefgreifend veränderte Sicht des Alters zu entwickeln, die ausdrücklich auch auf die seelisch-geistigen Kräfte in dieser Lebensphase Bezug nimmt und darstellt, in welcher Weise unsere Gesellschaft von der Nutzung dieser Kräfte profitieren könnte. Die seelisch-geistigen Kräfte sind bei vielen alten Menschen beträchtlich – unter der Voraussetzung, dass sie unter Bedingungen aufgewachsen sind und auch im Alter leben, unter denen sich derartige seelisch-geistige Kräfte ausbilden und immer weiter verfeinern konnten. Im Gegensatz zu der in diesem Epigramm erhobenen Forderung stehen aber auch heute noch eher Verluste, Defizite und Belastungen akzentuierende kollektive Repräsentationen des Alters im Vordergrund öffentlicher Diskurse. Diese engen – indem sie offene oder verborgene Altersgrenzen verstetigen und fördern – nicht nur die Zukunftsperspektiven alter Menschen ein, sie tragen auch dazu bei, dass die potenziellen Kräfte des Alters gesellschaftlich nicht wirklich genutzt werden: Dies kann sich gerade eine alternde Gesellschaft nicht leisten.

Ein Beispiel für derartige kollektive Repräsentationen bildete die von vielen politischen Entscheidungsträgern getroffene Aussage, in der Phase der Corona-Pandemie alte Menschen in besonderer Weise zu schützen, sprich: zu isolieren. Auch wenn der Schutz der Gesundheit ein hohes Gut darstellt (dies ist ja selbstverständlich und bleibt unwidersprochen), so konnte und kann es nicht angehen, alte Menschen pauschal als eine Risikogruppe zu klassifizieren und dabei in keiner Weise auf die ausgeprägte Heterogenität des Alters Rücksicht zu nehmen: Letzten Endes ist dies ein Akt der Demütigung.

Eine veränderte Sicht des Alters ist also notwendig, damit sich die in diesem Buch aufgezeigten Potenziale des Alters verwirklichen können. Zu dieser veränderten Sicht gehören ein differenziertes Menschenbild und ein umfassendes Verständnis der Person. Damit ist zunächst gemeint, dass der Alternsprozess nicht auf das körperliche Altern reduziert wird, sondern dass ausdrücklich auch dessen seelisch-geistige Dimension wahrgenommen und geachtet wird, wobei sich in dieser Dimension Entwicklungsmöglichkeiten bis in das hohe Alter ergeben. Damit ist weiterhin gemeint, dass die Verletzlichkeit und Endlichkeit des Lebens größere Akzeptanz in unserer Gesellschaft finden und überzeugende Formen des kulturellen Umgangs mit den Grenzen des Lebens entwickelt werden.

Nach diesen Überlegungen soll nun ein *Potenzialdiskurs* entfaltet werden, der thematische Nähe zum bürgerschaftlichen Engagement aufweist, welches in diesem Buch im Zentrum steht.

2. DER DIENST AM ANDEREN IN DER INNENPERSPEKTIVE ALTER MENSCHEN

Vor dem Hintergrund der Heterogenität des Alters und der Gestaltbarkeit eigenen Alterns stellt die Abbildung der Innenperspektive älterer Menschen, die Frage, was diese selbst unter erfolgreichem Altern verstehen, von Beginn an ein zentrales Anliegen gerontologischer Forschung dar.

Reich und Kollegen berichten Ergebnisse eines systematischen Reviews von Studien, in denen Sichtweisen älterer Menschen von erfolgreichem Altern auf der Grundlage offener Fragen untersucht wurden.¹ Im Analysezeitraum

¹ Afton J. Reich et al.: What Does »Successful Aging« Mean to you? – Systematic Review and Cross-Cultural Comparison of Lay Perspectives of Older Adults in 13 Countries, 2010–2020, in: Journal of Cross-Cultural Gerontology, 35/2020, 455–478.

von 2010 und 2020 wurden 23 Studien (alle nach erfolgreichem Peer-Review-Verfahren) identifiziert, die 13 Länder aus Nordamerika, Westeuropa, dem Mittleren Osten, Asien und Ozeanien repräsentieren. Die in den berücksichtigten Arbeiten ermittelten Sichtweisen ließen sich anhand von sechs Kategorien zusammenfassen: (1) Soziales Engagement – Themen wie familiäre Beziehungen, Interaktion mit anderen Menschen, Teilhabe in der Gemeinschaft; (2) Positive Einstellung – Themen wie Optimismus, Resilienz, Anpassung, Akzeptanz, psychologisches Wohlbefinden, Zufriedenheit, Dankbarkeit, Glück oder Genuss; (3) Selbständigkeit – Themen wie finanzielle Unabhängigkeit, körperliche Selbständigkeit, Sicherheit, Freiheit, Arbeitsfähigkeit oder Autonomie; (4) körperliche Gesundheit – Themen wie körperliche Funktionsfähigkeit, körperliche Aktivität, allgemeine Gesundheit oder Fehlen von Krankheit; (5) geistige Gesundheit – Themen wie kognitive Leistungsfähigkeit; (6) Spiritualität – Themen wie Beziehung zu Gott, praktizierte Religion, Überzeugungen, Transzendenz.

Über alle vertretenen Regionen hinweg bezogen sich die befragten älteren Menschen in ihren persönlichen Definitionen von gutem und erfolgreichem Altern vor allem auf Themen im Zusammenhang mit *sozialem Engagement* (in allen 23 Studien) und einer *positiven Lebenseinstellung* (in 21 Studien): »The specific phrases or wording used by older adults varied widely within and across ethnicities, regions, and cultures. However, certain themes emerged consistently as being very prominent in lay older adults' conception of their own successful aging, especially social engagement and positive attitude«. ² Ebenfalls häufig thematisiert wurden Aspekte von Selbständigkeit und körperlicher Gesundheit (jeweils in 19 Studien), seltener hingegen kognitive Gesundheit (in 5 Studien) und Spiritualität (in 8 Studien). Dabei zeigen sich zum Teil deutliche Unterschiede zwischen den betrachteten Kulturen und Ländern. ³ So wurde Spiritualität von ethnischen Minoritäten häufiger genannt, in Schweden war das Gefühl der Zugehörigkeit zu anderen insbesondere bei Immigranten vom Westbalkan stark ausgeprägt, was darauf hinweist, dass soziales Engagement bei älteren Menschen häufiger durch Spiritualität vermittelt ist. ⁴ Insgesamt verweisen die Ergebnisse den Autoren

² A. a. O., 471.

³ Qiushi Feng/Paulin Tay Straughan: What does successful aging mean? Lay perception of successful aging among elderly Singaporeans, in: *Journals of Gerontology Series B: Psychological Sciences and Social Sciences*, 72(2)2017, 204–213.

⁴ Qarin Lood et al.: Embraced by the past, hopeful for the future: Meaning of health to

zufolge zunächst auf die hohe Bedeutung, die professionelle Akteure (Gesundheitsversorgung, Gesundheitspsychologie, Public Health) einer Förderung von Engagement und Teilhabe beimessen sollten. Des Weiteren betonen sie, dass aus der Innenperspektive der älteren Menschen eine positive Einstellung, Selbständigkeit und Spiritualität offenkundig wichtiger sind, als auf der Grundlage von wissenschaftlichen Definitionen erfolgreichen Alterns, die insbesondere die Erhaltung körperlicher und geistiger Gesundheit betonen, vermutet werden könnte. Nachdem die Autoren in ihrem systematischen Review Untersuchungen, die sich exklusiv mit »spezifischen Personengruppen« – wie Menschen, die unter bestimmten Erkrankungen leiden, oder Angehörige von Minoritäten – beschäftigen, ausgeschlossen haben, gehen sie im abschließenden Teil ihrer Arbeit auch auf eine Reihe von zuvor nicht berücksichtigten Studien ein. Diese stützen die berichteten Ergebnisse. So verdeutlicht eine mit älteren Inuit in Kanada durchgeführte Untersuchung, die Bedeutung sozialen Engagements – hier insbesondere in Form der Verfügbarkeit und des Zugangs zu kommunalen Ressourcen – für die Erhaltung von Gesundheit und die Möglichkeit, im Alter in der gewohnten Umgebung zu verbleiben.⁵ In einer Studie zu Sichtweisen erfolgreichen Alterns bei älteren HIV-positiven Menschen erwies sich die Möglichkeit der Verwirklichung von Generativität, insbesondere durch die Wahrung von Reziprozität, die Übernahme von Rollen des Pioniers und Mentors sowie gemeinsames freiwilliges Engagement als ein zentrales Motiv im Bemühen um erfolgreiches Altern.⁶ Eine in Belgien durchgeführte Untersuchung muslimischer Marokkanerinnen verdeutlicht die hohe Bedeutung der Religion für Einstellungen zum eigenen Alter;⁷ eine in der Zirkumpolarregion durchgeführte Studie verdeutlicht Respekt, Naturverbundenheit und Resilienz als aus der Innenperspektive älterer Menschen wichtige Aspekte erfolgreichen Alterns; die Über-

ageing persons who have migrated from the Western Balkan region to Sweden, in: *Ageing & Society*, 36/2016, 649–665.

⁵ Marie Baron/Christopher Fletcher/Mylène Riva: Aging, health and place from the perspective of elders in an Inuit community. *Journal of Cross-Cultural Gerontology*, 35/2020, 133–153

⁶ Charles A. Emlet/Lesley Harris: Giving back is receiving: The role of generativity in successful aging among HIV-positive older adults, in: *Journal of aging and health*, 32(1–2) 2020, 61–70.

⁷ Chaïma Ahaddour et al.: »What goes around comes around«: Attitudes and practices regarding ageing and care for the elderly among Moroccan Muslim women living in Antwerp (Belgium). *Journal of Religion and Health*, 59/2020, 986–1012.

blicksarbeit von Chen und Kollegen zu Konzepten erfolgreichen Alterns in Taiwan unterstreicht die hohe subjektive Bedeutung einer positiven Einstellung sowie der Selbständigkeit und Spiritualität.⁸ Diese Studien legen die Aussage nahe, dass unterschiedliche Forschungsstrategien ein durchaus kohärentes Bild von Sichtweisen erfolgreichen Alterns bei älteren Menschen vermitteln.

Teater und Chonody haben in ihrem Review zu Definitionen, Erfahrungen und Perspektiven guten und erfolgreichen Alterns aus der Sicht älterer Menschen Arbeiten aus den Jahren 2002 bis 2017 berücksichtigt.⁹ Auch hier war die Verwendung offener Fragen zur Rekonstruktion der Sichtweisen älterer Menschen eine Voraussetzung für die Aufnahme von Studien; eine Festlegung von Definitionen oder konzeptuellen Merkmalen durch die Forscher oder die Verwendung standardisierter Instrumente waren Ausschlusskriterien. Identifiziert wurden insgesamt 22 Studien, deren Ergebnisse zur Innenperspektive älterer Menschen in zwölf Themen zusammengefasst wurden, die im Folgenden in der Reihenfolge ihrer relativen Bedeutung wiedergegeben werden: (1) Soziale Beziehungen und Interaktionen (19 Studien); (2) Positives Denken, Einstellung und Optimismus (17 Studien); (3) körperliche Gesundheit (15 Studien); (4–6) Finanzielle Sicherheit, Akzeptanz und Engagement (jeweils 13 Studien); (7) Spiritualität (11 Studien); (8–9) Umwelt und (Sozial-)Politik sowie Autonomie und Selbständigkeit (jeweils 7 Studien); (10–11) kognitive Gesundheit und körperliche Aktivität (jeweils 6 Studien); (12) Gutes Sterben (2 Studien).

Die aufgeführten Themen verdeutlichen, dass ältere Menschen erfolgreiches Altern sowohl unter ihrer eigenen wie auch unter externer Kontrolle sehen. Ihre Sichtweisen und Erfahrungen lassen sich als Kombination von sozialen, psychologischen, physischen, finanziellen, umweltbezogenen und spirituellen Aspekten kennzeichnen, spiegeln mithin die Multidimensionalität von Lebenssituationen und Alternsprozessen wider. Des Weiteren zeigen die vorliegenden Studien, dass ältere Menschen nicht nur Gesundheit und Wohlbefinden als zentrale Merkmale werten, sondern gleichzeitig altersgebundene Veränderungen wie zurückgehende Mobilität, sensorische Beeinträchtigungen, chronische Erkrankungen, Behinderungen und Schmerz-

⁸ Shihi-Ni Chen et al.: Uses and perspectives of aging well terminology in Taiwanese and international literature: A systematic review, in: *Journal of Transcultural Nursing*, 30/2019, 64–74.

⁹ Barbra Teater/Jill M. Chonody: How do older adults define successful aging? A scoping review, in: *International Journal of Aging and Human Development*, 91/2020, 599–625.

stände berücksichtigen, die jenseits der Möglichkeiten eigener Einflussnahme liegen, wobei erfolgreiches Altern auch bei Vorliegen solcher Bedingungen als möglich erscheint, wenn diesen mit positivem Denken, Spiritualität und Akzeptanz begegnet wird. Daneben werden die individuellen Möglichkeiten erfolgreichen Alterns als durch vorhandene oder fehlende externe Ressourcen beeinflusst gesehen. Insgesamt sprechen die vorliegenden Studien nach Teater und Chonody für umfassende und facettenreiche Perspektiven:

»Wenn man die Ergebnisse dieser Studie mit erfolgreichem Altern vergleicht, findet man tatsächlich eine breitere Palette von Faktoren als die, die von der Theorie vorgeschlagen werden, die sich in erster Linie darauf konzentriert, was man tut. [...] Die älteren Erwachsenen in dieser Studie berichten nicht, dass eine hohe körperliche Funktionsfähigkeit mit erfolgreichem Altern gleichgesetzt wird, sondern dass die Teilnahme an sozialen, kognitiven und körperlichen Aktivitäten wichtig ist, während man gleichzeitig realistisch ist und akzeptiert, dass man aufgrund der natürlichen Veränderungen des alternden Körpers Veränderungen und Herausforderungen bei der Teilnahme an solchen Aktivitäten erleben wird. [...] Die Botschaft der älteren Erwachsenen schien klar zu sein, dass das Altern mit natürlichen Veränderungen und Schwierigkeiten einhergeht, die nicht immer vermieden werden können, aber ein erfolgreiches Altern erfordert die Nutzung ihrer sozialen und psychologischen Unterstützung, um sich anzupassen, zu akzeptieren, voranzukommen und ein Gefühl von Selbstbewusstsein, Stolz und Würde zu bewahren.«¹⁰

3. DER DIENST AM ANDEREN ALS EINE DOMINANTE DER DASEINSTHEMEN IM HOHEN ALTER

Ein Beitrag zur Erfassung der Innenperspektive im Alter wurde unter meiner Beteiligung mit einer Studie zu den Daseinsthemata alter Menschen (interviewt wurden 400 Frauen und Männer im Alter von 75 bis 95 Jahren) geleistet.¹¹ Unter Daseinsthemata sind die zentralen Anliegen, Werte und Motive

¹⁰ A. a. O., 620.

¹¹ J. Hinner et al.: Grenzgänge zwischen Verletzlichkeit und Wachstum – eine daseinsthematische Analyse, in: A. Kruse/E. Schmitt (Hrsg.), »... der Augenblick ist mein und nehm ich den in Acht.« Daseinsthemata und Lebenskontexte alter Menschen, Heidelberg 2021, 38–62.

einer Person zu verstehen, wie sich diese in einer möglichst konkreten und spontanen Schilderung der persönlichen Lebenssituation ausdrücken. In nachfolgender Tabelle sind die Daseinsthemen für die Gruppe der 400 Frauen und Männer wiedergegeben (Mittelwerte [M], Standardabweichungen [SD]).

Der Überblick über die Daseinsthemen verdeutlicht zunächst die große Bedeutung der Bezogenheit – im Sinne der Sorge für und um andere Menschen – für das Erleben alter Menschen: Im dritten, fünften und sechsten Daseinsthema spiegelt sich die Bezogenheit wider; im fünften und sechsten Daseinsthema zugleich die Sorge um bzw. für andere Menschen. Auch das achte Daseinsthema – eine Aufgabe im Leben haben – spricht für die Sorge um bzw. für andere Menschen (wenn auch nicht ausschließlich), denn in den meisten Interviews wurde die Förderung der Lebenssituation anderer Menschen – dabei ausdrücklich auch junger Menschen – als wichtige Aufgabe im Leben genannt. Dabei konnte diese Förderung auch eher »symbolischer« Natur sein: Entscheidend war das Motiv erlebter bzw. praktizierter Mitverantwortung. Zu den Aufgaben im Leben konnte weiterhin die Aufrechterhaltung von Selbstständigkeit und Gesundheit wie auch von Teilhabe und persönlichen Interessen gehören, was zeigt, wie verschiedenartig und umfassend der Aufgabencharakter des Lebens subjektiv gedeutet wird. Es finden sich sechs Daseinsthemen (7., 9., 10., 13., 15. und 16. Thema), in denen die vermehrte Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbst (auch in seiner biografischen Dimension) im Zentrum steht. Vor allem die Erfahrung seelisch-geistiger Reifung im Alternsprozess, die erlebten seelisch-geistigen Gewinne sowie die wachsende Bedeutung des Lebensrückblicks sprechen für diese Auseinandersetzung. Aber auch Glaubens- und Transzendenzenerfahrungen weisen auf diese hin.

Tabelle 1: Daseinsthemen im Alter

	Daseinsthema	M	SD
1.	Freude an der Natur	2.3	.54
2.	Alter als Chance, Aufgabe und Herausforderung	2.2	.56
3.	Freude am Zusammensein mit anderen Menschen	2.2	.60
4.	Körperliche Einschränkungen/Verluste	2.2	.57
5.	Erfahrung, von anderen Menschen gebraucht werden	2.2	.72

6.	Anderen Menschen etwas geben können	2.2	.72
7.	Wachsende Bedeutung des Lebensrückblicks	2.1	.70
8.	Eine Aufgabe im Leben haben	2.1	.68
9.	Zufriedenstellende/gute (physische/mentale) Gesundheit	2.1	.63
10.	Möglichkeiten selbstverantwortlicher Lebensgestaltung/erfüllter Alltag	2.1	.59
11.	Belastendes Schmerzerleben	2.0	.84
12.	Freude an der Musik/Kunst/Literatur	2.0	.73
13.	Glaubens- und Transzendenzerfahrungen	2.0	.70
14.	Sorge vor wachsender Einsamkeit	2.0	.62
15.	Erfahrung eigener seelisch-geistiger Reifung	1.9	.71
16.	Seelisch-geistige Gewinne / seelisch-geistiges Wachstum	1.9	.70
17.	Stärkeres Angewiesensein auf Hilfeleistungen durch andere Menschen und Institutionen	1.9	.60
18.	Sorge vor ausgeprägten sensorischen Einbußen	1.9	.59
19.	Großes Interesse anderer Menschen am hohen Alter	1.9	.60
20.	Sorge vor kognitiven Verlusten und abnehmender Orientierung	1.8	.59
21.	Phasen von schmerzlich empfundener Einsamkeit	1.8	.61
22.	Leben in der eigenen Wohnung	1.7	.71
23.	Stärkeres Angewiesensein auf Beziehungen zu anderen Menschen	1.7	.69
24.	Sorge vor Aufgabe der eigenen Wohnung	1.7	.66
25.	Erfahrung der Abwertung, Meidung, Geringschätzung durch andere Menschen	1.4	.56

Die »Freude an der Natur« weist den höchsten Mittelwert auf; dies zeigt, wie wichtig der Zugang zur Natur (auch) im Alter ist, wie sehr das Eingebunden-Sein in die Natur das Lebensgefühl vieler Menschen im Alter bestimmt.

Eine ähnlich große Bedeutung wie das Thema »Freude an der Natur« hat in der Gesamtgruppe das Thema »Alter als Chance, Aufgabe und Herausforderung«. Was ist mit diesem Thema gemeint? Es sind drei Aspekte, die im Erleben vieler alter Menschen verschmelzen (im Sinne eines thematischen Komplexes): Zunächst die Chance mit Blick auf die vermehrte Selbstgestaltung des Alltags, mit Blick auf den Ausbau von Lebenswissen, welches auch nachfolgenden Generationen vermittelt werden kann, und schließlich mit Blick auf die wachsende Fähigkeit, das Leben so akzeptieren zu können, wie es ist. Sodann – unmittelbar mit der erlebten Chance verbunden, von dieser somit gar nicht abzulösen – der Aufgabencharakter des Lebens, der sich im notwendigen Umgang mit Einbußen (in der körperlichen Leistungsfähigkeit, in kognitiven, sensorischen und motorischen Funktionen), Verlusten (im sozialen Bereich) und Einschränkungen (in der Mobilität sowie in der Erreichbarkeit von Orten, aber auch von anderen Menschen) zeigt. Und schließlich die Herausforderung, die sich darin zeigt, dass das Alter mit Themen konfrontiert, die man so bislang noch nicht oder nicht so intensiv erfahren hat: die Endgültigkeit der Situation, die Endlichkeit des Lebens, der deutlich kleiner werdende soziale Lebenskreis, schließlich die schwere Krankheit und der Tod eines nahestehenden Menschen. Auch wenn die hier angesprochenen Aspekte des Themas »Alter als Chance, Aufgabe und Herausforderung« in der angeführten Folge der Daseinsthemen zum Teil und auch in etwas anderer inhaltlicher Konturierung erkennbar sind, so haben wir uns im Auswertungsprozess dafür entschieden, dieses komplexe Thema zu kodieren, weil – wie bereits hervorgehoben – die Verschmelzung von Chance, Aufgabe und Herausforderung sehr deutlich erfahrbar bzw. erkennbar war.

Bleiben wir noch bei dem Daseinsthema »Eine Aufgabe im Leben haben« stehen. Die angesprochene Studie zu den Daseinsthemen ging auch der Frage nach den Zusammenhängen zwischen diesem Daseinsthema einerseits und zentralen Merkmalen der psychischen Situation nach, wobei folgende Merkmale berücksichtigt wurden: (1) Kohärenzgefühl, (2) Depression, (3) Lebenszufriedenheit, (4) Einstellung zum eigenen Alter, (5) Subjektives Alter, (6) Subjektive Gesundheit, (7) Optimismus, (8) Mitverantwortliche Potenziale, (9) Barrieren der Mitverantwortung, (10) Entwicklungsgewinne. Die Korrelationen zwischen dem Daseinsthema »Eine Aufgabe im Leben haben« und den genannten Merkmalen der psychischen Situation waren in acht Fällen sehr hoch, in einem Fall hoch; in einem weiteren Fall (»subjektives Alter«) war die Korrelation nicht signifikant. Mithin erwies sich dieses Daseinsthema als ein *Schlüsselthema* mit Blick auf die psychische Situation: Jene Menschen, die davon überzeugt sind, eine Aufgabe im Leben zu haben, zeigen auch eine

deutlich bessere psychologische Gesamtsituation auf. Betrachtet man die am stärksten ausgeprägten Zusammenhänge, so fallen vor allem Kohärenzgefühl, Lebenszufriedenheit, Optimismus und mitverantwortliche Potenziale auf.

Die hervorgehobene Bedeutung, die das Merkmal »Eine Aufgabe im Leben haben« für die psychologische Gesamtsituation besitzt, erfordert auch eine nähere Betrachtung dessen, was genau unter diesem Merkmal zu verstehen ist. Bei der Erstellung des Kategoriensystems war es uns wichtig, die in vielen Interviews der Pilotuntersuchung getroffenen Aussage, (a) wonach man auch im Alter nach einer Aufgabe suche, (b) wonach sich auch im Alter Aufgaben stellten, (c) wonach man im Alter keine Aufgabe mehr habe, (d) wonach sich im Alter keine Aufgaben mehr stellten, (e) wonach man im Alter gar nicht mehr nach einer Aufgabe strebe (zum Beispiel, weil man in der Biografie genug getan habe), zu kategorisieren.

4. DAS LEBEN ALS AUFGABE – EINE EXISTENZPSYCHOLOGISCHE ANALYSE

Ein zentrales Thema, welches der Wiener Arzt und Psychologe Viktor Frankl (1905–1997) als Motiv für ein stimmiges, sinnerfülltes Leben nennt, bildet das Bedürfnis der Person, das eigene Leben auch als *Aufgabe* zu begreifen, dieses in den *Dienst der Weltgestaltung* zu stellen, wobei unter »Welt« unterschiedliche Bezüge des Individuums zu verstehen sind: andere Menschen, Ideen, die Schöpfung. In dem Maße, in dem die Person ihr Leben als eine Aufgabe begreift, in dem sie sich für die Welt einsetzt und diesen Einsatz als einen Dienst an der Welt begreift, verwirklicht sie Werte und erlebt gerade dadurch ihr Leben als stimmig und sinnerfüllt. Das Engagement für die Welt ist als Akt der *Selbst-Transzendenz* zu verstehen, geht doch die Person in diesem Engagement über sich hinaus.

In seiner Schrift »Der leidende Mensch« (2005, zuerst 1975) entfaltet Frankl das Konzept der Wertverwirklichung. Er unterscheidet in dieser zwischen drei Formen der Wertverwirklichung: dem Wert des *Schaffens*, dem Wert des *Erlebens und Liebens* sowie dem Wert des *angenommenen Leidens und Erleidens*. Es ist in dieser Schrift zu lesen:

»Den Sinn des Daseins erfüllen wir – unser Dasein erfüllen wir mit Sinn – allemal dadurch, dass wir Werte verwirklichen. Solche Wertverwirklichung ist nun auf drei Wegen möglich: die erste Möglichkeit, Werte zu verwirklichen, beruht darauf, dass wir etwas schaffen – dass wir irgendwie Welt gestalten; die zweite Möglich-

keit besteht darin, dass wir etwas erleben – dass wir Welt in uns aufnehmen: dass wir die Schönheit oder Wahrheit des Seins eingehen lassen in uns selbst. Die dritte Möglichkeit der Wertverwirklichung liegt schließlich darin, dass wir leiden, – sie liegt im Erleiden des Seins, des Schicksals. An jenen Werten, die im Erleben der Welt und des Schicksals verwirklicht werden, zeigt sich, dass gerade der Rückzug von der Verwirklichung ›schöpferischer‹ Werte und der ›Erlebniszerte‹ die Chance gibt, in einer richtigen Einstellung zu ebendieser Einschränkung der Wertmöglichkeiten nun erst recht Werte zu verwirklichen: ›Einstellungswerte‹. Somit bedeutet der notwendige Rückzug einen möglichen Vorstoß zu den höchsten Sinn- und Wertmöglichkeiten – die eben nur das Leiden in sich birgt.«¹²

Diese drei Formen der Wertverwirklichung können auch wie folgt umschrieben werden: (a) Gestaltung der Welt (*homo faber*); (b) Aufnahme der Welt in sich selbst (*homo amans*); (c) Annahme des persönlichen Schicksals, auch des Leidens, mit dem das Schicksal konfrontiert (*homo patiens*).

Nehmen wir eine knappe *Einordnung dieser drei Wertformen in eine Anthropologie des Alters* vor. Es soll mit der dritten der von Viktor Frankl differenzierten Formen der Wertverwirklichung – der Fähigkeit und Bereitschaft, das eigene Schicksal, das eigene Leiden anzunehmen – begonnen werden. Diese ist gerade für das Verständnis der seelisch-geistigen Situation im hohen (›vierten‹) Alter sehr bedeutsam. Denn im hohen Alter nimmt die körperliche und kognitive Verletzlichkeit der menschlichen Existenz noch einmal signifikant zu (und wird auch vom Individuum als solche erlebt), was sich vor allem in einer höheren Anzahl gleichzeitig bestehender und chronisch verlaufender körperlicher Erkrankungen wie auch in dem wachsenden Risiko hirnorganischer, vor allem demenzieller Erkrankungen widerspiegelt. Eine der wichtigen psychologischen Aufgaben des hohen Alters ist darin zu sehen, die eigene Verletzlichkeit anzunehmen und zugleich offen zu sein für neue Erlebnisse und Erfahrungen, aber auch neue Entwicklungsmöglichkeiten, die das hohe Lebensalter mit sich bringt.¹³ Diese Entwicklungsaufgabe kann auch im Sinne einer Integration von Verletzlichkeits- und Potenzialperspektive interpretiert werden.¹⁴ Die zweite von Viktor Frankl differenzierte Form der Wertverwirklichung – die Bereitschaft, die Schönheit der Welt in sich eingehen zu lassen, in sich aufzunehmen – ist im höheren und hohen Alter auch deswegen so be-

¹² Viktor Frankl: *Der leidende Mensch*, Bern 2005 (zuerst 1975), 203.

¹³ Erik H. Erikson et al.: *Vital involvement in old age*, New York 1986.

¹⁴ Andreas Kruse: *Lebensphase hohes Alter. Verletzlichkeit und Reife*, Heidelberg 2017.

deutsam, weil sie helfen kann, sich von den Verpflichtungen des Berufs zu lösen und sich anderen Möglichkeiten der Lebensgestaltung gegenüber zu öffnen. Mit der dritten von Viktor Frankl unterschiedenen Form der Wertverwirklichung stehen wir im Zentrum des Themas: Denn das Engagement für andere Menschen, die Bereitschaft, das eigene Leben in den Dienst der Welt zu stellen, berührt die Wertform des Schaffens bzw. Erschaffens. Auch wenn sich das bürgerschaftliche Engagement nicht notwendigerweise im Schaffen und Erschaffen ausdrückt, so kennen wir doch genügend Möglichkeiten des Engagements, in dem sich Menschen an dem Prozess der Produktion (oder Verfeinerung) von Gegenständen beteiligen (*homo faber*). Zudem ist mit dem Schaffen bzw. Erschaffen nicht nur ein technisches Produkt gemeint. Auch das Schaffen bzw. Erschaffen von sozialen Strukturen – zum Beispiel teilhabefreundlichen Strukturen – ist mit dem Begriff des *homo faber* umschrieben. Und gerade in der Mitwirkung an der Entstehung solcher sozialen Strukturen finden ältere bzw. alte Menschen eine bedeutende Ausdrucksform ihres Engagements in der und für die Zivilgesellschaft.

5. DER DIENST AM ANDEREN

In seiner Schrift »Entre nous. Essais sur le penser-à-l'autre« (1991) (deutsch: »Zwischen uns. Versuche über das Denken an den Anderen« [1995]) arbeitet Emmanuel Lévinas das Konzept »des Anderen« heraus. Die zentrale Stellung des Subjekts ist, wie Lévinas hervorhebt, zugunsten des unbedingten Anspruchs »des Anderen« aufzugeben. Bevor ich zu mir selbst komme, steht mir »der Andere« gegenüber; diesem kommt die Qualität der unbedingten »vorausgehenden Verpflichtung« zu. Dieser unbedingten Inanspruchnahme durch den Anderen ist das Subjekt »unterworfen«, weswegen Emmanuel Lévinas den lateinischen Begriff *subjectum* im Sinne von *subjectum* – nämlich »unterworfen« – übersetzt. Dabei ist zu bedenken: Wie »der Andere« einen unbedingten Anspruch an mich richtet, so richte ich einen unbedingten Anspruch an ihn. Und: Durch »den Anderen« komme ich mehr und mehr zu mir selbst. Dabei wird die Beziehung zwischen »dem Anderen« und dem Subjekt in den Kontext einer Verantwortungsethik gestellt. So ist in der genannten Schrift zu lesen:

»Die Nähe des Nächsten ist die Verantwortung des Ich für einen Anderen. Die Verantwortung für den anderen Menschen, die Unmöglichkeit, ihn im Geheimnis des Todes allein zu lassen, ist konkret, durch alle Modalitäten des Gebens hin-

durch der Empfang der höchsten Weihe und Gabe, derjenigen, für den Anderen zu sterben. Verantwortung ist keine kalt juristische Forderung. Sie ist die ganze Schwere der Nächstenliebe [...].«¹⁵

Und an anderer Stelle:

»Von aller Ewigkeit her steht ein Mensch für den anderen ein. Von Einzigem zu Einzigem. [...] Appell des Antlitzes an den Nächsten, der mit seiner ethischen Dringlichkeit die Verpflichtungen des angerufenen Ich sich selbst gegenüber verschiebt oder beiseite wischt, so dass die Sorge um den Tod des Anderen für das Ich noch vor seine Sorge um sich treten kann. Die Eigentlichkeit des Ich wäre somit also dieses Hören des als erster Gerufenen, die Aufmerksamkeit für den Anderen [...] ungeachtet der eigenen Sterblichkeit.«¹⁶

Die Verantwortung des Ich für den Anderen steht hier im Zentrum, plastisch umschrieben mit dem »Appell des Antlitzes an den Nächsten«. Die Selbstverantwortung – »Sorge um sich« – tritt hinter die Mitverantwortung – »Sorge um den Anderen«. Daraus lässt sich auch folgern: In der Verantwortung für den Anderen (Mitverantwortung) gelangt das Individuum zu sich selbst, erfährt es sich selbst. Mit dieser Aussage macht Lévinas noch einmal deutlich, dass Menschen ohne eine Kommunikation, in der sie füreinander Sorge übernehmen, nicht sein können.

Was aber bedeutet dies für das hohe Alter? Wenn man davon ausgeht, dass im hohen Alter die Wahrscheinlichkeit erkennbar zunimmt, nahestehende Menschen – die in der Terminologie von Helmuth Plessner auch als »Stabilisatoren« zu begreifen sind – zu verlieren, dann lässt sich feststellen: Im hohen Alter verliert die Thematik der Mitverantwortung nicht an subjektiver Bedeutung, sondern – im Gegenteil – sie gewinnt sogar noch an Bedeutung und wird damit in besonderer Weise thematisch. Diese Annahme begründen wir damit, dass sich Möglichkeiten der Verantwortungsübernahme in sozialen Beziehungen im hohen Alter nicht mehr in der Selbstverständlichkeit bieten, wie dies in früheren Lebensjahren der Fall ist.

¹⁵ Emmanuel Lévinas: *Entre nous. Essais sur le penser-à-l'autre*, Paris 1991 [deutsch: *Zwischen uns. Versuche über das Denken an den Anderen*, München 1995], 227.

¹⁶ A. a. O., 270.

6. PSYCHISCHE POTENZIALE IM HOHEN ALTER ALS GRUNDLAGE FÜR DEN DIENST AM ANDEREN

Die psychologische Betrachtung von Potenzialen des Selbst im hohen Alter führt zu einer Verbindung von vier Konstrukten: (1) Introversion mit Introspektion, (2) Offenheit, (3) Sorge und (4) Wissensweitergabe.¹⁷

INTROVERSION MIT INTROSPEKTION

Introversion mit Introspektion ist zu verstehen im Sinne einer vertieften, konzentrierten Auseinandersetzung des Individuums mit dem eigenen Selbst. Im Zentrum dieser Betrachtung steht das Selbst, das in der psychologischen Forschung als Zentrum, als Kern der Persönlichkeit betrachtet wird. Das Selbst integriert alle Erlebnisse, Erfahrungen und Erkenntnisse, die das Individuum im Laufe seines Lebens in der Begegnung mit anderen Menschen, in der Auseinandersetzung mit der Welt, aber auch in der Auseinandersetzung mit sich selbst und seiner Biografie gewinnt. In dem Maße nun, in dem Menschen offen sind für neue Erlebnisse, Erfahrungen und Erkenntnisse, entwickelt sich auch das Selbst weiter: Dieses zeigt sich gerade in der Verarbeitung neuer Erlebnisse, Erfahrungen und Erkenntnisse in seiner ganzen Dynamik, in seiner (schöpferischen) Veränderungskapazität. Das Konstrukt der Introversion mit Introspektion wird hier verwendet, um die besondere Sensibilität alter Menschen für alle Prozesse zu umschreiben, die sich in ihrem Selbst abspielen.

Neben den Erlebnissen, Erfahrungen und Erkenntnissen, die in der Begegnung mit anderen Menschen und in der Auseinandersetzung mit der Welt gewonnen werden, spielt hier zunächst der Lebensrückblick eine Rolle: Inwieweit werden dem Individuum bei dieser »Spurensuche« noch einmal Aspekte seines Selbst bewusst, die dieses aus heutiger Sicht positiv bewertet, inwieweit Aspekte des Selbst, die dieses eher negativ bewertet? Inwieweit gelingt es dem Individuum trotz negativer Bewertungen, »sich selbst Freund zu sein«, die eigene Biografie in ihren Höhen und Tiefen als etwas anzunehmen, das in ebendieser Gestalt stimmig, sinnerfüllt, notwendig war, inwieweit kann das Individuum sich selbst, aber auch anderen Menschen im Rückblick vergeben? Zudem stößt die begrenzte Lebenszeit Prozesse der Introversion mit Introspektion an: In der Literatur wird auch von Memento-mori-Effekten gesprochen, womit Einflüsse der erlebten Nähe zum Tod auf das Selbst gemeint sind. Im Zentrum stehen eine umfassendere Weltsicht und eine damit einhergehende

¹⁷ Kruse, Lebensphase hohes Alter (wie Anm. 14).

Ausweitung des persönlich bedeutsamen Themenspektrums, weiterhin eine gelassenerere Lebenseinstellung, begleitet von einer abnehmenden Intensität von Emotionen wie Ärger, Trauer, Reue und Freude. Zudem treten Spiritualität, Altruismus und Dankbarkeit stärker in das Zentrum des Erlebens. Schließlich gewinnen Grenzsituationen große Bedeutung für Prozesse der Introversion mit Introspektion. Mit Grenzsituationen umschreibt Karl Jaspers jene Situationen, die wir durch unser eigenes Handeln nicht verändern, sondern allein durch unsere Existenz zur Klarheit bringen können. Damit spricht Jaspers Prozesse der inneren, seelisch-geistigen Auseinandersetzung an, die darauf zielen, die erlebten Grenzen – so zum Beispiel chronische Erkrankungen, zunehmende Gebrechlichkeit, Verlust nahestehender Menschen, begrenzte Lebenszeit – innerlich zu verarbeiten, sie zu einem Teil des bewusst gestalteten und in seinen Höhen wie Tiefen angenommenen Lebens werden zu lassen.¹⁸

OFFENHEIT

Die konzentrierte, vertiefte Auseinandersetzung mit sich selbst wird durch die Offenheit des Individuums für neue Eindrücke, Erlebnisse und Erkenntnisse gefördert. Offenheit wird in der psychoanalytischen Literatur auch mit dem Begriff der »kathektischen Flexibilität« umschrieben, in dem Sinne, dass auch neue Lebensbereiche emotional und geistig besetzt und damit subjektiv thematisch werden. Mit Blick auf das hohe Alter misst der Psychologe Robert Peck dem Abzug der seelisch-geistigen Energie von körperlichen Prozessen und deren Hinwendung zu psychischen Prozessen große Bedeutung bei; weiterhin dem Abzug der seelisch-geistigen Energie vom eigenen Ich und deren Hinwendung zu dem, was dieses Ich materiell und ideell umgibt: der natürlichen, kulturell und sozial geformten Welt, dem Kosmos, der gesamten Schöpfung. Dies aber bedeutet, dass das Individuum empfänglich, offen für neue Erlebnisse, Erfahrungen und Erkenntnisse ist, dass es den »fließenden Charakter«, mithin die Dynamik des Selbst nicht blockiert, sondern dass es sich vielmehr ganz auf diese einlässt und damit auch etwas Neues hervorbringt, »schöpferisch lebt«.

Die Empfänglichkeit oder Offenheit des Individuums für neue Eindrücke, Erlebnisse und Erkenntnisse, die aus dem Blick auf sich selbst wie auch auf die umgebende Welt erwachsen, wird in der psychologischen Forschung vielfach als eine stabile Persönlichkeitseigenschaft (»trait«) gedeutet, die sich –

¹⁸ Andreas Kruse: Vom Leben und Sterben im Alter. Wie wir das Lebensende gestalten können, Stuttgart 2021.

unter dem Einfluss genetischer Dispositionen – in Kindheit und Jugend ausgebildet und dann im Kern über den weiteren Lebenslauf in der einmal entwickelten Ausprägung fortbesteht. Auch wenn hier nicht die genetische Disposition von Persönlichkeitsmerkmalen bestritten werden soll, so spricht doch vor dem Hintergrund psychologischer Forschungsbefunde manches dafür, Offenheit auch als das Ergebnis von Entwicklungsprozessen im Lebenslauf – einschließlich entwicklungsförderlicher Angebote – zu betrachten, mithin auch als eine »psychologische Leistung«. Zudem liegt es nahe, von möglichen Variationen der Offenheit im Lebenslauf auszugehen: je nachdem, in welchem sozialen und kulturellen Umfeld wir uns bewegen, mit welchen Menschen wir über lange Zeiträume Erlebnisse, Erfahrungen und Erkenntnisse teilen (hier sei zum Beispiel die Partnerschaft genannt), welche Aufgaben an uns in den verschiedenen Lebensaltern gestellt werden, wie wir diese Aufgaben zu lösen versuchen, welche Art der Förderung wir dabei erhalten (hier sind Bildungsangebote besonders wichtig) und mit welchen Grenzen wir letztlich konfrontiert sind, können Ausmaß und Art der Offenheit unterschiedlich ausfallen – auch wenn die Spielräume durch die genetische Disposition mitdefiniert sind.

Eine dieses Verständnis von »Offenheit« begründende Definition findet sich in der 1951 veröffentlichten und auch heute noch sehr lesenswerten Schrift: »Persönlichkeit – eine dynamische Interpretation« des Psychologen Hans Thomae. Dort ist zu lesen:

»So könnte man etwa als Maßstab der Reife die Art nehmen, wie der Tod integriert oder desintegriert wird, wie das Dasein im Ganzen eingeschätzt und empfunden wird, als gerundetes oder unerfüllt und Fragment gebliebenes, wie Versagungen, Fehlschläge und Enttäuschungen, die sich auf einmal als endgültige abzeichnen, abgefangen oder ertragen werden, wie Lebenslügen, Hoffnungen, Ideale, Vorlieben, Gewohnheiten konserviert oder revidiert werden. Güte, Gefasstheit, Abgeklärtheit sind Endpunkte einer Entwicklung zur Reife hin, Verhärtung, Protest, ständig um sich greifende Abwertung solche eines anderen Verlaufs. [...] Güte, Abgeklärtheit und Gefasstheit sind nämlich nicht einfach Gesinnungen oder Haltungen, die man diesen oder jenen Anlagen oder Umweltbedingungen zufolge erhält. Sie sind auch Anzeichen für das Maß, in dem eine Existenz geöffnet blieb, für das Maß also, in dem sie nicht zu Zielen, Absichten, Spuren von Erfolgen oder Misserfolgen gerann, sondern so plastisch und beeindruckbar blieb, dass sie selbst in der Bedrängnis und noch in der äußersten Düsternis des Daseins den Anreiz zu neuer Entwicklung empfindet.«¹⁹

¹⁹ Hans Thomae: *Persönlichkeit: eine dynamische Interpretation*, Bonn 1951, 104.

SORGE

Sorge beschreibt in ihrem schöpferischen Sinne die erlebte und praktizierte Mitverantwortung für andere Menschen und das damit verbundene Bedürfnis, etwas für andere Menschen zu tun, deren Entwicklung und Lebensqualität zu fördern. Dieser Aspekt von Sorge wird auch mit dem psychologischen Konstrukt der Generativität ausgedrückt. Sorge meint zudem nicht nur die von einem Menschen ausgehende, praktizierte Sorge, sondern auch die Sorge, die er von anderen erfährt. Dabei ist auch mit Blick auf Sorgebeziehungen im hohen Alter hervorzuheben, wie wichtig ein Geben und Nehmen von Hilfe und Unterstützung für die Akzeptanz erfahrener Sorge ist. Die fehlende Möglichkeit, die empfangene Sorge zu erwidern, macht es schwer, Sorge anzunehmen. Dieser Aspekt gewinnt besondere Bedeutung in Phasen erhöhter Verletzlichkeit. Gerade in solchen Phasen sind Menschen sensibel dafür, ob sie primär als Hilfeempfangende wahrgenommen und angesprochen werden, oder ob sie auch in ihrer Kompetenz, selbst Hilfe und Unterstützung zu leisten, ernst genommen werden. Zugleich ist im thematischen Kontext von Sorge immer mitzudenken, wie wichtig es ist, dass das Individuum rechtzeitig lernt, Hilfe und Unterstützung, die objektiv nötig ist, bewusst anzunehmen.

Vor dem Hintergrund dieses Verständnisses von Sorge wird auch deutlich, was mit Sorge nicht gemeint ist: das Umsorgt-Werden von anderen Menschen, das Umsorgen anderer Menschen. Nicht selten tendieren wir dazu, Sorge mit Umsorgt-Werden oder Umsorgen gleichzusetzen. Dieses enge Verständnis von Sorge greift zu kurz. Sorge ist sehr viel weiter zu fassen: Sie meint die freundschaftliche Hinwendung zum Menschen, die freundschaftliche Hinwendung zur Welt – und dies in einer Haltung der Mitverantwortung (für den Mitmenschen wie auch für die Welt) und dem Bedürfnis nach aktiver Mitgestaltung (der Beziehungen, der Welt).²⁰

WISSENSWEITERGABE

Wissensweitergabe meint insbesondere das Fortwirken des Individuums in nachfolgenden Generationen. Dieses Fortwirken vollzieht sich auch auf dem Wege materieller und ideeller Produkte, die das Individuum erzeugt und mit denen es einen Beitrag zum Fortbestand und zur Fortentwicklung der Welt leistet. So sehr eine Person in der Erinnerung an das gesprochene Wort und die einmalige Gebärde fortlebt, so sehr Begegnungen mit dieser

²⁰ Hannah Arendt: *Vita activa oder vom tätigen Leben*, Stuttgart 1959.

in uns emotional und geistig fortwirken, so wichtig ist es auch, die materiellen und ideellen Produkte im Auge zu haben, die sich nicht notwendigerweise unmittelbaren Begegnungen mit nachfolgenden Generationen verdanken, sondern die in Verantwortung vor der Welt und für die Welt entstanden sind. Das Handeln als höchste Form der *Vita activa* beschränkt sich also nicht allein auf den unmittelbaren, konkreten Austausch mit Menschen. Wir treten auch in unseren Gedanken in einen – vielleicht »virtuell« zu nennenden – Austausch mit Menschen, die wir kannten (und die heute nicht mehr leben), die wir kennen (denen wir aber gegenwärtig nicht unmittelbar begegnen können) und die wir noch nicht kennen, ja, niemals kennenlernen werden: Damit ist in besonderer Weise die »geistige« Dimension der *Vita activa*, des »gemeinsamen« Handelns (als eines Konstituens der *Vita activa*) und des Politischen (als der Umschreibung von gemeinsam geteilter Verantwortung vor der Welt und für die Welt) angesprochen.²¹

7. WELCHE POTENZIALE TRÄGT EIN POTENZIALTHEORETISCHER UND -EMPIRISCHER DISKURS DES ALTERS FÜR EIN VERTIEFTES VERSTÄNDNIS VON BÜRGERSCHAFTLICHEM ENGAGEMENT?

Die vorangegangenen Ausführungen sollten deutlich gemacht haben, dass das bürgerschaftliche Engagement vielen alten Menschen als Möglichkeit dient, eine Aufgabe im Leben wahrzunehmen, deren Bedeutung für das Gemeinwohl auch von anderen Menschen erkannt und anerkannt wird. Die Schaffung von Gelegenheitsstrukturen zu einem solchen – in Inhalten wie im Umfang frei gewählten – Engagement bildet eine bedeutende gesellschaftliche, vor allem kommunale Aufgabe. Dabei ist zu bedenken, dass die Lebensbindungen (wie sich diese in den Daseinsthemen wie auch in den subjektiven Präferenzen zeigen) eine Vielfalt an Werten und Interessen zeigen, von denen alle Generationen profitieren. Das besondere Interesse alter Menschen gilt dabei jungen Menschen, deren Entwicklung sie bereichern wollen. Die berichteten psychischen Potenziale – so zum Beispiel der Erwerb und die Weitergabe von reflektierten Erfahrungen sowie von Wissen – zeigen, dass junge Menschen durchaus von den seelisch-geistigen und sozialkommunikativen

²¹ A. a. O.

Qualitäten alter Menschen profitieren können, wenn entsprechende Gelegenheitsstrukturen zum intergenerationellen Austausch geschaffen und weiterentwickelt werden.

Petra-Angela Ahrens

DAS ENGAGEMENT DER ÄLTEREN: EMPIRISCHE BEOBACHTUNGEN ZU AKTUELLEN ENTWICKLUNGEN

I. EINLEITUNG

Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes ist der Anteil der Menschen ab 60 Jahren in Deutschland im Jahr 2020 auf 29% gestiegen.¹ Zwar wird der ‚Nachwuchs‘ an Älteren nach der nun in das Ruhestandsalter aufrückenden »Baby-Boomer-Generation« wieder geringer ausfallen. Gleichzeitig steigt aber auch die Lebenserwartung weiter an, und die Zahl der Jahre, die Menschen im höheren Alter aktiv am zivilgesellschaftlichen Leben teilhaben (können), scheint ebenfalls weiter zu wachsen.² Der älteren Generation kommt damit auch künftig ein besonderer Stellenwert für die Ausgestaltung einer vielfältigen Engagement-Landschaft zu.

Lange Zeit galt, dass das freiwillige bzw. ehrenamtliche Engagement vor allem bei den Menschen in der Mitte des Lebens, im sogenannten erwerbsfähigen Alter, stark verbreitet ist, während für die Zugehörigen der älteren Generation zumindest in dieser Hinsicht eine mit zunehmendem Alter geringer werdende Einbindung in das gesellschaftliche Leben beobachtet wurde. Inwieweit dies im Sinne des »Disengagement«-Ansatzes³ als funktionaler, für das Wohlbefinden der Älteren positiver Rückzug oder aber im Sinne einer –

¹ <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Bevoelkerungsstand/Tabellen/liste-altersgruppen.html> (abgerufen im September 2021).

² Svenja M. Spuling/ Anja Cengia/ Markus Wettstein: Funktionale und subjektive Gesundheit bei Frauen und Männern im Verlauf der zweiten Lebenshälfte, in: Claudia Vogel et al. (Hrsg.), Frauen und Männer in der zweiten Lebenshälfte. Älterwerden im sozialen Wandel, Wiesbaden 2019, 35–51: 40ff.

³ Elaine Cumming/ William Henry: Growing old – the process of disengagement, New York 1961.

zum Beispiel durch Altersgrenzen beförderten – Exklusion der Älteren vom Engagement einzuordnen war, scheint sich schon seit einigen Jahren deutlich abzuzeichnen: So war im Zuge der sich auch gesellschaftspolitisch verstärkenden Fokussierung auf die Potenziale des Alters, auf das »aktive Altern« in den Nullerjahren dieses Jahrhunderts⁴ auch ein Zuwachs Engagierter in der älteren Generation zu beobachten.⁵ Dieser ist wohl kaum allein – schon wegen des dafür sehr kurzen Zeitraums einer Dekade – auf die »zunehmende körperliche und geistige Fitness«⁶ der Älteren zu beziehen, sondern verweist nicht zuletzt auf die Verbesserung der Gelegenheitsstrukturen für ihre aktive zivilgesellschaftliche Einbindung, die ihrerseits mit positiven Effekten für die individuelle Befindlichkeit einhergeht.⁷ Nach Ergebnissen des jüngsten Deutschen Freiwilligensurveys (FWS) von 2019⁸ hat sich der Trend des zunehmenden Engagements unter den Älteren – vor allem bei den sogenannten Hochaltrigen (Personen ab 80 Jahren) – fortgesetzt.⁹

Schon angesichts des hohen Anteils der älteren Generation in der Bevölkerung scheint ihre aktive zivilgesellschaftliche Einbindung unverzichtbar: Die Älteren leisten damit nicht nur einen erheblichen Beitrag zum Sozialka-

⁴ Petra-Angela Ahrens: Alt ist man erst ab achtzig: Erkenntnisse der Alter(n)sforschung, in: Traugott Jähnichen/Torsten Meireis/Johannes Rehm/Sigrid Reihs/Hans-Richard Reuter/Gerhard Wegner (Hrsg.), *Alternde Gesellschaft. Jahrbuch Sozialer Protestantismus* 6, Gütersloh 2013, 13–40: 18 ff.

⁵ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hrsg.): *Hauptbericht des Freiwilligensurveys 2009. Zivilgesellschaft, soziales Kapital und freiwilliges Engagement in Deutschland 1999 – 2004 – 2009*, Berlin 2010, 20, 155 ff.

⁶ A. a. O., 156.

⁷ Vgl. BMFSFJ: *Fünfter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft. Der Beitrag älterer Menschen zum Zusammenhalt der Generationen. Stellungnahme*, 2006, <https://www.bmfsfj.de/blob/jump/77118/fuenfter-altenbericht-stellungnahme-der-bundesregierung-data.pdf> (abgerufen im September 2021), 34 ff.; Morten Wahrendorf/Johannes Siegrist: *Soziale Produktivität und Wohlbefinden im höheren Lebensalter*, in: Marcel Erlinghagen/Karsten Hank (Hrsg.), *Produktives Altern und informelle Arbeit in modernen Gesellschaften. Theoretische Perspektiven und empirische Befunde*, Wiesbaden 2008, 51–74.

⁸ Julia Simonson et al. (Hrsg.): *Freiwilliges Engagement in Deutschland. Der Deutsche Freiwilligensurvey 2019*, Berlin 2021, https://www.dza.de/fileadmin/dza/Dokumente/Forschung/Publikationen%20Forschung/Freiwilliges_Engagement_in_Deutschland_der_Deutsche_Freiwilligensurvey_2019.pdf (abgerufen im September 2021), 62, 71 ff.)

⁹ Zwar stellt der FWS selbst für 2019 keinen neuerlichen Anstieg der Engagement-Quote bei Älteren fest; doch ist dies auf eine fehlende Differenzierung der älteren Generation im Zeitvergleich zurückzuführen (s. u.).

pital unserer Gesellschaft.¹⁰ Sie übernehmen auch – und das in Relation zu anderen besonders häufig – sozialpolitisch bedeutsame Aufgaben, mit ihrem freiwilligen/ehrenamtlichen Einsatz u. a. im sozialen Bereich (siehe Punkt 4) sowie mit wichtigen (informellen) Unterstützungsleistungen (z. B. in der Nachbarschaftshilfe oder mit der Betreuung/Pflege naher Angehöriger, siehe auch Kap. 7). Diese tätige Mitverantwortung lässt sich zugleich als ein wichtiger Aspekt des »erfolgreichen« Alterns betrachten, indem sie zum Erhalt bzw. zur Stärkung u. a. der sozialen Beziehungen, kognitiver, mentaler und sozialer Kompetenzen beiträgt.¹¹

Allerdings darf an dieser Stelle ein kritischer Blick, der mit dem zunehmend normativen Charakter des aktiven Alter(n)s verbunden ist, nicht außen vor bleiben. So beobachtet van Dyk eine »Neuakzentuierung der Defizitperspektive auf das Alter, im Zuge derer es weniger um die *Unfähigkeit* als um die *Unwilligkeit* geht, sich produktiv in die Gesellschaft einzubringen«,¹² wobei diese Perspektive die allseits betonte und gewünschte Freiwilligkeit eines Engagements konterkariert. Das gilt es zu bedenken, wenn es um die gesellschaftliche *Nutzung* der Potenziale geht, die über eine Aktivierung der Älteren »gehoben« werden sollen. Zugleich scheint es allerdings noch immer – jedenfalls hinsichtlich des Engagements Älterer – an einer *Offenheit* für die Potenziale der Älteren¹³ zu mangeln, die diese selbst einbringen können bzw. möchten. Dazu trägt die – zumindest für die Hochaltrigen – noch immer verbreitete, pauschalisierende Defizitperspektive im Sinne einer zugeschriebenen Unfähigkeit bei.

Last but not least erweist sich – jedenfalls für das organisatorisch eingebundene Engagement – die soziale Ungleichheit immer wieder als bedeutender Faktor: Für formal geringer Gebildete, Menschen mit geringem Einkommen sowie für Arbeitslose fällt im Vergleich zu anderen der Anteil der Engagierten auffallend gering aus.¹⁴ Bereits im FWS 2014 wurde – be-

¹⁰ Robert D. Putnam: Making Democracy work. Civic Traditions in Modern Italy, Princeton 1993; ders.: Bowling alone. The Collapse and Revival of American Community, New York 2000.

¹¹ Vgl. auch den Beitrag von Andreas Kruse in diesem Band.

¹² Silke van Dyk: Soziologie des Alters, 2., aktualisierte und ergänzte Auflage, Bielefeld 2020, 123 (Hervorhebungen im Original).

¹³ Vgl. den Beitrag von Andreas Kruse in diesem Band.

¹⁴ Simonson et al.: Unterschiede und Ungleichheiten im freiwilligen Engagement, in: Simonson et al., Freiwilliges Engagement in Deutschland. Der Deutsche Freiwilligensurvey 2019, 73 ff.

züglich der Bildungsgruppen – eine sich weiter öffnende Schere diagnostiziert.¹⁵

Im Folgenden wird nun den aktuellen Entwicklungen zum Engagement der älteren Generation mit einer Sekundärauswertung der Daten des FWS nachgegangen, der mit seiner fünften und jüngsten Erhebung von 2019 einen Beobachtungszeitraum von inzwischen zwei Jahrzehnten umfasst. Er ermöglicht durch seine überaus großen Stichproben – 2019 insgesamt 27.762 Befragte, darunter 9.064 im Alter von mindestens 60 Jahren – auch feinere Differenzierungen. Neben einem Zeitvergleich zur Entwicklung des Engagements in den höheren Altersgruppen sollen vor allem die Engagement-Motive, aber auch die Engagement-Bereitschaft sowie die Gründe gegen ein Engagement näher betrachtet werden. Ein eigener Punkt widmet sich der Attraktivität unterschiedlicher Engagement-Bereiche in der älteren Generation. Dabei gilt dem Bereich »Kirche und Religion«¹⁶ eigene Aufmerksamkeit.

Über das gängige Engagement-Verständnis als freiwillige, nicht auf materiellen Gewinn gerichtete, im öffentlichen Raum stattfindende und in der Regel gemeinschaftliche/kooperative Tätigkeit¹⁷ hinaus soll in diesem Beitrag schließlich auch das informelle Engagement im sozialen Nahbereich berücksichtigt werden, da es einen eigenen, gesellschaftlich bedeutenden Stellenwert

¹⁵ Claudia Vogel et al.: Freiwilliges Engagement und öffentliche gemeinschaftliche Aktivität, in: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), Freiwilliges Engagement in Deutschland. Der Deutsche Freiwilligensurvey 2014, hrsg. v. Julia Simonson/Claudia Vogel/Clemens Tesch-Römer, Berlin 2016, <https://www.bmfsfj.de/resource/blob/93916/527470e383da76416d6fd1c17f720a7c/freiwilligensurvey-2014-langfassung-data.pdf> (abgerufen im September 2021), 83–147: 94.

¹⁶ Er ist einer von insgesamt 14 Engagement-Bereichen, die im FWS seit 1999 nachgefragt werden. Leider kann er nicht genauer differenziert werden.

¹⁷ Zumeist werden hier die von der Enquete-Kommission »Zukunft des bürgerschaftlichen Engagements« (Deutscher Bundestag: Drucksache 14/8900, Bericht der Enquete-Kommission »Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements«, Bürgerschaftliches Engagement: Auf dem Weg in eine zukunftsfähige Bürgergesellschaft, 14. Wahlperiode, Berlin 2002, <https://dserver.bundestag.de/btd/14/089/1408900.pdf> [abgerufen im September 2021], 38) aufgeführten Kriterien genannt, die allerdings auch die Gemeinwohlorientierung einbeziehen, deren genauere Bestimmung sich allerdings zugleich als problematisch und auch praktisch schwieriges Unterfangen erweist, da es eine normative Setzung beinhaltet; vgl. Adalbert Evers: »...Ein weites Feld«. Der Beitrag des Freiwilligensurveys 2014 zu dessen Sichtbarmachung, BBE-Newsletter für Engagement und Partizipation in Deutschland, 13/2016, https://www.b-b-e.de/fileadmin/Redaktion/05_Newsletter/01_BBE_Newsletter/bis_2017/2016/newsletter-13-evers.pdf (abgerufen im September 2021).

hat und zugleich ohne die Schwelle auskommt, die für eine organisatorische Einbindung der eigenen Tätigkeit überwunden werden muss.

2. ZUR ENTWICKLUNG DES ENGAGEMENTS IN DER ÄLTEREN GENERATION: EIN ZEITVERGLEICH

Vorab sind für die Einordnung der Ergebnisse – nicht nur – zum Zeitvergleich einige Hinweise zu beachten: Mit dem jüngsten FWS wurde für die Darstellung der Ergebnisse zum Engagement – auch für die früheren Befragungswellen – erstmals die schulische Bildung bei der Gewichtung der Datenbasis einbezogen. Damit wird die größere Bereitschaft, an Befragungen teilzunehmen, bei höher Gebildeten ausgeglichen sowie deren zugleich weit überdurchschnittliches Engagement berücksichtigt, das vorher zu einer Überschätzung der insgesamt erreichten Engagement-Quoten um drei bis vier Prozentpunkte geführt hatte.¹⁸ Entsprechend wurde auch in der Sekundärauswertung des FWS für die ältere Generation verfahren.

Für den Fokus auf das Engagement im Ruhestand ist zu beachten, dass die Rentnerinnen und Rentner bzw. Pensionärinnen und Pensionäre erst in der Gruppe der 65- bis 69-Jährigen das Gros der Befragten (mit 92% bzw. 93%) stellen. Bei den 60- bis 64-Jährigen ist ihr Anteil im Zeitvergleich von 64% im Jahr 1999 durchgehend gesunken auf 33% im Jahr 2019, was u. a. auch mit den Veränderungen gesetzlicher Regelungen zusammenhängt.¹⁹

Schließlich fällt bei der Betrachtung der im Vergleich zu früheren Erhebungsjahren besonders starke Anstieg der Engagement-Quote im Jahr 2014 – und das in allen Altersgruppen – ins Auge (Abb. 1). Er ist auf eine veränderte Erhebung des aktuellen Engagements – statt des zeitlichen Bezugs »derzeit« wurde in der Frageformulierung auf die genauere Bezeichnung »in den letzten 12 Monaten« umgestellt – und die Einführung einer standardisierten Prüfung der Angaben der Befragten zu ihrem Engagement zurückzuführen.²⁰

¹⁸ Julia Simonson et al.: Daten und Methoden des Deutschen Freiwilligensurveys, in: Simonson et al., *Freiwilliges Engagement in Deutschland. Der Deutsche Freiwilligensurvey 2019*, 31-49: 43f.

¹⁹ Vgl. auch Demografieportal, Fakten – Ältere Erwerbstätige, <https://www.demografieportal.de/DE/Fakten/erwerbstaetigenquote-aeltere.html> (abgerufen im September 2021).

²⁰ Vgl. Julia Simonson et al.: Was die Engagementforschung vom neuen Freiwilligensurvey lernen kann. Replik auf den Beitrag von Roland Roth »Gewinnwarnung – Anmerkungen zur wundersamen Engagementvermehrung des Freiwilligensurveys 2014« im BBE-Newslet-

ANHALTENDER TREND: STEIGENDE ENGAGEMENT-QUOTEN IN DER ÄLTEREN GENERATION

Im Zeitvergleich der Engagement-Quoten für die höheren Altersgruppen bilden sich deutliche Veränderungen ab (Abb. 1). Dies gilt zum Ersten für die Verläufe der Alters-Kurven in den jeweiligen Erhebungsjahren. Zeigten sich 1999 noch durchgehend mit zunehmendem Alter absinkende Anteile Engagierter, so änderte sich dies in den Folgeerhebungen: 2004 und 2009 begann ein deutlicher Rückgang erst bei den 70- bis 74-Jährigen; 2014 und 2019 dann bei den 75- bis 79-Jährigen. Damit lässt sich als Trend eine Verschiebung des nachlassenden Engagements in höhere Altersgruppen beobachten. Zwar liefert der FWS mit den jeweiligen Befragungen nur Querschnittsdaten, so dass sich eine biografische Interpretation dieser Verschiebungen nicht unmittelbar folgern lässt. Allerdings ermittelt der Alterssurvey in seinen Längsschnittanalysen zu Altersverläufen ebenfalls einen in den jüngeren Alterskohorten später einsetzenden Rückzug vom Engagement.²¹ Offenbar bleiben die Älteren tatsächlich zunehmend länger mit freiwilligen/ehrenamtlichen Tätigkeiten in das zivilgesellschaftliche Leben eingebunden.

Zum Zweiten lässt sich innerhalb der Altersgruppen ein erheblicher Anstieg der Engagement-Quote über die Erhebungswellen erkennen, beginnend bei den 65- bis 69-Jährigen, unter denen sie seit 2014 mit 41%/40% am höchsten ausfällt und damit sogar noch ein wenig über dem Gesamtschnitt (40,0%/39,7%) liegt. Das könnte darauf hindeuten, dass die mit dem Eintritt in den Ruhestand entstehenden zeitlichen Freiräume verstärkt für eine freiwillige/ehrenamtliche Aktivität eingesetzt werden. Tatsächlich fällt der Anteil derer, die ihrer zeitaufwendigsten Tätigkeit seit maximal 5 Jahren nachgehen, bei den 65- bis 69-Jährigen mit einem Drittel deutlich höher aus als in den nachfolgenden Altersgruppen (27%/19%/17%). Bei diesen spielt demgegenüber die Fortführung eines schon länger dauernden Engagements eine größere Rolle – unter den mindestens 80-Jährigen, also den Hochaltrigen, übt schließlich fast die Hälfte die zeitaufwendigste Tätigkeit schon seit mehr als 20 Jahren aus.

ter 10/2016, BBE-Newsletter 11/2016, https://www.b-b-e.de/fileadmin/Redaktion/05_Newsletter/01_BBE_Newsletter/bis_2017/2016/newsletter-11-simonson-vogel-tesch-roemer.pdf (abgerufen im September 2021).

²¹ Claudia Vogel/Laura Gordo Romeu: Ehrenamtliches Engagement von Frauen und Männern im Verlauf der zweiten Lebenshälfte, in: Claudia Vogel et al. (Hrsg.), Frauen und Männer in der zweiten Lebenshälfte. Älterwerden im sozialen Wandel, Wiesbaden 2019, 113–132: 112, 120ff.

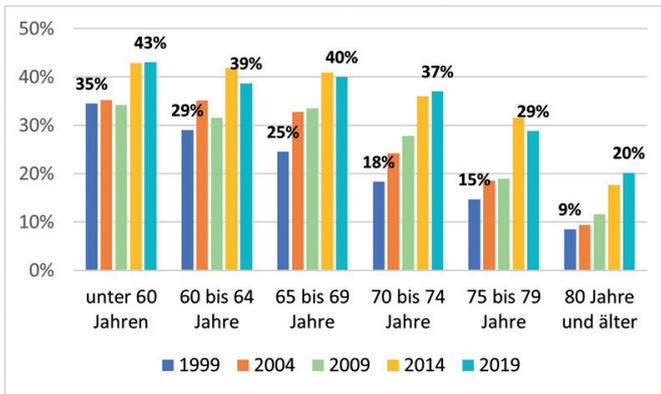


Abbildung 1: Engagierte nach Alter im Zeitvergleich

Besonders stark fällt der Anstieg der Engagement-Quote in den höheren Altersgruppen, beginnend bei den 70- bis 74-Jährigen und inklusive der Hochaltrigen aus. Hier hat sie sich zwischen 1999 und 2019 in etwa verdoppelt, wengleich das Ausgangsniveau auch deutlich niedriger ist.

Offen bleiben muss an dieser Stelle, inwieweit diese Veränderungen auf den sogenannten Wandel des Alter(n)s – inklusive zunehmender »körperlicher und geistiger Fitness« – zurückzuführen sind oder auf eine Verbesserung der Gelegenheitsstrukturen für das Engagement der älteren Generation, eine größere Offenheit für ihre Potenziale verweisen.

Gesichert ist inzwischen, dass in der älteren Generation die positiven bzw. aktiven Vorstellungen sowohl über das eigene Älterwerden (individuelle Altersbilder) als auch in den generalisierenden Zuschreibungen an ältere Menschen (kollektive Altersbilder) zunehmen bzw. überwiegen – abgesehen davon, dass den meisten die mit dem Alter verbundenen körperlichen Verluste bewusst sind, und vor allem bei den Ältesten auch die eigenen Erfahrungen spiegeln.²²

²² Petra-Angela Ahrens: Religiosität und kirchliche Bindung in der älteren Generation. Ein Handbuch, Leipzig 2014, 19, 50ff.; Ann-Kristin Beyer et al.: Älter werden – Gewinn oder Verlust? Individuelle Altersbilder und Altersdiskriminierung, in: Katharina Mahne et al. (Hrsg.), Altern im Wandel: Zwei Jahrzehnte Deutscher Alterssurvey (DEAS), Wiesbaden 2017, 329–343.

Sozialstrukturelle Aspekte: Formale Bildung als besonders wichtiger Faktor für Engagement

Im FWS werden neben dem Alter das Geschlecht, die Schulbildung sowie der Migrationshintergrund²³ als zentrale sozialstrukturelle Differenzierungsmerkmale für das Engagement verwendet.²⁴ Im Zeitvergleich über zwei Dekaden bildet sich ab, dass unter den Älteren ab 65 Jahren Frauen noch immer – im Unterschied zur Gesamtstichprobe²⁵ – bei den Engagierten unterdurchschnittlich vertreten sind.

Tabelle 1: Sozialstrukturelle Zusammensetzung der Befragten und der Engagierten ab 65 Jahren im Zeitvergleich

		1999		2019	
		Alle Befragten (n=2.847)	Engagierte (n=513)	Alle Befragten (n=7.004)	Engagierte (n=2.186)
Geschlecht	weiblich	61,9	50,5	56,4	49,4
	männlich	38,1	49,5	43,6	50,6
Schulbildung	niedrig	73,3	55,7	51,3	40,3
	mittel	14,5	23,4	26,9	28,1
	hoch	12,2	20,9	21,8	31,6
Migrationshintergrund	ja			11,9	8,1
	nein			88,1	91,9

Noch stärkere Abweichungen weisen allerdings die Verteilungen zur Schulbildung aus: 2019 hat sich unter allen Befragten der Anteil mit hoher Schulbildung fast verdoppelt. Er bleibt mit knapp 22% zwar erheblich hinter dem der Gesamtstichprobe mit abgeschlossener Schulbildung (39%) zurück. In-

²³ Er ist gegeben, wenn der oder die Befragte selbst oder zumindest ein Elternteil die deutsche Staatszugehörigkeit nicht durch Geburt besitzt. Für die Befragten mit Migrationshintergrund konnte der FWS 2019 einen dem Bundesdurchschnitt (nach Mikrozensus 2019) entsprechenden Anteil erreichen. (Simonson et al., Daten und Methoden des Deutschen Freiwilligensurveys, 46. Für 1999 liegen keine vergleichbaren Zahlen vor.

²⁴ Simonson et al., Daten und Methoden des Deutschen Freiwilligensurveys, 47 f.

²⁵ Simonson et al., Unterschiede und Ungleichheiten im freiwilligen Engagement, 62.

zwischen scheint sich aber schon die enorme Bildungsexpansion seit Beginn der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts bei den mindestens 65-Jährigen niederzuschlagen. Unter den Engagierten sind die höher Gebildeten nach wie vor weit überproportional vertreten. Es ist wohl davon auszugehen, dass die Steigerung ihres Anteils in der älteren Generation einen wichtigen Beitrag zur Erhöhung der Engagement-Quote im Zeitvergleich leistet.

Gleichwohl gilt es im Auge zu behalten, dass unter den engagierten Älteren die formal eher gering Gebildeten, die sich aktiv in die Zivilgesellschaft einbringen, auch 2019 eine relative Mehrheit stellen. Eine genauere Analyse zu den Engagierten dieser Bildungsgruppe könnte hierzu weiteren Aufschluss geben. Außerdem ist in Rechnung zu stellen, dass der formale Schulabschluss allein nur einen Teilaspekt von Bildung erfasst.²⁶

Schließlich verweisen die Ergebnisse zum Migrationshintergrund – leider ist hier kein Vergleich mit 1999 möglich – darauf, dass den Menschen mit Zuwanderungsgeschichte, die mit 12% zu einem inzwischen beachtlichen Anteil in der älteren Generation vertreten sind, stärkere Aufmerksamkeit gewidmet werden sollte, zumal sie ebenfalls – dies als eigener Aspekt und wohl auch Effekt sozialer Ungleichheit – nur unterdurchschnittlich engagiert sind.²⁷ Dies ist allerdings eine eigene Thematik, der im Rahmen dieses Beitrags nicht genauer nachgegangen werden kann.

3. ENGAGEMENT-MOTIVE: SOZIALE BEGEGNUNGEN FÜR ÄLTERE WICHTIGER

In den überaus hohen Bewertungen für die Motive, die mit der Hilfe für andere, der Gemeinwohlorientierung und der Mitgestaltung der Gesellschaft den klassischen – auch definitorischen – Zuordnungen des freiwilligen/ehrenamtlichen bzw. bürgerschaftlichen Engagements entsprechen, lassen sich nachweislich keine Abweichungen der Älteren ab 65 Jahren von den Jüngeren (bis 64 Jahre) erkennen (Abb. 2). Dabei sprechen sie mit vier Fünfteln eben auch dem Anspruch der politischen (Mit-)Gestaltung einen gleichermaßen großen Stellenwert zu. Obgleich die hoch Gebildeten unter ihnen diesen An-

²⁶ Potenzielle Anknüpfungspunkte könnten womöglich auch in einer eigenen Auswertung des FWS aufgespürt werden. Eine solche steht allerdings noch aus.

²⁷ Vgl. auch Simonson et al., Unterschiede und Ungleichheiten im freiwilligen Engagement, 76f.

spruch noch etwas häufiger betonen (84 %), erreicht er unter den formal gering Gebildeten mit drei Vierteln einen ebenfalls überaus breiten Zuspruch.

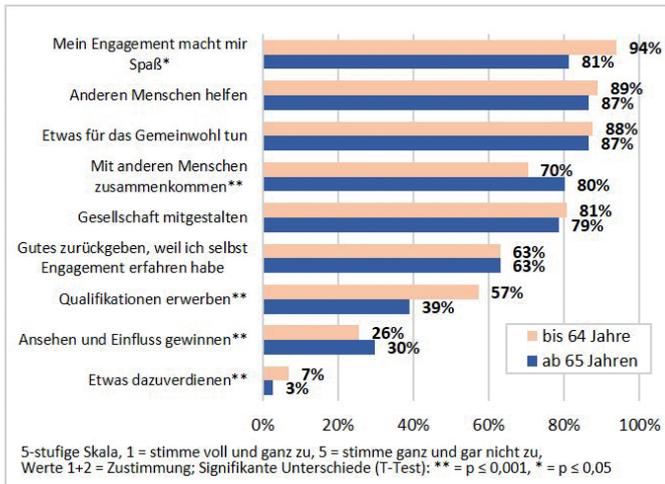


Abbildung 2: Engagement-Motive (Zustimmungen) 2019

Entgegen der mitunter noch immer vorkommenden Abwertung des ›Spaßfaktors‹ beim Engagement als ausschließlich hedonistische Orientierung wurde bereits im FWS von 1999 auf den engen positiven Zusammenhang dieses Aspekts mit den sogenannten altruistischen Motiven der Gemeinwohlorientierung und der Hilfe für andere Menschen verwiesen.²⁸ Dies bestätigt sich einmal mehr im jüngsten FWS – unabhängig davon, ob man jüngere oder ältere Engagierte betrachtet.²⁹ Im Unterschied zu den Jüngeren steht »Spaß« bei den Älteren aber erst an dritter Stelle in der Rangfolge – möglicherweise ein Effekt der angesprochenen normativen Bewertung. Zu beachten ist dabei, dass er im FWS seit 2014 – genau genommen – nicht als Motiv für das Engagement, sondern als dessen Charakterisierung (Mein Engagement macht mir Spaß) erhoben wird.

²⁸ Hermann von Rosenblatt (Hrsg.): Freiwilliges Engagement in Deutschland. Ergebnisse der Repräsentativerhebung 1999 zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement, Stuttgart/Berlin/Köln 2001, 112; vgl. auch Barbara Moschner: Altruismus und Egoismus. Was motiviert zum Ehrenamt?, in: Joachim Frohn (Hrsg.), Bielefeld 2000 plus – Forschungsprojekte zur Region, Diskussionspapier Nr. 20, 2002.

²⁹ Korrelationen (nach Pearson); für Jüngere: $r = 0,260/0,194$, p jeweils $0,000$; für Ältere: $r = 0,291/0,204$, p jeweils $= 0,000$.

Bei zwei Motiven sind es die Älteren, die mit ihren positiven Voten nachweislich vorne liegen: Sie bewerten die sozialen Begegnungen (Mit anderen Menschen zusammenkommen) sowie die – insgesamt mit eher geringem Zuspruch belegte – soziale Aufwertung (Ansehen und Einfluss gewinnen), die sie mit dem Engagement verbinden, höher als die Jüngeren.³⁰ Vermutlich spielt hier die über das Engagement ermöglichte Stärkung der sozialen Beziehungen bzw. Netzwerke hinein, die über den Kreis der Menschen im privaten Nahbereich hinausreichen: Gerade für Menschen im Ruhestand, die diese nicht mehr über das berufliche Leben pflegen und darüber soziale Anerkennung erfahren können, dürften sie von besonderer Relevanz sein. Bemerkenswert ist darüber hinaus, dass für diese beiden Motive der Zuspruch bei den formal gering Gebildeten mit 83% bzw. 34% signifikant größer ausfällt als bei den höher Gebildeten (77%/24%). Offenbar hat das Engagement bei ersteren eine noch etwas größere Bedeutung für den Erhalt oder Ausbau der sozialen Ressourcen.

4. DIE ATTRAKTIVITÄT DER ENGAGEMENT-BEREICHE: SOZIALER BEREICH AN ERSTER STELLE

Die bereits im Zeitvergleich festgestellte Zunahme des Engagements der Älteren ab 65 Jahren zeigt sich in fast allen der insgesamt 14 nachgefragten Bereiche. An erster Stelle in der Rangfolge steht im Unterschied zur Gesamtheit der Befragten (3. Platz in der Rangfolge) der soziale Bereich (Abb. 3). Das war nicht immer so: In den drei Befragungswellen bis 2009 hielt der Bereich Kirche und Religion die Spitzenposition (1999 gleichauf mit Freizeit und Geselligkeit), 2014 Sport und Bewegung. Letzterer zählt in allen Befragungswellen des FWS auch bei den Älteren zu den großen Engagement-Bereichen, nur dass er bei ihnen nicht wie in der Gesamtstichprobe³¹ den mit Abstand größten Anteil Engagierter erreicht.

Die genannten Verschiebungen sind auf unterschiedlich starke Steigerungen in den großen Engagement-Bereichen zurückzuführen. Bei Kultur

³⁰ Auch für diese beiden Motive kann ein signifikanter positiver Zusammenhang nachgewiesen werden. Korrelation (nach Pearson): $r = 0,255$, $p = 0,000$.

³¹ Corinna Kausmann/Christine Hagen: Gesellschaftliche Bereiche des freiwilligen Engagements, in: Simonson et al., Freiwilliges Engagement in Deutschland. Der Deutsche Freiwilligensurvey 2019, 85–111: 90ff.

und Musik (Anstieg um 167%), Soziales (Anstieg um 132%) sowie Sport und Bewegung (Anstieg um 119%) haben sich die Engagement-Quoten zwischen 1999 und 2019 mehr als verdoppelt, während sie bei Kirche und Religion sowie Freizeit und Geselligkeit »nur« um 51% bzw. 33% gestiegen sind, die damit in Relation zu den anderen großen Engagement-Bereichen deutlich an Attraktivität verloren haben.

Große Bereiche (mehr als 5 %)	Mittlere Bereiche (ca. 2 % bis 3 %)	Kleine Bereiche (bis ca. 1 %)
<ul style="list-style-type: none"> • Sozialer Bereich (8,8%) • Sport und Bewegung (8,1%) • Kultur und Musik (7,2%) • Kirchlicher oder religiöser Bereich (6,5%) • Freizeit und Geselligkeit (5,7%) 	<ul style="list-style-type: none"> • Umwelt, Natur-oder Tierschutz (3,1 %) • Politik/politische Interessenvertretg. (2,8 %) • Außerschul. Jugendarbeit/Bildungsarbeit für Erwachsene (2,1 %) • Gesundheitsbereich (1,9 %) • Schule und Kindergarten (1,8 %) 	<ul style="list-style-type: none"> • Berufliche Interessenvertretg. außerhalb des Betriebes (1,1 %) • Unfall-, Rettungsdienst/freiw. Feuerwehr (0,5 %) • Justiz und Kriminalitätsprobleme (0,4 %) • Sonstiger Bereich (2,7 %)

Abbildung 3: Anteile Engagierter unter mindestens 65-Jährigen in 14 Bereichen 2019

In den mittleren Bereichen haben sich die Engagement-Quoten seit 1999 mindestens verdreifacht, bei Umwelt, Natur oder Tierschutz (Anstieg sogar auf das Fünffache) sowie bei der außerschulischen Jugendarbeit bzw. Bildungsarbeit mit Erwachsenen (Anstieg auf das Vierfache) fällt der Zuwachs noch höher aus, obschon hier die 1999 sehr geringen Ausgangswerte von weniger als 1% zu bedenken sind. In den kleinen Bereichen sind demgegenüber kaum Veränderungen auszumachen.

Ein weiterer Bereich, der im jüngsten FWS erstmalig eigens nachgefragt wurde, darf hier nicht fehlen: das Engagement für Geflüchtete bzw. Asylsuchende. Bezogen auf den Zeitraum zwischen 2014 und 2019 haben sich 9,9% der Befragten ab 65 Jahren in diesem Feld engagiert; unter allen Befragten sind es 12,4%.³² Obgleich der hier mit fünf Jahren erheblich erweiterte Zeitraum in Rechnung zu stellen ist, unterstreichen die hohen Anteile Engagierter

³² Corinna Kausmann et al.: Zielgruppen der freiwilligen Tätigkeit und Engagement für Geflüchtete, in: Simonson et al., Freiwilliges Engagement in Deutschland. Der Deutsche Freiwilligensurvey 2019, 177-193: 188; vgl. dazu auch Maria Sinnemann/Petra-Angela Ahrens: Flüchtlingsaufnahme kontrovers. Relevanz von Motiven, Werten, Religion und Politik bei Engagierten, Band 2, Baden-Baden 2021, 115.

die Bedeutung, die dieses Einsatzfeld insbesondere mit der Aufnahme geflüchteter Menschen in Deutschland seit 2015 gewonnen hat. Und das gilt eben auch für die ältere Generation.

Schließlich gilt in den meisten Engagement-Bereichen, was bereits für das gesamte Engagement der Älteren ab 65 Jahren festgehalten wurde: Frauen üben seltener eine freiwillige/ehrenamtliche Tätigkeit aus als Männer. Im Unterschied zu den Jüngeren, unter denen die Frauen 2019 in verschiedenen Bereichen die Nase vorn haben, kommt dies unter den Älteren kaum vor. Selbst im sozialen Bereich, dem generell noch immer der Ruf als ›Frauen-Domäne‹ voraussetzt, sind sie nicht häufiger engagiert als Männer. Entsprechendes gilt ebenfalls für den Gesundheitsbereich.

Ein Grund für das zumeist geringere Engagement der Frauen könnte das höhere Durchschnittsalter sein, das unter den Frauen in der älteren Generation mit 75,7 Jahren fast drei Jahre über dem der Männer liegt und damit schon bei vielen in die Phase der nachlassenden zivilgesellschaftlichen Aktivität fällt (vgl. Kap. 2). Allerdings sind hier ebenfalls zumindest antizipierte Altersbilder in Betracht zu ziehen. So zeigt eine Studie des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD (SI-EKD), dass die Älteren selbst den Männern ihrer Generation eine höhere gesellschaftliche Anerkennung attestieren als den Frauen,³³ was durchaus als Barriere für ein organisatorisch eingebundenes Engagement von Frauen wirken könnte.

Es gibt nur eine Ausnahme, die von diesem Gesamtbild abweicht: Im Bereich Kirche und Religion sind es die Frauen, die häufiger engagiert sind (7,0%) als Männer (5,8%). Dieses Ergebnis ist vor dem Hintergrund der vielfach nachgewiesenen stärkeren religiös-kirchlichen Bindung von Frauen zu verstehen, die sich eben auch und gerade in der älteren Generation beobachten lässt:³⁴ Es sind weit überwiegend die religiös bzw. kirchlich eng Verbundenen, die sich aktiv in dieses Einsatzfeld einbringen (siehe Kap. 5).

Hinsichtlich des schon mehrfach angesprochenen Bildungseffekts lässt sich hingegen keine Ausnahme finden: Für jeden Engagement-Bereich gilt, dass Personen mit hoher Schulbildung häufiger engagiert sind als formal gering Gebildete. Hier könnte allenfalls eine genauere Analyse zu den unterschiedlich stark ausgeprägten Differenzen zwischen den Bildungsgruppen weiteren Aufschluss versprechen, die einer eigenen Auswertung bedarf.³⁵

³³ Ahrens, *Religiosität und kirchliche Bindung*, 75 ff.

³⁴ A. a. O., 89, 189 ff.

³⁵ Vgl. Anm. 26.

5. DAS ENGAGEMENT UNTER DEM WEITEN DACH DER KIRCHE

RELIGION UND KIRCHE ALS HAUPTBEREICH DER EIGENEN TÄTIGKEIT

Unter den Engagierten ab 65 Jahren sind es 12,5% (266 Engagierte), die ihre zeitaufwendigste Tätigkeit im Bereich Kirche und Religion ausüben. Damit steht dieses Einsatzfeld wie schon bei der Attraktivität der verschiedenen Engagement-Bereiche an vierter Position in der Rangfolge – nach den Bereichen Soziales (19%), Sport und Bewegung (17,9%), Kultur und Musik (14,2%). Es verwundert kaum, dass mit 96% die meisten, die hier ihrer Haupttätigkeit nachgehen, einer Religionsgemeinschaft zugehören – zum Großteil Mitglieder der beiden großen Konfessionen (39% Katholische, 48% Evangelische) sind.³⁶ Auffallend ist da schon eher, dass dies bei immerhin 4% nicht der Fall ist.

Kennzeichnend für die Mehrheit der hier tätigen Kirchenmitglieder ist ihre (eher) starke Bindung an die Kirche, ein Ergebnis, das sich in allen Untersuchungen zu dieser Thematik findet. Im FWS 2019 sind es in der älteren Generation lediglich 3% in diesem Einsatzfeld, die sich wenig oder gar nicht mit ihrer Kirche verbunden fühlen³⁷ – im Vergleich dazu: Unter allen älteren Mitgliedern der beiden großen Kirchen gilt Entsprechendes für fast ein Drittel.

Einmal ganz abgesehen von der vieldiskutierten Verengung auf die sogenannte Kerngemeinde, die in diesem Bereich damit einhergeht, fragt sich, ob und inwieweit sich diese starke mentale Bindung an die Kirche auch in

³⁶ Im Weiteren stellen hier noch die Evangelisch-Freikirchlichen mit 4% einen beachtlichen Anteil, dies allerdings bei bereits sehr geringer Fallzahl. Auch in der Gesamtstichprobe der Befragten ab 65 Jahren dominieren (noch) die Mitglieder der beiden großen Kirchen mit 28,5% Katholischen und 35,3% Evangelischen. Doch sind unter ihnen die Personen ohne Religionszugehörigkeit inzwischen mit einem Drittel (33,5%) stark vertreten. Hinzu kommen 0,9% Evangelisch-Freikirchliche (n = 66) und 1,7%, die sich auf verschiedene andere christliche und nicht-christliche Religionen verteilen (n = 86). Wegen zu geringer Fallzahl in der älteren Generation können sie in der Auswertung nicht berücksichtigt werden.

³⁷ Im FWS wird die Frage nach der Verbundenheit mit der eigenen Religionsgemeinschaft seit 2014 mit einer methodisch leider fragwürdigen 4-stufigen Skala erhoben, die mit den Bezeichnungen stark, mittel, wenig, gar nicht arbeitet. Deshalb wird hier die klarer einzuordnende negative Ausrichtung der Verbundenheit (wenig, gar nicht) angeführt.

den Engagement-Motiven niederschlägt. Es ergeben sich jedoch nur wenige, dafür bemerkenswerte Abweichungen (zum Vergleich siehe Abb. 2, Ergebnisse für die Engagierten ab 65 Jahren), die nicht unbedingt den gängigen Erwartungshorizont einer starken Orientierung an Traditionen widerspiegeln³⁸: Der Spaß am Engagement belegt bei ihnen nach der Hilfe für andere Menschen sogar den zweiten Platz, das Motiv der politischen (Mit-)Gestaltung (Zustimmungen: 82%) rangiert vor der Begegnung mit anderen Menschen (76%). Besonders große Differenzen zu allen Engagierten ab 65 Jahren mit jeweils 10 Prozentpunkten mehr ergeben sich für den bereits genannten Spaß (91%) und für »Gutes zurückgeben, weil ich selbst Engagement erfahren habe« (73%), ein Motiv, das auf Reziprozität, den Ausgleich erfahrener Zuwendung abstellt.

DIE KIRCHEN ALS TRÄGERINNEN DES ENGAGEMENTS

Mit den Daten des FWS ist es leider nicht möglich, genau zu bestimmen, inwieweit die Kirchen und ihre Organisationen bzw. Einrichtungen auch Trägerinnen des Engagements sind: Zum Ersten ordnen die Befragten selbst ihre Tätigkeit dem einen oder anderen Engagement-Bereich zu; zum Zweiten erlauben die Kategorien zum organisatorischen Rahmen des eigenen Engagements keine eindeutige Zuordnung der zeitaufwendigsten Tätigkeit. So kann beispielsweise das Engagement im sozialen Bereich bei einer Tafel der Diakonie oder Caritas mit der Zuordnung als *Wohlfahrtsverband* stattfinden³⁹ oder im Bereich Kultur/Musik die Leitung eines Kirchenchores beinhalten, der in der Kirchengemeinde verankert ist, zugleich aber als eigener *Verein* firmiert. Deshalb ist davon auszugehen, dass die dargestellten Ergebnisse (Abb. 4) die Bedeutung der Kirchen als Trägerinnen des Engagements – hier der älteren Generation – unterschätzen.

³⁸ Er ist wohl nicht zuletzt durch die Ergebnisse verschiedener Milieustudien geprägt, die vor allem den älteren, traditionsgebundenen Milieus noch eine kirchliche Verankerung zusprechen. Vgl. dazu auch Ahrens, *Religiosität und kirchliche Bindung*, 296 ff.

³⁹ Kausmann/Hagen, *Gesellschaftliche Bereiche des freiwilligen Engagements*, 95.

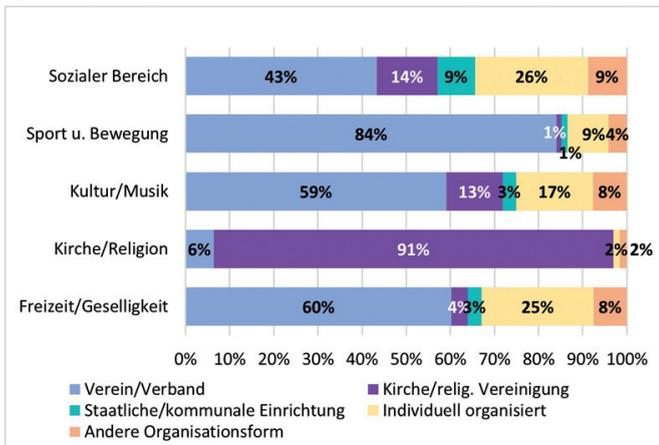


Abbildung 3: Organisatorischer Rahmen der Haupttätigkeit bei den mindestens 65-Jährigen

Gleichwohl wird – unter Berücksichtigung allein der fünf großen Engagement-Bereiche⁴⁰ – immerhin deutlich, dass die Kirchen und ihre Organisationen ein Dach für ganz unterschiedliche Engagement-Felder bieten, weit über den – gewissermaßen genuinen – Bereich Kirche/Religion hinaus. Schwerpunkte liegen dabei in den Bereichen Soziales und Kultur/Musik, für die zugleich besonders hohe Zuwächse zu beobachten sind (Kap. 4). Vor dem Hintergrund der nachlassenden religiös-kirchlichen Orientierung, die sich nicht nur in der zunehmenden Zahl von Menschen ohne Religionszugehörigkeit⁴¹, sondern auch in der rückläufigen mentalen religiös-kirchlichen Bindung der älteren Generation⁴² dokumentiert, sollten die Kirchen diesen Bereichen, die offenbar eine große und noch wachsende Attraktivität als Engagement-Felder ausstrahlen, (weiterhin) eigene Aufmerksamkeit widmen.

Abgesehen davon ist die (inzwischen) beachtliche Größenordnung des individuell organisierten Engagements in der älteren Generation hervorzuheben, das sich jenseits formaler Einbindungen bewegt: Hier könnte eine genauere Analyse aufschlussreich sein, die neben den subjektiv empfundenen Vor- und Nachteilen auch der Dauerhaftigkeit dieser Organisationsform nachgeht.

⁴⁰ Für sie bewegen sich die jeweiligen Fallzahlen zwischen 252 und 390; in den anderen Bereichen fällt die Datenbasis zu gering aus.

⁴¹ Vgl. Anm. 35.

⁴² Ahrens, Religiosität und kirchliche Bindung, Abschnitt II, Teil II.

6. NICHT ENGAGIERTE: GRÜNDE GEGEN EIN ENGAGEMENT UND ENGAGEMENT-BEREITSCHAFT

GRÜNDE GEGEN EIN ENGAGEMENT

Betrachtet man die beiden in der älteren Generation zumeist genannten Gründe, die gegen ein Engagement sprechen, mag man sich durchaus an die eingangs genannte, zugeschriebene *Unwilligkeit* zum Engagement erinnern fühlen: Es ist eine Mehrheit, die zeitliche Gründe nennt, und fast die Hälfte – deutlich mehr als unter den Jüngeren bis 64 Jahre (34%) – scheut die Verpflichtung, die sie mit einem (organisatorisch eingebundenen) Engagement eingehen würde. Offenbar hat für viele die mit dem Ruhestand verbundene *Befreiung* vom festgezurrten Korsett der Erwerbstätigkeit⁴³, also die oft zitierte »späte Freiheit«⁴⁴ einen hohen Stellenwert, die sie nicht durch (antizipierte) Festlegungen im freiwilligen/ehrenamtlichen Engagement aufgeben möchten.

Tabelle 2: Gründe gegen ein Engagement, nicht Engagierte ab 65 Jahren

	Insgesamt	nach Geschlecht		nach Schulbildung	
		Frauen	Männer	niedrig	hoch
zeitliche Gründe	57 %	57 %	57 %	56 %	61 %
will keine Verpflichtung eingehen	49 %	47 %	51 %	51 %**	42 %
gesundheitliche Gründe	42 %	45 %**	37 %	47 %**	30 %
familiäre Gründe	32 %	39 %**	19 %	31 %	31 %
berufliche Gründe	30 %	27 %**	35 %	29 %*	36 %
fühle mich nicht geeignet	24 %	25 %	23 %	26 %**	18 %
weiss nicht, wohin ich mich wenden muss	17 %	17 %	18 %	20 %**	11 %
wurde abgelehnt	2 %	2 %**	3 %	2 %	1 %

Alternative Beantwortung: Ja, trifft zu/Nein, trifft nicht zu; Signifikante Unterschiede zwischen Frauen und Männern sowie zwischen Bildungsgruppen (Chi-Quadrat-Test):
 ** = $p \leq 0,01$; * = $p \leq 0,05$

⁴³ Sie betreffen z. B. auch die (Ehe-)Partnerinnen und -Partner, die selbst nicht erwerbstätig sind oder waren.

⁴⁴ Leopold Rosenmayr: Die späte Freiheit. Das Alter, ein Stück bewußt gelebten Lebens, München 1983.

Für die angegebenen zeitlichen Gründe kommt allerdings noch eine ganz andere Deutung ins Spiel: In einer genaueren Analyse zeigt sich, dass sie eng mit beruflichen und familiären Gründen zusammenhängen, also anderen Verpflichtungen geschuldet zu sein scheinen.⁴⁵ Unklar bleibt jedoch, wie sich hier die beruflichen Gründe (27%) einordnen lassen, da die nicht Engagierten ab 65 Jahren zu 93% im Ruhestand, nur zu 1,7% noch voll erwerbstätig und zu 1,4% in Teilzeit oder geringfügig beschäftigt sind.

Insgesamt geben zwei Fünftel – Frauen erheblich häufiger als Männer – gesundheitliche Gründe an, die damit erst an dritter Stelle stehen. Zwar zeigt sich eine Tendenz, dass sie mit zunehmendem Alter häufiger angegeben werden. Doch ist es selbst unter den Hochaltrigen mit 46% noch immer keine Mehrheit, die diese Gründe anführt. Damit ist auch die vorwiegend auf die nachlassende Gesundheit bei den Hochaltrigen abstellende Defizitperspektive auf das Alter – durch die überwiegenden subjektiven Einschätzungen dieser Befragten selbst – zumindest zu hinterfragen.

Ins Auge fällt der mit einem Viertel doch beachtliche Anteil derer, die sich selbst nicht für ein Engagement geeignet fühlen sowie die 17%, die angeben, schlichtweg nicht zu wissen, wohin sie sich wenden sollen. Beide Gründe deuten auf ein Informationsdefizit, das eine besondere Herausforderung darstellt; denn es lässt sich wohl kaum darauf schließen, dass dieses Informationsdefizit mit dem Interesse oder gar Bedürfnis dieser Befragten einhergeht, es selbsttätig zu beheben. Zudem verweist der Bildungseffekt darauf, dass diese beiden Gründe vorrangig von jenen mit niedriger formaler Schulbildung bejaht werden, die ohnehin schwerer zu erreichen sind. Gerade bei dem Empfinden der mangelnden Eignung ist aber auch nicht auszuschließen, dass – zumindest vermutete – defizitäre Altersbilder wie mangelnde Leistungsfähigkeit oder der erwartete Rückzug vom gesellschaftlichen Leben⁴⁶ hinzukommen.

Schließlich sei hier noch auf eine weitere Abweichung zwischen Frauen und Männern verwiesen: Neben den schon erwähnten gesundheitlichen Aspekten sind es auch familiäre Gründe, die von Frauen erheblich häufiger ver-

⁴⁵ Eine Faktorenanalyse ermittelt diese Kombination als erste von insgesamt drei Dimensionen der Gründe gegen ein Engagement. Die zweite Dimension wird durch die Aussagen »weiß nicht, wohin ich mich wenden soll«, »fühle mich nicht geeignet« und »wurde abgelehnt« gebildet; in der dritten Dimension steht den »gesundheitlichen Gründen« der »Verpflichtungscharakter« entgegen (Negativladung): Wer das eine bejaht, verneint das andere.

⁴⁶ Vgl. auch Ahrens, Religiosität und kirchliche Bindung, 67 f.

anschlagt werden. Es liegt nahe, dieses Ergebnis mit den überwiegend von ihnen übernommenen Sorgetätigkeiten in Verbindung zu bringen (vgl. dazu auch Kap. 7).

ENGAGEMENT-BEREITSCHAFT

Mit fast drei Vierteln (73%) gibt die große Mehrheit der nicht Engagierten in der älteren Generation zu erkennen, dass für sie ein freiwilliges/ehrenamtliches Engagement nicht in Frage kommt. Nur 5% bekunden ihre sichere Bereitschaft dafür, 22% verbleiben mit einem »Vielleicht« im eher Unbestimmten. Dabei sind schon in diesen Durchschnittswerten große Diskrepanzen zu den Jüngeren (bis 64 Jahre) zu erkennen, unter denen nur 29% ein Engagement für sich selbst ablehnen und 18% mit einem klaren »Ja, sicher« antworten. Deutlich wird außerdem, dass die Engagement-Bereitschaft in den höheren Altersgruppen durchgehend noch weiter absinkt, von immerhin knapp 8% unter den 65- bis 69-Jährigen bis auf 2% bei den Hochaltrigen, unter denen zugleich die klare Ablehnung mit 88% besonders stark ausfällt. Einmal mehr erweist sich hier der Bildungseffekt als wichtiges Differenzierungsmerkmal: Unter den nicht Engagierten der mindestens 65-Jährigen mit hoher Schulbildung erklären immerhin 10% ihre sichere Bereitschaft zum Engagement, und es sind »nur« 59%, die sie verneinen.

Damit scheinen die Potenziale, die die nicht engagierten Älteren von sich aus gerne für ein (organisatorisch eingebundenes) Engagement einsetzen wollen, doch begrenzt zu sein. Zwar gilt es bei diesen Ergebnissen in Rechnung zu stellen, dass die Engagement-Bereitschaft im direkten Anschluss an die Gründe, die gegen eine freiwillige/ehrenamtliche Tätigkeit sprechen, nachgefragt wurde, was möglicherweise zu einer negativen Ausstrahlung geführt hat. Doch gilt dies ebenfalls für die Jüngeren, die eine ungleich höhere Engagement-Bereitschaft signalisieren.

Möglicherweise hat dieses Ergebnis aber auch mit fehlenden eigenen Engagement-Erfahrungen zu tun. Jedenfalls liegt der Anteil derer, die noch nie engagiert waren, in der älteren Generation ab 65 Jahren mit fast zwei Dritteln deutlich über dem der Jüngeren (55%).

7. INFORMELLES ENGAGEMENT IM SOZIALEN NAHBEREICH

Im FWS wird diese Form des Engagements als informelle Unterstützungsleistung (privat und unentgeltlich) für Verwandte, für Nachbarn, für Freunde sowie für Bekannte abgefragt. Dabei wird zwischen der Betreuung von Kin-

dern, der Pflege bzw. Betreuung von Personen wegen ihres Gesundheitszustandes sowie anderen Hilfeleistungen (Besorgungen, Übernahme von kleineren Arbeiten) differenziert.

Insgesamt gibt etwa die Hälfte der Älteren ab 65 Jahren (51 %) an, solche Aufgaben zu übernehmen; selbst unter den Hochaltrigen ab 80 Jahren liegt dieser Anteil mit 39 % noch bemerkenswert hoch. Geschlechtsspezifische Differenzen lassen sich auf den ersten Blick nicht erkennen, während – einmal mehr – der schon mehrfach angeführte Bildungseffekt auch hier deutlich hervortritt: Die Befragten mit hoher Schulbildung gehen solchen Tätigkeiten zu 59 % nach und liegen damit zwölf Prozentpunkte über denen mit niedriger Schulbildung.

Etwas anders stellt sich die Ergebnislage dar, wenn man den pro Monat erbrachten Stundenaufwand dieser informell Engagierten vergleicht (Abb. 5). Frauen investieren nicht nur insgesamt erheblich mehr Zeit als Männer, sondern auch in jedem der verschiedenen Bereiche. Dabei erfordert die Pflege bzw. Betreuung von gesundheitlich Geschwächten den mit Abstand größten Zeitaufwand.

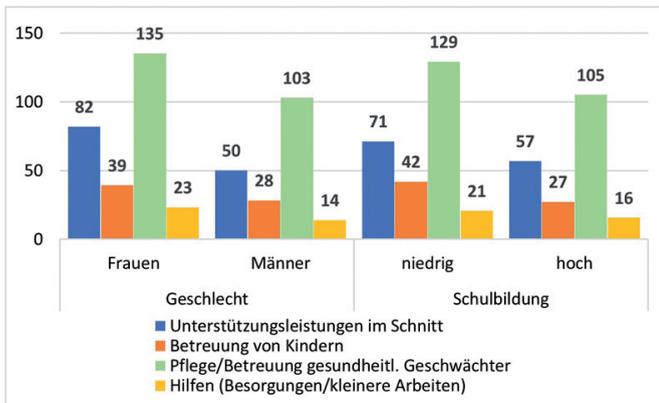


Abbildung 4: Stundenaufwand pro Monat für informelle Unterstützungsleistungen; Befragte ab 65 Jahren

Darüber hinaus kehrt sich bei dieser Betrachtung der informell Engagierten der Bildungseffekt um, denn es sind die formal niedrig Gebildeten, die einen signifikant höheren Stundenumfang einsetzen.

Die Ergebnisse unterstreichen nicht nur den hohen gesellschaftlichen Stellenwert, der den Älteren bei solchen informellen Unterstützungsleistungen zukommt, die jenseits des gemeinschaftlich organisierten Engagements

übernommen werden. Sie lassen außerdem die – nicht zuletzt am zeitlichen Aufwand erkennbare – sozialpolitische Bedeutung dieser privat und unentgeltlich wahrgenommen Aufgaben erahnen, gerade wenn es um die Kinderbetreuung oder um die Pflege geht.

8. FAZIT

Der Trend des wachsenden freiwilligen/ehrenamtlichen Engagements in der älteren Generation scheint ungebrochen. Auch wenn die Engagement-Quoten nach wie vor bei den sogenannten jungen Alten am höchsten ausfallen, hat sich dieser Trend inzwischen besonders bei den Hochaltrigen verstärkt. Sie bringen sich damit, entgegen der noch immer dominierenden, defizitären Sicht auf diese Lebensphase, zunehmend aktiv in die Zivilgesellschaft ein und könnten bzw. würden dies bei einer breiteren gesellschaftlichen Anerkennung ihrer Kompetenzen wohl noch häufiger tun.

Zugleich ist unsere Gesellschaft schon längst auf das – auch informelle – Engagement der älteren Generation angewiesen, und wird es künftig noch stärker sein, dies allein schon wegen der demografischen Entwicklungen: In der Alterspyramide verschiebt sich der Bauch der Baby-Boomer-Generation zusehends in die höheren Altersstufen; bereits in den kommenden Jahren wird ein Großteil das Ruhestandsalter erreichen. Und die nachrückenden Generationen fallen zahlenmäßig deutlich kleiner aus. Von daher kommt es nicht nur darauf an, das Bewusstsein dafür zu schärfen, dass die ältere Generation funktional für eine lebendige Zivilgesellschaft ist, dass sie gebraucht wird, sondern auch darauf, diese Einsicht wertschätzend zu vermitteln.

Im Besonderen gilt dies für die Kirchen, in denen die Älteren schon lange tragende Basis für große Teile des kirchlichen Lebens sind.⁴⁷ Mit den nachfolgenden Generationen wird allerdings auch die von vielen bis heute sicher geglaubte Kirchenbindung der Älteren weiter nachlassen. Schon jetzt scheint

⁴⁷ Vgl. auch Bericht der Sachverständigenkommission an das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Sechster Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Altersbilder in der Gesellschaft, Berlin 2010, <https://www.bmfsfj.de/resource/blob/101922/b6e54a742b2e84808af68b8947d10ad4/sec-hster-altenbericht-data.pdf> (abgerufen im September 2021), 409 ff.; Petra-Angela Ahrens: Generation 50+ – Stark in der Kirche? Ein Gang durch die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen der EKD. Praktisch-theologische Anmerkungen zum gegenwärtigen Stand der Volkskirche, *Pastoraltheologie* 2009/9, 340–359.

sich das in der – im Vergleich zu den anderen großen Bereichen – sinkenden Attraktivität des Engagements im Feld Kirche und Religion niederschlagen. Nicht zuletzt vor dem Hintergrund der zunehmenden Ansprüche der älteren Generation an die (gesellschaftliche) Mitgestaltung sollte dabei das breite Dach der Kirche als Trägerin des Engagements im Blick bleiben, das sich vor allem im sozialen und kulturellen Bereich findet.⁴⁸

Schließlich muss die Freiheit der Entscheidung für und gegen ein Engagement gewahrt bleiben. Zwar steht zu vermuten, dass sich viele bei genauem Wissen über die Möglichkeiten einer befristeten Tätigkeit zum Beispiel in Projekten oder bei nur punktuell erforderlicher Mitwirkung (doch) für ein Engagement erwärmen könnten. Aber: Die Freiwilligkeit des Engagements darf nicht durch normative Erwartungshaltungen desavouiert werden; denn sie ist eine Grundlage für die damit verbundenen positiven Erfahrungen, für den ›Spaß‹ an der tätigen Mitgestaltung eines lebendigen zivilgesellschaftlichen Lebens.

⁴⁸ Vgl. dazu auch den Beitrag von Cornelia Coenen-Marx in diesem Band.

Cornelia Coenen-Marx

ÄLTERE ALS GESTALTER DES SOZIALRAUMS

I. DEN ÜBERGANG MEISTERN – PERSÖNLICH UND GESELLSCHAFTLICH

Zu den beliebtesten Texten der letzten Jahre gehört Hermann Hesses Gedicht »Stufen«, besonders gern zitiert, wenn jemand sich in die Rente verabschiedete. »Wie jede Blüte welkt und jede Jugend dem Alter weicht, blüht jede Lebensstufe, blüht jede Weisheit auch und jede Tugend zu ihrer Zeit und darf nicht ewig dauern ...« Der Text ist ein Aufruf zu immer neuen Aufbrüchen; es geht darum, dem Ruf des Lebens zu folgen, loszulassen und weiterzugehen – Stufe für Stufe. Das Bild des Lebenslaufs, das sich dabei einstellt, ist eine Treppe, die immer weiter ins Offene, ja ins Unendliche führt: »Es wird vielleicht auch noch die Todesstunde uns neuen Räumen jung entgegensen- den; des Lebens Ruf an uns wird niemals enden. Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde.« Die dritte Lebensphase als Neubeginn. Eine religi- onssoziologische Untersuchung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD zeigt¹: Nicht Sterblichkeit, sondern »Gebürtlichkeit«, wie die Philosophin Hannah Arendt es nennt, ist das vorherrschende Gefühl der »jungen Alten« – auch wenn das Thema Endlichkeit wie eine gegenläufige Unterströmung spür- bar ist.

Im 19. Jahrhundert herrschte ein anderes Bild vor, die sogenannten Le- bensstrecken waren populär. Wie auf einem Schwippbogen stellten sie den Lebenslauf als Auf und Ab dar. Ganz unten an den Seiten standen Kind und Greis, unmündig das Kind, hilfebedürftig der Greis – auf dem Höhepunkt in der Mitte die Menschen in den so genannten besten Jahren zwischen 40 und 50. »Von da an ging's bergab«, wie Hildegard Knef einmal gesungen hat. Mit 60 hieß es, zurückzutreten und der neuen Generation Platz zu machen – in

¹ Petra-Angela Ahrens: Religiosität und kirchliche Bindung in der älteren Generation, Hannover 2014.

der Firma, auf dem Hof, als Großeltern auf dem »Altenteil«. Die Lebenstreppe sind in den Museen verschwunden, aber in unserem Denken werfen sie noch Schatten. Tatsächlich stehen ja noch immer die »hart arbeitenden Menschen«, die Fitten und Mobilen, die Sportlichen und die Steuerzahler in der gesellschaftlichen Rangliste ganz oben; der technische Fortschritt hat Berufs- wie Lebenserfahrung entwertet. Stattdessen erleben wir eine »Juvenalisierung« der Gesellschaft: Eltern übernehmen Kleidungsstil, Sprache und Sportarten ihrer »Kids«. Inzwischen gibt es nicht nur »junge Väter« im Großvateralter, sondern auch Mütter von Ende 40, Trennungen und Scheidungen nach der »Silberhochzeit« sind nicht mehr ungewöhnlich und späte Lebenspartnerschaften normal. Vieles ist möglich in jedem Alter – im Lebensstil wie in der Kleidung ist eine große Freiheit zu finden. Das gibt uns jenseits festgelegter Altersrollen die Möglichkeit, den eigenen Lebensruf zu hören, den eigenen Begabungen zu folgen.

»Früher war klar: Kinder lernen, Erwachsene arbeiten, und die Alten ruhen sich aus. Das ist passé«, sagt die Altersforscherin Ursula Staudinger.² Bis in die 1960er Jahre hat man den Ruhestand als Feierabend begriffen, Erholung von einem aktiven Arbeitsleben. In den 1970ern dann, der großen Zeit des Wohlfahrtsstaats, wurde die Rente zur Belohnung für die anstrengenden Jahre von Krieg und Wiederaufbau, zum wohlverdienten Ruhestand – mit Freizeit, Familie, Reisen. Heute ist die Zeit nach der Erwerbstätigkeit zur dritten Lebensphase geworden. Mit der Chance, noch einmal etwas Neues zu beginnen, den eigenen Interessen nachzugehen, aber auch Gesellschaft mitzugestalten. In »Psychologie heute« erschien im August 2016 eine Untersuchung über den Übergang aus der Erwerbsarbeit. Da zeigen sich drei Wege: Es gibt die »Weitermacher«, die als Seniorberater, Freiberufliche oder Honorarkräfte oder auch ehrenamtlich weiter in ihrem Arbeitsfeld unterwegs sind. Und dann die »Anknüpfer«, die aus ihren bisherigen Kompetenzen etwas Neues entwickeln. Wir kennen das von Sportlerkarrieren: vom Spieler zum Trainer, zum Manager oder zum Sportartikelhersteller. Und schließlich die »Befreiten«, die froh sind, endlich rauszukommen aus einem Job, den sie als entfremdet erlebt haben. Sie finden ihr Glück jetzt im Sportverein, in der Hospizarbeit oder im Ortsverein einer Partei.

75 Prozent der 60- bis 69-Jährigen blicken zuversichtlich auf ihr weiteres Leben; und über ein Drittel geht davon aus, dass noch ein Neuanfang stattfinden kann. Viele machen sich noch einmal auf den Weg und helfen inter-

² Ursula Staudinger: Brigitte WIR, 4/2016.

national als Au-pair, im Senior Expert Service oder übernehmen einen freiwilligen Einsatz in Krisengebieten. Andere engagieren sich jetzt in der Flüchtlingsarbeit, lernen Menschen aus anderen sozialen und kulturellen Kontexten kennen oder arbeiten mit am Entstehen neuer Netzwerke – als »Leih-Omas«, Stadtteilmütter, Senior-Mentoren für Schüler und Azubis, in Familienzentren und Generationenhäusern. Und oft entstehen dabei tragfähige neue Freundschaften und Liebesbeziehungen.

Unternehmen wie Henkel bieten mit Corporate Volunteering oder Senior Expert Services frühzeitig Programme an, die helfen, den Übergang aus den letzten Berufsjahren in ein aktives, selbstbestimmtes Leben zu gestalten. Den Brückenschlag von der Arbeits- in die Tätigkeitsgesellschaft. Längst sind ja die kontinuierlichen männlich geprägten Berufswege unterbrochen von Erziehungs- und Pflegezeiten, Arbeitslosigkeit, Fortbildung und Umschulung und bürgerschaftlichem und politischem Engagement. Wir arbeiten länger, aber hoffentlich auch flexibler. Henkel zum Beispiel schickt schon früh Mitarbeitende in Sabbaticals ins Ausland und gibt Mitarbeitenden in der letzten Berufsphase die Chance, ein eigenes, ehrenamtliches Engagement in der »Betriebsfamilie« zu entwickeln und so in einem kontinuierlichen Übergang eine »dritte Karriere« aufzubauen. Denn wir können es uns nicht leisten, »die erfahrensten Menschen aufs Abstellgleis zu schicken, obwohl sie noch voller Energie sind«, sagt Marc Freedman, der sich als Soziologe mit dem Engagement älterer Menschen in der amerikanischen Gesellschaft beschäftigt.³

2. NACHBARSCHAFT LEBEN – DIE BUNTE MISCHUNG

»Im Alter bekommen die Körper eine andere Bedeutung – sie werden anfälliger und zeigen Schwäche«, schreibt Lisa Frohn.⁴ »Das heißt auch, dass der Ort, an dem sich der Körper befindet, und die Umstände an diesem Ort wichtiger werden.« Tatsächlich engagiert sich die Generation der 55- bis 69-Jährigen besonders stark im lokalen Bürgerengagement.⁵ In Vereinen und Verbänden, wo die jungen Mobilen schwer Anschluss finden, aber zunehmend

³ Mark Freedman: Interview, in: Barbara Wackernagel-Jacobs, »Sputnik-Moment – 30 gewonnene Jahre«, 2015.

⁴ Lisa Frohn: »Ran ans Alter«, Köln 2016.

⁵ Deutsches Zentrum für Altersfragen: Deutscher Alterssurvey 2014. Zentrale Befunde, Berlin 2016. Kurzfassung im Internet: https://www.dza.de/fileadmin/dza/Dokumente/Publikationen/DEAS2014_Kurzfassung.pdf (Zugriff am 27. 09. 2021).

auch in Bürgerinitiativen und Genossenschaften. Bei ihnen schlägt das Herz der neuen, generationenübergreifenden und gemeinwohlorientierten Bewegung. Die Dorfladenbewegung und die Bürgerbusse, die Mehrgenerationenhäuser und die Mittagstische, bei denen reihum gekocht wird, die Reparaturwerkstätten, wo Handwerker, Bastler, Handarbeiterinnen anderen die Kunst beibringen, achtsam mit den Alltagsdingen umzugehen – sie alle setzen auf Menschen, die in der Region zu Hause und gut vernetzt sind.

In Reutlingen haben sich Menschen auf den Weg gemacht, um ihre Wohnquartiere lebenswerter zu gestalten. »Das Projekt, das aus der Kreuzkirchengemeinde heraus entstanden ist, vernetzte innerhalb weniger Jahre hunderte unterschiedliche Menschen für ein neues, vielfältiges Miteinander und mündete 2019 in die ›Stiftung lebenswerte Nachbarschaft‹ – eine echte Erfolgsgeschichte«, schreibt der Bürgermeister Thomas Keck.⁶ Zu der Fülle von Aktivitäten gehörte ein Altersnetzwerk genauso wie ein Kindercafé, ein Reparaturdienst wie die Jobpaten und ein Sprachtraining für Geflüchtete. Ein Netzwerk vermittelt Patinnen und Paten für zugezogene Migranten und in der Corona-Krise singt der Chor verteilt auf verschiedene Balkone Abendlieder. Einer der Gründer ist Otto Haug, der lange als Öffentlichkeitsarbeiter für die Samariterstiftungen in Nürtingen gearbeitet hat. Ein typischer Anknüpfer also, der nun sein Wissen und sein Engagement der Nachbarschaft zur Verfügung stellt. »Nicht einfach nur Ehrenamtliche suchen, die eigenen Ideen aus den Leuten herausholen – wir motivieren Menschen zu machen, was sie schon immer machen wollten. Dann entwickeln wir gemeinsam«, sagt er.⁷

Auch als Zugezogene tragen Ältere entscheidend dazu bei, dass die Wohnquartiere lebendig und lebenswert bleiben. Bei einer Freiburger Tagung zum Thema »Sorgende Gemeinschaften« erzählte eine Frau, sie sei, kurz bevor sie 70 wurde, in die Nähe ihrer Tochter gezogen und zunächst sehr einsam gewesen. Bis sie mit »Urban Gardening« begonnen habe. Sie habe in Freiburg einen Parkstreifen an der Straße bepflanzt und erstaunlicherweise bald schon Mitstreiter gefunden. Die Aufmerksamkeit und Geduld, die zum Gärtnern gehören, helfen gerade in Umbruchsituationen, sich zu erden, sich auseinanderzusetzen mit dem, was ist, und Widerstandskräfte zu entwickeln. Vielleicht ist das einer der Gründe, weshalb Urban Gardening Konjunktur hat. Andere aus der Nachbarschaft haben eine Bank aufgestellt, damit man einfach sitzen,

⁶ »Lebenswerte Geschichten«. Vom Beziehungswohlstand im Wohnquartier, Reutlingen 2021.

⁷ Ebd.

zuschauen oder sich austauschen konnte. Auch eine alte Telefonzelle ist als Bücherbox dazugekommen. Irgendjemand hätte sie dann auf »nebenan.de« aufmerksam gemacht, erzählte die Teilnehmerin, und mit Staunen hätte sie festgestellt, wie viele der dort Engagierten sie schon kannte. Während der Parkstreifen aufblühte, war wie nebenbei ihr eigenes Nachbarschaftsnetzwerk gewachsen.

In der Schweiz hat die Genossenschaft Migros das Netzwerk »Tavolata«⁸ gegründet. Überall im Land treffen sich kleine Gruppen von 5 bis 10 Personen zum gemeinsamen Kochen und Essen – zumeist in der eigenen Wohnung. Die Gruppe wandert von einem Wohnzimmer ins nächste, lernt sich mit der Zeit besser kennen und unternimmt dann oft auch anderes gemeinsam: eine Wanderung, einen Spieleabend oder ein Gartenfest in der Nachbarschaft. Bei der Migrosstiftung gibt es Start- und Krisenberatung und einmal im Jahr ein großes gemeinsames Treffen. Bei der Evaluation der Tavolata-Bewegung zeigte sich die Bedeutung einer zentralen Ansprechperson. Wichtig ist ein Regelwerk, das die Gruppe selbst festlegt – auch im Blick auf die Kostenverteilung –, aber auch, dass die Gruppenmitglieder vielfältig sind und die Größe der Gruppe zu Zeit und Ort passt. »Mich fasziniert, dass an einer Tavolata die unterschiedlichsten Menschen zusammenkommen«, wird eine Teilnehmerin zitiert.⁹ Eine Untersuchung der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaft¹⁰ zeigt, dass die Teilnehmenden sich in ihrem Quartier wohler fühlen und aufgeschlossener für neue Freundschaften sind. Es ist die Mischung aus Zugehörigkeit und Autonomie, die die Gruppen blühen lässt.

Wie in Reutlingen haben auch Kirchengemeinden ihre Räume zur Verfügung gestellt und in den letzten Jahren Mittagstische initiiert oder eingeladen. Dass sie während der Pandemie ausfallen mussten, wurde von vielen als großer Verlust empfunden. Wo reihum gekocht wird, bringen die Köchinnen die eigenen Traditionen und Rezepte mit und erzählen damit, wo sie herkommen, was sie können. Sie teilen ihre Erfahrungen und kommen ins Gespräch. Mahlzeiten stiften Identität, prägen Rituale und ordnen so unser Leben. Darum ist es so traurig, für sich allein kochen, allein essen zu müssen. Das gemeinsame

⁸ Siehe <https://www.tavolata.ch> (Zugriff am 12. 01. 2021).

⁹ Migros-Genossenschafts-Bund: Tavolata. Gemeinsam kochen, essen und genießen. Zürich 2020, 4, https://www.tavolata.ch/wp-content/uploads/2020/06/Flyer_Tavolata_A5_v03_DE-web.pdf (Zugriff am 05. 01. 2021).

¹⁰ Vortrag von Prof. Christoph Steinebach, Institut für Angewandte Psychologie, auf der Tavolata-Tagung am 06. 05. 2019 in Olten, Schweiz.

Essen, sagt Maaike de Haardt, schafft Bedingungen für Mitleid, Respekt und Gemeinschaft und bietet Aussicht auf das »Mehr«.¹¹ Sie spricht von der Sakramentalität der Tischgemeinschaft.

»Wenn wir nicht allein bleiben und nicht nur privatisieren wollen«, schreibt Lisa Frohn in ihrem Twitter-Buch, »dann brauchen wir Räume, wo wir hingehen können. Um andere zu treffen. Um uns auszutauschen. Um gemeinsam etwas zu tun. Um uns als gesellschaftliche Wesen zu erleben«. Cafés, Büchereien, Werkstätten und auch Gemeindehäuser können solche Räume sein. Dritte Orte, um einen Begriff des Soziologen Homi Bhaba aufzunehmen; Orte ohne Hierarchie, wo jeder willkommen ist. Aber auch die Bänke auf einem Marktplatz oder die Campingstühle auf einer Wiese tun es schon, wie die Pandemie gezeigt hat.

Im Stadtwald Eilenriede in Hannover ist das »Milchhäuschen«, ein kleines Waldcafé, zum Nachbarschaftstreffpunkt geworden. Die Tische draußen konnten sogar während Corona genutzt werden. Auf dem Schild am Eingang steht: »Danke! Wir sind eine Familie, die füreinander da ist. Umarmen uns jeden Tag, lachen gern und viel, halten zusammen, teilen unsere Sorge, sagen bitte und danke, vergeben und vergessen, probieren Neues aus, zeigen Respekt, hören immer zu und machen aus allem das Beste«. Ein Nachbarschaftsmotto, das auch anderswo taugt.

3. FREUNDSCHAFT NEBENAN – SORGENDE GEMEINSCHAFTEN

Ca. 38 Prozent der über 70-Jährigen leben in Deutschland allein – meist können sie in Alltagsproblemen nicht auf Familie und Freunde zurückgreifen.¹² Nur noch ein Viertel der befragten Älteren lebt mit den eigenen Kindern am gleichen Ort. Zwar haben die allermeisten Familien wöchentlich Kontakt zueinander – aber im Vergleich der letzten Jahre erhalten die über 70-Jährigen immer seltener praktische Hilfe bei Einkäufen, kleinen häuslichen Diensten, Fahrten zum Arzt.¹³ Nachbarschaftsnetzwerke werden deshalb wichtiger. In

¹¹ Maaike de Haardt: Das Fenster nach Süden. Spiritualität des Alltäglichen. Freiburg i. Br. 2020.

¹² Vgl. <https://www.bib.bund.de/DE/Fakten/Fakt/Bilder/L75-Einpersonenhaushalten-Alter-West-Ost-ab-1950.html> (Zugriff am 05.01.2021).

¹³ Katharina Mahne/Oliver Huxhold: Nähe auf Distanz. Bleiben die Beziehungen zwischen älteren Eltern und ihren erwachsenen Kindern trotz wachsender Wohnentfernungen gut?, in: Katharina Mahne/Julia K. Wolff/Julia Simonson/Clemens Tesch-Römer (Hrsg.),

einer Studie der Universität Frankfurt gaben fast 20 Prozent der befragten 70- bis 89-Jährigen an, in der Woche zuvor ihre Wohnung kaum verlassen zu haben. Dabei spielt auch eine Rolle, dass zwar 3,1 Millionen Männer, aber nur 2,3 Mio. Frauen zwischen 70 und 79 eine Fahrerlaubnis haben. Wenn der autofahrende Partner pflegebedürftig wird oder stirbt, sind sie schnell in ihrem Aktionsradius eingeschränkt.¹⁴

Im Deutschen Freiwilligensurvey wurde 2014 zum ersten Mal die informelle Unterstützung in der Nachbarschaft abgefragt, soweit sie unentgeltlich und außerhalb beruflicher Tätigkeiten erfolgt.¹⁵ Dabei zeigte sich: Immerhin 25 Prozent engagieren sich in der nachbarschaftlichen Hilfe bei Einkäufen, Handwerksdiensten bis Kinderbetreuung – und es sind mehr Männer als Frauen und eher Jüngere als Ältere. Die wechselseitigen Unterstützungsleistungen, sagen die Interviewten, verbessern die Lebensqualität aller Beteiligten und reduzieren Einsamkeit.

Die Internetplattform »nebenan.de« hatte 2019, fünf Jahre nach der Gründung, bereits 1.450.000 Nutzer in 7.500 Nachbarschaften.¹⁶ 2019 hat die Diakonie Deutschland zusammen mit »nebenan.de« zu Nachbarschaftsfesten, Wohnzimmerkonzerten und Radtouren am »Tag des Nachbarn« aufgerufen. Bei Nachbarschaftsfesten blüht auf, was sich im Alltag wie nebenbei entwickelt – mit kleinen Dienstleistungen und wechselseitiger Unterstützung von Einkäufen bis zum Blumengießen im Urlaub. Dass ich einer anderen Person meinen Haustürschlüssel anvertrauen kann, ihr Zugang zu meinem Privatleben gewähre, zeigt das wachsende Vertrauen. In der Coronakrise 2020 erlebte die nebenan.de-Stiftung einen regelrechten Boom. 2020 und auch 2021

Altern im Wandel. Zwei Jahrzehnte Deutscher Alterssurvey (DEAS) Wiesbaden 2016, 215–230, hier: 223. <https://link.springer.com/book/10.1007%2F978-3-658-12502-8#toc> (Zugriff am 05.01.2021).

¹⁴ Frank Oswald/Roman Kaspar/Ursula Frenzel-Erkert/Nadine Konopik: »Hier will ich wohnen bleiben!« Ergebnisse eines Frankfurter Forschungsprojekts zur Bedeutung des Wohnens in der Nachbarschaft für gesundes Altern. Frankfurt a. M. 2013, 23f., <https://www.uni-frankfurt.de/54421039/Oswald-et-al-2013-Hier-will-ich-wohnen-bleiben.pdf> (Zugriff am 05.01.2021).

¹⁵ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Freiwilliges Engagement in Deutschland. Zentrale Ergebnisse des Deutschen Freiwilligensurveys 2014. Berlin 2016, 32, <https://www.bmfsfj.de/blob/93914/e8140b960f8030f3ca77e8bbb4cee97e/freiwilligensurvey-2014-kurzfassung-data.pdf> (Zugriff am 05.01.2021).

¹⁶ Nebenan.de: Wirkungsbericht 2019. Berlin 2020, 3, https://impact.nebenan.de/pdf/nebenan_de_Wirkungsbericht_2019.pdf (Zugriff am 05.01.2021).

wurde in allen 16 Bundesländern ein Nachbarschaftspreis für besonders gelungene Projekte vergeben.¹⁷

Mehr noch als andere Gruppen sind Ältere auf gemischte Wohnquartiere und barrierearme Wohnungen angewiesen. Und auch ganz neue Wohnmodelle werden erprobt, Seniorenwohngemeinschaften, die vielleicht an studentische Erfahrungen erinnern, aber auch Mehrgenerationenhäuser. Es waren vor allem Politikerinnen und Politiker wie Henning Scherf oder Malu Dreyer, die die neuen Wohnprojekte populär gemacht haben. Die Idee hinter den Wohngemeinschaften und Genossenschaften: starke Nachbarschaften, in denen man einander unterhalb der Schwelle professioneller und bezahlter Dienstleistungen wechselseitig hilft. So wie in den neuen Modellen des Zusammenwohnens von Älteren und Studentinnen, in denen die einen mietfreies Wohnen genießen und die anderen den einen oder anderen Dienst in ihrem Alltag.

»Wir haben nach einer verbindlicheren Form der Nachbarschaft gesucht«, erzählt auch Ulrich Thomsen, der eine Wohnanlage in Lüneburg mit initiiert, geplant und gebaut hat, in der insgesamt 53 Erwachsene und 23 Kinder leben. »Wir unterstützen uns gegenseitig; einige teilen sich zum Beispiel zu mehreren ein Auto. Die Kinder finden hier viele Spielkameraden, und wenn sie aus der Schule kommen und niemand bei ihnen zu Hause ist, können sie problemlos zu einer der anderen Familien gehen.«¹⁸ Im Zentralgebäude finden alle drei bis vier Wochen gemeinsame Treffen statt – zu alltäglichen Organisationsfragen, aber auch zu Themen wie »Krankheit« oder »Sterbebegleitung«. Wohnprojekte wie in Lüneburg, Genossenschaften wie »Schloss Blumenberg« in Bayern oder auch Mehrgenerationenhäuser ziehen vor allem junge Familien und Senioren an, aber auch Alleinerziehende, Singles oder Menschen mit Behinderung. Sie alle sind auf eine funktionierende Nachbarschaft angewiesen.

In Großbritannien wurde im Jahr 2018 ein Ministerium gegen Einsamkeit gegründet. 75 Prozent der Landbevölkerung sind dort älter als 65 – sie leben in Gegenden, wo Post und Pub geschlossen sind und immer weniger Busse fahren. Herz-Kreislauf-Probleme oder Depressionen verschlechtern sich, wenn

¹⁷ Siehe <https://www.nachbarschaftspreis.de/de/Projekte/preistraeger/> (Zugriff am 05.01.2021).

¹⁸ Erstes generationsübergreifendes Wohnprojekt in Lüneburg am Brockwinkler Weg gestartet, LZ-Online vom 11.09.2015, <https://www.landeszeitung.de/lokales/47289-erstes-generationsuebergreifendes-wohnprojekt-in-lueneburg-am-brockwinkler-weg-gestartet> (Zugriff am 05.01.2021).

Menschen ihre Wohnung kaum noch verlassen. Deshalb gibt es dort inzwischen die Möglichkeit, soziale Angebote auf Rezept zu verschreiben. Ein Konzert, eine Wanderung mit anderen, ein Chor. Wissenschaftler haben berechnet, dass sich auf diese Weise Termine beim Hausarzt und Krankenhausbesuche um 20 Prozent reduzieren.¹⁹

Der Weg aus der Einsamkeit führt über wechselseitige Unterstützung, schreibt Noreena Hertz in ihrem Buch »Wege aus der Einsamkeit«.²⁰ Maßgeblich ist, dass Menschen sich nicht nur umsorgt fühlen und umsorgt sind, sondern dass sie auch Gelegenheit haben, für andere zu sorgen. Elke Schilling hat den Telefondienst »Silbernetz« gegründet, der sich inzwischen mit einem ganzen Team an einsame Ältere richtet. Die 75-Jährige, die allein lebt, kennt die Probleme. In der Krise hat sich ihr Dienst bundesweit aufgestellt; sie sind nachgefragt wie nie zuvor. Und Elke Schilling hat sich auch vom Lockdown nicht abhalten lassen, ins Büro zu gehen. »An Einsamkeit stirbt man bloß langsamer als an Corona«, sagt sie. Auch wenn sie über 70 ist – sie wird gebraucht. Dabei geht es keinesfalls um selbstvergessenen Altruismus. Wer sich engagiert, gewinnt zugleich neue Beziehungen und eigene Netzwerke, Lebensvertiefung und soziale Kompetenzen.

»Es ist einfach notwendig, als Bürger da zu sein«, sagt auch Annelie Keil, die sich mit Henning Scherf zusammen seit Jahren für neue Wohnprojekte und Nachbarschaftsarbeit Älterer engagiert: »Zivilgesellschaftliches Engagement ist kein Zuckerbrot, kein Nachtisch zu den Hauptmahlzeiten des Lebens nach dem Motto: Jetzt habe ich noch ein bisschen Zeit. Nein, die Notwendigkeit wird leibhaftig erlebt. [...] Der Weg muss vom Einzelnen in die Gemeinschaft gehen. Und umgekehrt tue ich ja alles, was ich noch für die Gemeinschaft tue, im Wesentlichen für mich. Wenn ich als alleinlebende Frau nicht mehr hinausgehe, in meine Suppenküche oder zu einem Vortrag oder in die Schule, um mit den Kindern zu diskutieren, dann wird mein Leben ärmer«.²¹

¹⁹ Marten Hahn: Spaß auf Rezept. Soziale Medikation in Großbritannien, Deutschlandfunk, 27.12.2019. https://www.deutschlandfunk.de/soziale-medikation-in-grossbritannien-spas-auf-rezept.795.de.html?dram:article_id=455906 (Zugriff am 16. 12. 2020).

²⁰ Noreena Hertz: Wege aus der Einsamkeit, 2021.

²¹ Henning Scherf/Annelie Keil: Das letzte Tabu. Über das Sterben reden und den Abschied leben lernen, Freiburg i. Br. 2016, 106.

4. »NUR ALTE FRAUEN«? – ENGAGEMENT AUF AUGENHÖHE

»Warum begreifen wir Frauen das Alter als Gefängnis«, fragt die Mode-Designerin Miuccia Prada, inzwischen 70 Jahre, in einem Interview mit der NY Times. Und antwortet sich gleich selbst: »Ich glaube, für dieses Drama müssen wir eine Lösung finden. Wir haben ja nicht mehr nur ein Leben, nein, es sind mittlerweile zwei oder drei. Und es wird die Zukunft unserer Gesellschaft enorm beeinflussen, wie wir selbst mit dem Älterwerden umgehen.«

Wir erleben gerade eine neue Frauenbewegung: die der älteren Frauen. Die 68er Power-Frauen gehen selbstbewusst, kritisch und voll Energie in die neue Lebensphase und setzen sich noch einmal neu mit den alten Themen auseinander: mit dem Verständnis von Arbeit, mit Körper und Kleidung und natürlich mit dem Thema Mütterlichkeit. Viele von ihnen sind längst Großmütter – aber auf die Großmutter-Rolle will sich keine mehr reduzieren lassen. Und dennoch erlebt so manche das »Rabenmuttersyndrom« noch einmal, wenn sie sich weigert, noch einmal Lücken zu füllen, die die Familienpolitik nicht schließt.

Trotz wachsender Erwerbsbeteiligung übernehmen Frauen weiterhin die Hauptverantwortung in der Haus- und Pflegearbeit wie im sozialen Engagement. Dabei wird ein eigenes berufliches Einkommen sozialpolitisch als selbstverständlich vorausgesetzt, zumal auch die Sozialversicherungen an die Erwerbstätigkeit gebunden sind. Das führt zu erheblichen Zerreißproben. Wir denken meist an junge Familien, wenn es um die Vereinbarkeit von Beruf, Engagement und Familie geht. Aber der Anteil der Frauen im Alter zwischen 55 und 65, die Beruf und Familie vereinbaren müssen, hat sich zwischen 1996 und 2014 vervierfacht. Das ist die Generation, die in früheren Jahrzehnten Besuchsdienstaufgaben in den Kirchen übernahm. In einer Zeit, in der jede dritte Ehe geschieden wird, haben gerade Frauen, die sich für Familie und Ehrenamt engagieren, immer häufiger das Gefühl, zwischen einer Fülle von Aufgaben zerrissen und um eine gerechte Alterssicherung betrogen zu werden.

Ältere Männer und Frauen mit kleinen Renten oder Empfänger von SGB-II-Bezügen erhalten inzwischen allerdings häufiger eine Übungsleiterpauschale oder das Minijobsalär für ihren ehrenamtlichen Einsatz im Sportverein oder bei der Tafel, im Hospizdienst, im Altenheim oder als Leihoma – einen Einsatz, den sie mit so viel Ernsthaftigkeit ausüben wie andere ihren Beruf. Nach Meinung des Centrum Soziale Innovation (CSI) in Heidelberg handelt es sich beim finanziell unterstützten bürgerschaftlichen Engagement um eine »dritte Kategorie« zwischen Erwerbsarbeit und Ehrenamt. Dabei gehe es um

Menschen, die Gesellschaft mit ihrem Engagement und ihrer Empathie und Lebenserfahrung mit tragen wollen, denen aber die finanziellen Ressourcen und sozialen Netzwerke fehlen, um den Rücken frei zu haben. Immerhin 44 Prozent der Freiwilligen fordern eine bessere steuerliche Absetzbarkeit der Unkosten und 22 Prozent sogar eine bessere Vergütung fürs Ehrenamt.

Der größte Teil der Engagierten ist aber eher gut situiert und wirtschaftlich unabhängig. »Würde ich dafür bezahlt, würde ich es nicht machen«, sagen viele. Ihnen liegt daran, dass ihre persönliche Motivation und ihr freiwilliges Engagement keiner Kontrolle unterzogen, eben nicht ökonomisiert wird. Es geht um Selbstwirksamkeit, um selbstbestimmtes Handeln, die eigenen Zukunftsbilder von Nachbarschaft und Gesellschaft. Das Verhältnis von Staat und Zivilgesellschaft in Deutschland sei bis heute nicht wirklich geklärt, meint Birgit Gebhardt.²² Dabei engagieren sich je nach Befragung bis zu 40 Prozent der Bevölkerung für das Gemeinwesen und leisten – so eine Berechnung der Prognos-AG für das Jahr 2008 – in Summe 4,6 Milliarden Arbeitsstunden pro Jahr. Das entspräche 3,2 Millionen Vollzeitstellen.²³ Allerdings geht es bei diesem Einsatz eben nicht ums Geldverdienen, sondern vielmehr um Sinn, Begegnungen und Lebensqualität. Deswegen ist es auch nicht sinnvoll, das freiwillige Engagement ökonomisch zu beziffern. Trotzdem hat Birgit Gebhardt recht: Von echten Governance-Strukturen, in denen sich Vertreter beider Seiten tatsächlich auf Augenhöhe begegnen, kann man in Deutschland nur in staatlich strukturierten Bereichen wie THW, Feuerwehr oder DRK sprechen. Der freiwillige Einsatz vieler anderer Bürgerinnen und Bürger wird meist als »nice to have« verortet oder – wie in der Flüchtlingskrise oder bei den Impfpaten – für staatliche Aufgaben in Dienst genommen.

Nicht systemrelevant – so haben sich ältere Ehrenamtliche in der Corona-Krise erlebt. Weil die Leihomas, Schulbegleiter, Mitarbeitende an den Tafeln, die Leiterinnen der Seniorenkreise, Grüne Damen und Herren und Besuchsdienstfrauen zur vulnerablen Gruppe der Älteren gehören, mussten sie wegen der Ansteckungsgefahr zu Hause bleiben. Manche hatten den Eindruck, es wurde gar nicht wahrgenommen, dass sie fehlten – und haben sich entschlossen, ihr Alter nun auch selbst ernst zu nehmen und das Ehrenamt zu beenden. Es hat eine Weile gedauert, bis die Öffentlichkeit begriff, wie wesentlich dieser zivilgesellschaftliche Einsatz ist. Andere haben die Dinge in die Hand genommen und ihr Ehrenamt neu entwickelt: Ausbildungsmen-

²² Birgit Gebhardt: 2037. Unser Alltag in der Zukunft, Hamburg 2011, 52.

²³ Christian Felber: Gemeinwohl-Ökonomie. München 2018, 180.

torinnen und Sprachhelfer haben ihre Angebote auf digitale Programme umgestellt.

In den letzten 20 Jahren ist das Engagement in der gesamten Gesellschaft projektförmiger geworden, zielorientierter und selbstbestimmter. Ich sehe darin eine große Chance für die Babyboomer, die meist längst mit dem Netz vertraut sind und generationenübergreifend arbeiten wollen. Thomas Klie hat Recht, wenn er fürchtet, dass die Idee der Caring Communities bei sinkenden öffentlichen Etats zu einer Refamiliarisierung führen könnte. Großeltern springen ein und Ältere übernehmen gesellschaftliche Aufgaben; sie tun es, weil es ihnen selbst wichtig ist. Das Bewusstsein, dass weniger Jahre vor als hinter ihnen liegen, schafft die Motivation, »in dieser wertvollen Zeit tiefer in die Welt involviert zu sein«.²⁴ Dennoch: Sie brauchen Sichtbarkeit, Anerkennung, Mitsprachemöglichkeiten und Unterstützung von Staat, Kommunen, Vereinen und Kirchen.

5. KOMMUNE UND GEMEINDE – DAS »WIR« ORGANISIEREN

»Ich will alt werden und sterben, wo ich gelebt habe.« Es ist fast 30 Jahre her, dass Klaus Dörner die Vision eines altersfreundlichen Quartiers entwickelte. Seine Ideen wurden in der Altenhilfe zunächst als Provokation verstanden. Inzwischen aber haben sich die Einrichtungen differenziert; mit betreutem Wohnen und Kurzzeitpflege, ambulanter Pflege und hauswirtschaftlichen Hilfen, aber auch mit Cafés und vielfältigen Kooperationen haben sie sich immer mehr ins Quartier, in ihre Nachbarschaft geöffnet. Niemand soll in ein Heim gehen müssen, nur weil er oder sie sich selbst nicht mehr versorgen kann; keiner soll isoliert sein, wenn er stirbt – das ist heute fachlicher und sozialpolitischer Konsens. Die Dienstleistungen sollen zu den Menschen kommen und nicht länger umgekehrt. Auch Stadtplanung, Architekturbüros und Wohnungsbaugesellschaften machen heute ernst damit, dass in neuen Wohnquartieren Rollatoren wie Kinderwagen über die Schwelle kommen und Häuser so barrierefrei sein müssen, dass auch Rollstuhl oder Krankenbett Platz finden.

Wenn wir wollen, dass wir auch im Alter möglichst lange in unserem Umfeld bleiben können, dann braucht es mehr Beratung, besser vernetzte Angebote und andere Wohnformen, wie sie jetzt schon erprobt werden. Die

²⁴ Freedman, Interview (wie Anm. 3).

neuen Wohngenossenschaften zeigen, worauf es ankommt: Wer nicht in einer Familie lebt, braucht eine gute Kombination von eigenen, privaten Rückzugsräumen und gemeinschaftlichen Angeboten vom Bistro bis zu Bibliothek und Gästewohnung. Vielleicht wird auch ein Kinderhort angeschlossen oder eine Pflegestation. Notwendig ist eine tragfähige Infrastruktur im Stadtteil mit Läden, öffentlichem Nahverkehr, Cafés; vor allem aber eine aktive Bürgerschaft, die sich um Dorfläden und Bürgerbusse kümmert, wo die Kommune sich zurückzieht und der Markt versagt. Es braucht starke Nachbarschaften, in denen man einander unterhalb der Schwelle professioneller und bezahlter Dienstleistungen wechselseitig hilft.

Bei der Umsetzung des 7. Altersberichts haben verschiedene Kreise und Kommunen festgestellt, dass es dabei oft um scheinbar kleine Veränderungen geht: Im Rahmen der »altersfreundlichen Stadt« haben Teilnehmende erprobt, ob der Ort für Eltern mit Kinderwagen wie für Ältere mit Rollator fußläufig ist, ob die Ampeln am Zebrastreifen langsam genug umspringen, wo Stufen zum Hindernis werden und ob hinreichend Bänke und öffentliche Toiletten am Ort sind. Die Ortskarten, die dabei gemeinsam erstellt wurden, haben wesentlich dazu beigetragen, dass alle Generationen am öffentlichen Leben teilnehmen können. In der Stadt Marbach ist man noch einen Schritt weitergegangen; dort hat die Kommune zusammen mit Vereinen und Kirchen die »demenzfreundliche Stadt« ausgerufen und neben den vielen engagierten Bürgerinnen und Bürgern auch Schulen und Einzelhandel mit Begegnung und Schulungsmaßnahmen einbezogen.

In unserer Gesellschaft, die stark geprägt ist vom Wunsch nach Selbstbestimmung und Selbstoptierung, geht es um ein Gegengewicht. Es geht um wechselseitige Unterstützung und die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen – für sich selbst, für andere und auch für die gesellschaftliche Entwicklung. Das ist der Grund, warum die Caring Communities Konjunktur haben. Die »sorgenden Gemeinschaften«, bei uns vor allem durch den siebten Altersbericht bekannt geworden, übersetzen einen internationaler Leitbegriff: Es geht darum, auf regionaler und lokaler Ebene Verantwortungsstrukturen neu zu beleben – für Menschen mit Behinderung, um Kinder und Ältere, aber auch um Sterbende und Trauernde. Dabei bezieht sich die »Sorge« auf das »Dazwischen« in der Beziehung, das »Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten«, wie Hannah Arendt sagt.²⁵ Das Interesse aneinander, das in der Sorge spürbar wird, gilt dem ganzen Menschen, nicht nur dem Austausch

²⁵ Hannah Arendt: *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München/Zürich 2002, 237.

von Waren und Leistungen. Hannah Arendts Begriff der Mitverantwortung²⁶ stellt den Zusammenhang zwischen Selbstsorge und Fürsorge her, aus dem die Sorgenden Gemeinschaften leben.

Wie können wir verhindern, dass Menschen nur deswegen in stationäre Einrichtungen ziehen, weil sie ihren Alltag nicht mehr allein bewältigen? Weil die Wohnung nicht barrierefrei ist oder die Versorgung zu Hause nicht gewährleistet? Weil sie mit ihren chronischen Erkrankungen nicht mehr richtig umgehen können oder ihre knappen Finanzen nicht mehr übersehen und mit Anträgen überfordert sind? Diese »Lösung« ist extrem teuer, nicht nur für die Kostenträger, für die gesamte Gesellschaft und natürlich für die Betroffenen selbst. Denn »ein Zuhause ist der einzige Ort, wo die eigenen Prioritäten unbeschränkte Geltung haben«, schreibt der amerikanische Arzt Atul Gawande. »Zu Hause entscheidet man selbst, wie man seine Zeit verbringen will, wie man den zur Verfügung stehenden Platz aufteilt und wie man den eigenen Besitz verwaltet.«²⁷ Deshalb versuchen die allermeisten, ihr Leben mit Hilfe aus Familie und Nachbarschaft oder mit anderen Dienstleistern so lange wie möglich selbst zu organisieren.

»Es kann (aber) nicht als selbstverständlich vorausgesetzt werden, dass die Selbstorganisation von Bürgern und Bürgerinnen, etwa in der organisierten Nachbarschaftshilfe, aber auch in Seniorengenossenschaften und in Bürgervereinen ohne Hilfe »von außen« auskommt«, heißt es im siebten Altersbericht der Bundesregierung.²⁸ In Graz forscht Sabine Pleschberger über informelle außerfamiliäre Hilfen im sozialen Nahraum und über ihre Verknüpfung mit bedarfsorientierten und qualitätsgesicherten formalen Hilfen. Das laufende Projekt mit vielen qualitativen Interviews bestätigt, wie sehr kleine sorgende Gemeinschaften auf professionelle Sorgestrukturen angewiesen sind. Das informelle Miteinander lebt von Wechselseitigkeit und Nähe. Permanente Verfügbarkeit auch am Wochenende kann es nicht leisten. Umgekehrt werden professionelle, verlässliche Hilfsorganisationen nie die persönliche Qualität entwickeln, die wir aus Freundschaft und Nachbarschaft

²⁶ A. a. O., 87.

²⁷ Atul Gawande: Sterblich sein. Was am Ende wirklich zählt – über Würde, Autonomie und eine angemessene medizinische Versorgung, Frankfurt a. M. 2015, 161.

²⁸ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Der Siebte Altenbericht der Bundesregierung. Sorge und Mitverantwortung in der Kommune Aufbau und Sicherung zukunftsfähiger Gemeinschaften. Berlin 2016, 259, <https://www.bmfsfj.de/blob/120144/2a5de459ec4984cb2f83739785c908d6/7-altenbericht-bundestagsdruck-sache-data.pdf> (Zugriff am 05. 01. 2021).

kennen. So haben beide Formen der Hilfe eine eigene Qualität und beide sind aufeinander angewiesen: Nachbarschaftsnetze brauchen Wohlfahrtsverbände, Kirchen und Notfallnetzwerke. Um Bürgerbeteiligung zu organisieren, genügt es nicht, eine Plattform zu installieren – weder digital noch analog. Auf Plattformen organisiert sich die engagierte Mittelschicht; wer aber seine Rechte nicht kennt oder nicht wahrnehmen kann, ist auf intermediäre Organisationen angewiesen, zeigt eine Forschungsarbeit von Martina Wegner in München.

In der Coronakrise entstanden an vielen Stellen Einkaufsdienste – spontan aus der Zivilgesellschaft oder auch organisiert von Kirche, Diakonie oder Caritas. Besonders erfolgreich waren die Quartiere, in denen sich verschiedene Organisationen zusammengetan haben, um Ehrenamtliche und Hilfebedürftige anzusprechen. Problematisch allerdings war eine Berichterstattung, die der Logik »Wir versus sie« folgte – jung versus alt, gesund versus krank. Eine solche paternalistische Ansprache wird als demütigend erlebt, wenn sie mit freiheitsbeschränkenden Maßnahmen verbunden ist. Oft ist es einfacher, sich Fremden gegenüber zu öffnen oder Menschen zu unterstützen, die ein paar Straßen weiter wohnen. Menschen brauchen Menschen – aber ein gutes Netzwerk mit überschaubaren Einsätzen will koordiniert werden.

Nicht alle, die helfen wollten, fanden Abnehmer für ihre Einkaufs- und Gesprächsangebote. Nicht alle, die älter als 65 sind, sind schon deshalb hilfebedürftig oder einsam. Und nicht alle, die Hilfe brauchen, möchten den eigenen Nachbarn die eigene Bedürftigkeit zeigen. »Das Retter-versus-Opfer-Narrativ«, so die Deutsche Gesellschaft für Gerontologie und Geriatrie in einer Stellungnahme zur Coronakrise, »verstärkt die Grenzen und Gefahren zwischen den Generationen und mindert das Selbstwertgefühl.«²⁹ Dabei verfügen die meisten älteren Menschen über gut ausgeprägte Strategien im Umgang mit widrigen Umständen, sie sind Krisenexperten. Es geht darum, dass sie ihre Sicht auf die Situation zur Sprache bringen, sich selbst als handlungsfähige Individuen verstehen und Hilfe einfordern, wo sie sie brauchen.

Meist sind die »jungen Alten« die Treiber einer neuen, generationenübergreifenden und gemeinwohlorientierten Bewegung. Die 68er-Generation ist

²⁹ Eva-Marie Kessler/Paul Gellert: Öffentliche Kommunikation und Berichterstattung zu ›Corona & Alter‹. Empfehlungen der Deutschen Gesellschaft für Gerontologie und Geriatrie (DGGG), Sektion III (Sozial- und Verhaltenswissenschaftliche Gerontologie) (Stand 1. April 2020), https://www.dggg-online.de/fileadmin/aktuelles/covid-19/20200401_Pa-per-Kommunikation-Alter-und-Corona-SektionIII.pdf (Zugriff am 12. 01. 2021).

schon in jungen Jahren durch die sozialen Bewegungen geprägt und kann an diese Erfahrungen wieder anknüpfen »Ich für mich. Ich mit anderen für mich. Ich mit anderen für andere. Andere mit anderen für mich«, zitiert Margret Schunk, die beim Projekt »Alter neu gestalten« in Stuttgart beteiligt ist, das Motto der Bewegung. »Weil wir uns vorgenommen haben, etwas gemeinsam zu tun, was uns allen nützt, was uns allen hilft.« Sich mit anderen auszutauschen und am Leben teilzuhaben, bleibt auch für hochaltrige, pflegebedürftige und demenzkranke Menschen wichtig. Die Hochaltrigenstudie der Universität Heidelberg von 2013 zeigt: 76 Prozent der befragten 80- bis 99-Jährigen empfinden Freude und Erfüllung in emotional tieferen Begegnungen mit anderen Menschen, 61 Prozent im Engagement für andere Menschen und 60 Prozent haben das Bedürfnis, auch weiterhin gebraucht und geachtet zu werden.³⁰ Und sie werden gebraucht: für Geschichtswerkstätten und Konfirmationsvorbereitung, in Biographiewerkstätten, zum Vorlesen oder bei Stadtspaziergängen – gern auch mit Rollstuhl und Rollator wie beim »Wägelestreff« in Württemberg –, wo sie erzählen können, wie die Straßen vor Jahrzehnten aussahen. Wo Erfahrungswissen Zukunft ermöglicht, sind die Älteren gefragt – zum Beispiel in der Kirche. Denn Kirche ist Erzählgemeinschaft durch die Generationen. Es sollte also selbstverständlich sein, dass sie gerade in der Kirche geschätzt werden – auch die »alten Frauen«.

³⁰ Andreas Kruse: Lebensphase hohes Alter, Verletzlichkeit und Reife, München 2017.

Gerhard Wegner

AM ENDE: DIE FREIHEIT! DIE VERHEISSUNG DES ALTERS

»Trotz dem alten Drachen,
Trotz dem Todesdrachen, Trotz der Furcht dazu.«
EKG 396,3

In diesem Beitrag geht es um die »Verheißung des Alters«. Also um eine sinnstiftende Vision für die hohen Lebensjahre eines Menschen bis hin zum Tod – und auch darüber hinaus. Der Sinn des Alterns kann tatsächlich aus der letztendlichen Überwindung des Todes erwachsen – so lässt sich religiös-christlich durchaus behaupten; und es ist die Kraft dieser Imagination, die reale Transformationen des Alterns bewirken kann. Der Gott der Bibel ist ein Feind des Todes – so sieht es auf jeden Fall der Apostel Paulus: »Der letzte Feind, der vernichtet wird, ist der Tod.« (1 Kor 15,26) Er hat nicht das letzte Wort. Deswegen erwächst die Kraft des christlichen Glaubens letztlich auch nicht aus der womöglich passiven Mortalitätsorientierung eines Memento Mori, sondern aus dem höchst aktiven Erleben eines neuen Geboren-Werdens (Natalität). »Wenn ein Christ sagt: ›Ich sterbe‹, dann meint er damit, dass er seine Berufung in einer neuen Form ausführen möchte.«¹

Es geht um die Deutung des Alters – gerade des hohen Alters –, um die »Bilder«, die von dieser Lebenszeit entwickelt werden und das Leben und Denken prägen. Gemeinhin fürchten sich Menschen vor der letzten Lebensphase, weil sie mit dem Verlust von Autonomie und schließlich des Lebens einhergeht. Diese Furcht ist real gegeben und natürlich vollkommen berechtigt. Keine Deutung kann sie aus der Welt schaffen – und sollte dies auch nicht versuchen. Dennoch könnte es sein, dass sie quasi »gerahmt«, d. h. in größere Zusammenhänge integriert wird, die das möglicherweise zu erwartende schwere Leiden vielleicht etwas erträglicher machen können. Gott kämpft gegen den Tod mit an und verwandelt uns. Ob sich solche

¹ Gerhard Sauter: Das verborgene Leben. Eine theologische Anthropologie, Gütersloh 2011, 327.

»Sinnggebung« tatsächlich, körperlich spürbar, als hilfreich erweist, muss aber natürlich offenbleiben. Die Härte der Erfahrung der Gottverlassenheit im Sterben lässt sich nicht beschönigen. Sterben kann ein elendes Verrecken sein.

IM ALTER NEU WERDEN KÖNNEN

Die folgenden Überlegungen haben mithin nicht geringe spekulative Anteile, vollziehen sich allerdings nicht im luftigen Raum theologischer Abstraktionen, sondern reagieren auf die Erfahrungen der gegenwärtigen Veränderungen des Alterns – insbesondere der ungeahnten Verlängerung des Lebens in den letzten Generationen mit all ihren Folgen für unsere Haltung zum Alter generell. Kaum etwas hat sich im öffentlichen Diskurs so sehr verändert wie eben dies. Und noch größer sind die Hoffnungen auf weitere Lebensgewinne, insbesondere was die Erhaltung der Gesundheit und einer starken Selbstwirksamkeit anbetrifft. Insofern beginnt der Beitrag mit einigen Aspekten der Analyse dieses Wandels, kritisiert dann klassische theologische Deutungen des Alters als »Hinfließen zum Tode« und entwickelt eine eigentlich klassische, radikale Sicht auf das Alter neu – inspiriert durch den Transhumanismus, der das Alter als Krankheit begreift, und vor allem durch die spektakulären Thesen des Apostels Paulus zum Tod in seinem Brief an die Römer und anderswo.

Im Folgenden wird gleichsam nach den »Ressourcen« eines christlich-theologischen Altersdiskurses gefragt und werden Aktualisierungen vorgeschlagen. Dabei lässt sich an einen herausragenden Text anknüpfen, mit dem die Evangelische Kirche in Deutschland 2009 auf den Wandel der Altersbilder reagierte. Seine Leitthese wird bereits im treffenden Titel deutlich: »Im Alter neu werden können.«² Er reagiert auf die realen Erfahrungen des längeren Lebens, bleibt aber klar theologisch: »Das Neu-Werden-Können im Alter ist Gottes kontrafaktische Möglichkeit. In Gottes Gegenwart können Menschen trotz allem, was war und ist, immer wieder neu werden.«³ Diese Freiheitserfahrung sei an keine äußeren Bedingungen gebunden, schon gar nicht an ein Lebensalter. In klarer Abgrenzung zu neoliberalen Aktivierungsexzessen

² EKD: Im Alter neu werden können. Evangelische Perspektiven für Individuum, Gesellschaft und Kirche. Eine Orientierungshilfe des Rates der EKD, Gütersloh 2009.

³ A. a. O., 38.

wird gesagt: Nicht um Fitness bis zum Tode ginge es, »sondern um die Entfaltung des eigenen älter werdenden Lebens aus der Gelassenheit und – nicht zuletzt – aus dem Humor des Glaubens.«⁴

Das klingt faszinierend und stiftet Hoffnung. Aber der Einspruch liegt auf der Hand: In welcher Hinsicht trifft solche Rede zu? Wer ist der Gott, von dem hier gesprochen wird? Spricht die konstitutive Erfahrung der Begrenzung des Lebens nicht grundsätzlich gegen solche Vorstellungen? Wo bleibt das Leid der alten Menschen? Der Weg in die Pflege, die drohende Demenz, der Verlust seiner selbst – all das kann sich zu einem Horrorszenario auftürmen, angesichts dessen die Zuschreibung von Sinn aus Gottes liebender Hand nur noch zynisch zu klingen scheint.

Dieser bemerkenswerte christliche Text führt so zu weitergehenden Überlegungen in religiöse Dimensionen, wie des paulinischen Zusammenhangs von Alter und Transformation des Kosmos. Dabei wird sich bestätigen, dass die herkömmliche Alterstheologie tatsächlich in der Gefahr steht, zwar nicht das Leiden zu verharmlosen, aber zur schlichten Selbstzurücknahme und zur Passivität zu führen und damit letztlich in den gegenwärtigen Veränderungen nicht mehr zu überzeugen.

NEUE ALTERNSERFAHRUNGEN

Beginnen wir mit den guten Botschaften. Die gewonnene Lebensspanne zwischen etwa dem 65. und mindestens dem 80. Lebensjahr hat sich zu einem neuen Raum der Freiheit für viele entwickelt, den es noch vor wenigen Generationen schlicht nicht gab. Mit dieser Entwicklung einher gehen neue Bilder vom tätigen Alter, ja vom sinnvollen Leben insgesamt, die alte Deutungen eines alles Leben prägenden Memento Mori zunächst einmal obsolet erscheinen lassen. Lediglich die Frage, was man nun mit diesem Lebensgewinn anstellen soll, stellt sich noch. Länger arbeiten, weil man sonst nichts mit seinem Leben anzufangen weiß? Kreuzfahrten ohne Ende? Es ist nur konsequent, dass in der Logik eines anscheinend in voller Tätigkeit blühenden Lebens bis kurz vor dem Ende auch das Recht auf ein selbstbestimmtes Ende des Lebens als Selbstverständlichkeit empfunden wird. Der Tod bleibt irgendwie peinlich. Aber abgesehen von diesem ungeliebten Ende scheint die Entwicklung durchaus in die Richtung der Erfüllung des Menschheitstraumes vom Jungbrunnen

⁴ A. a. O., 40.

oder vom unendlichen Leben⁵ zu gehen. Propheten solcher Utopien finden sich immer häufiger.

Auch wenn es mittlerweile ruhiger um diese Thematik geworden ist: Was sich hier vollzieht, ist nichts Geringeres als eine »gerontologische Revolution«.⁶ Ihre Charakteristika sind immer wieder benannt worden. Im Kern geht es darum, dass Altern nicht mehr einlinig mit einem Verlust von Fähigkeiten und dem Rückzug aus dem öffentlichen Leben gekoppelt sein muss, sondern als sehr viel differenzierter in den Blick gerät und sich bisweilen fast in eine gegenteilige Richtung entfaltet. Besonders prägnant war 2009 eine Liste nunmehr falscher Annahmen über das Alter der Akademiegruppe Altern in Deutschland der Leopoldina:

- Das Alter beginne mit 65 Jahren.
- Das kalendarische Alter gebe Auskunft über eine Person.
- Alte Menschen könnten nichts Neues mehr lernen.
- Ältere Beschäftigte seien weniger produktiv.
- Ältere Bevölkerungen seien weniger produktiv.
- Ältere Menschen müssten besonders geschützt werden.
- Steigende Lebenserwartungen bedeuteten mehr Krankheit und Pflege.
- Altern führe zu geringerer Mobilität.
- Ältere Menschen fielen ihren Angehörigen zur Last.⁷

Nichts davon würde den Fakten entsprechen. All diese Defizite hätte man den Älteren »angesonnen«: Nicht nur, dass sie auf sie projiziert werden würden, sondern sie fänden sich auch in den Selbstbildern der Älteren und wären von ihnen als Bilder ihres eigenen Alterns – womöglich entgegen den eigenen Erfahrungen – tief verinnerlicht worden. Diese Vorstellungen reagieren also längst nicht mehr auf tatsächliche Lebenserfahrungen der Älteren und brin-

⁵ Zur entsprechenden Debatte über ewiges Leben vgl. Sebastian Knell/ Marcel Weber (Hrsg.): *Länger Leben? Philosophische und biowissenschaftliche Perspektiven*, Frankfurt a. M. 2009; Marianne Kreuels: *Über den vermeintlichen Wert der Sterblichkeit. Ein Essay in analytischer Existenzphilosophie*, Berlin 2015.

⁶ Gerhard Wegner: Die Entdeckung der Generativität des Alters. Die Theologie im gerontologischen Diskurs, in: *Jahrbuch Sozialer Protestantismus*, Band 6, Gütersloh 2013, 135–166, hier 153.

⁷ Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina: *Gewonnene Jahre. Empfehlungen der Akademiegruppe Altern in Deutschland*. Halle (Saale) 2009 (= *Nova Acta Leopoldina NF Nr. 371*, Band 107); ab S. 25 werden diese und andere Thesen ausgeführt.

gen sie zum Ausdruck, sondern erzeugen sie umgekehrt erst im Wechselspiel von Erlebnis und Deutung. Genau das ändert sich nun, und zwar schnell. Zwar gilt einerseits: »Während im Jahr 2014 von den 40–54-Jährigen 60,2% Verluste und 81,5% Gewinne mit dem Älterwerden verbinden, haben die 70–85-Jährigen häufiger ein verlustorientiertes (73,5%) als ein gewinnorientiertes Altersbild (59,0%).«⁸ Andererseits aber hat sich zwischen 1996 und 2014 ein deutlicher Wandel zu positiveren Altersbildern bei den Älteren eingestellt. Und der Prozess scheint sich fortzusetzen.

Was sich nun zeigt: Die drastischen Defizitzuschreibungen des Alters sind zutiefst sozial konstruiert; sie bilden keine Fakten ab. Sie stellen im Grunde genommen Faktoren der Diskriminierung Älterer dar und sollten deswegen aktiv bekämpft werden. Allerdings berichten nur 7,5% der 55–69-Jährigen über Erfahrungen von Altersdiskriminierung (besonders im medizinischen Bereich).⁹ Das allerdings kann mit der Gewöhnung an eher negative Stereotypen und deren Übernahme in die eigene Selbstdeutung zu tun haben. Da das Umfeld ohnehin wenig von mir als Älterem erwartet, ist es einfacher, sich entsprechend zu verhalten, als manche Dinge selbst in die Hand zu nehmen.

Die neue Sicht auf die Potenziale des Alters resultiert aus einer langen gerontosoziologischen und -psychologischen Forschungstradition, die sich insbesondere der Umfragen des Deutschen Alterssurvey (DEAS) bedient hat.¹⁰ Die entsprechenden Ergebnisse weisen im Langzeitvergleich auf eine deutliche Verbesserung der Lage und des Selbstgefühls der Älteren durchaus hin. Aber sie sind sehr viel differenzierter, als es die reine Zurückweisung der bekannten Stereotypen suggerieren würde. Dafür einige Beispiele:

- Was die Lebenszufriedenheit anbetrifft, so weisen die jeweils nachfolgend Geborenen günstigere Verläufe auf als jeweils früher Geborene. Frauen bleiben dabei allerdings unzufriedener. Das Depressionsrisiko steigt allerdings in allen Kohorten gleichermaßen an.¹¹ Näher erläutert: Der Anteil der Per-

⁸ Katharina Mahne/Julia Katharina Wolf/Julia Simonson/Clemens Tesch-Römer (Hrsg.): Altern im Wandel. Zwei Jahrzehnte Deutscher Alterssurvey (DEAS), Wiesbaden 2016, 329.

⁹ Ebd.

¹⁰ Dessen Ergebnisse sind sehr übersichtlich zusammengefasst in: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ): Frauen und Männer in der zweiten Lebenshälfte. Älterwerden im sozialen Wandel. Zentrale Befunde des Deutschen Alterssurveys (DEAS) 1996–2017, Berlin 2019. Und: Mahne u. a., Altern im Wandel.

¹¹ BMFSFJ 2019, 14 und 16.

- sonen mit hoher Lebenszufriedenheit ist zwischen 1996 und 2002 um 6% angestiegen und seitdem auf hohem Niveau (ca. 78%) stabil. Allerdings sind mehr Personen von leichten depressiven Symptomen betroffen. Niedriggebildete haben häufig eine geringere Lebenszufriedenheit und weisen eine höhere depressive Symptomhäufigkeit auf.¹²
- Das Isolationsrisiko steigt mit dem Alter an, liegt aber bei den später geborenen Jahrgängen nicht mehr auf einem so hohen Niveau.¹³
 - Mit steigendem Alter bewerten Frauen und Männer ihre Gesundheit weniger positiv, wobei sich die funktionale Gesundheit bei Frauen schneller reduziert. Kohortenunterschiede sind allerdings nicht festzustellen,¹⁴ d. h., es lassen sich hier keine generellen Verbesserungen feststellen. Näherhin: Der Anteil der Personen, die ihre Gesundheit als gut bewerten, sinkt von 64,5% bei den 40–54-Jährigen über 53,6% bei den 55–69-Jährigen auf 44,6% der 70–85-Jährigen. Deutlich positiv greift der Faktor Bildung. Allerdings ist der Anteil von Personen mit guter Gesundheit bei den 66–71-Jährigen zwischen 1996 und 2014 um mehr als 12% angestiegen.¹⁵
 - Frauen und Männer betreuen Enkelkinder in zunehmend höherem Alter und ab dem 60. Lebensjahr in ähnlich hoher Wahrscheinlichkeit. Die Verteilung von Pflegeleistungen bleibt allerdings auch bei später Geborenen ungleich zu Lasten der Frauen.¹⁶
 - Die Wahrscheinlichkeit des ehrenamtlichen Engagements steigt für später Geborene im Vergleich zu früheren Kohorten über den gesamten Altersverlauf an und hält auch im Lebenslauf länger an.¹⁷ Der Anteil von Personen im ehrenamtlichen Engagement unter den 40–85-Jährigen hat sich zwischen 1996 und 2014 verdoppelt (von 11,7% auf 22,2%). Der Zuwachs ist besonders im höheren Lebensalter deutlich.¹⁸

Mithin sind Fortschritte erkennbar – aber eigentlich keine Revolution. Was sich klar identifizieren lässt, sind allerdings Faktoren, die ein besseres längeres Leben fördern, wie z. B. Bildung und natürlich die soziale Lage. Armutserfahrungen gehen mit einer insgesamt niedrigeren Lebenserwartung

¹² Mahne u.a., Altern im Wandel, 171.

¹³ BMFSFJ 2019, 20

¹⁴ BMFSFJ 2019, 12.

¹⁵ Mahne u.a., Altern im Wandel, 157.

¹⁶ BMFSFJ 2019, 26 und 28.

¹⁷ BMFSFJ 2019, 32.

¹⁸ Mahne u. a., Altern im Wandel, 81.

und geringerer Bildung einher. Die »gerontologische Revolution« ist mithin in großen Teilen eine der Altersbilder selbst – die allerdings einen erkennbar positiven Einfluss auf den Abbau von Defizitorientierungen im Alter haben. Geht man diesen Zusammenhängen näher nach, zeigt sich die große Bedeutung, die fördernde lebensgeschichtlich frühe Erfahrungen für ein »gelingendes« Alter haben. Kurz gesagt: Wem es früh gut geht, dem geht es wahrscheinlich auch später gut. Das Alter ist folglich nur begrenzt ein Projekt des Alters. Die Kraft unserer Imaginationen ist enorm. Allerdings ruht sie auf sozioökonomischen Grundlagen.

SOZIALE DEFINITION DES ALTERS

Aber was ist denn nun das Alter? Was unterscheidet das Alter von anderen Lebensphasen? Die pointierte klassische Definition des Alters als »Näherkommen des Todes« galt lange im Großen und Ganzen in Übereinstimmung mit dem Übergang in den Ruhestand – und die Festlegung der Grenze bei 65 Jahren war einstmals auch genau so konzipiert. An eine längere, »freie« Lebensphase nach dem Eintritt in den Ruhestand dachte niemand. Noch bis in die sechziger/siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts hinein verblieb vielen Menschen danach auch nicht mehr allzu lange Lebenszeit. Insofern markierte diese soziale Grenze auch weitgehend die Grenze zum Alter – insbesondere bei der Masse der Arbeiter und Angestellten. Privilegierte lebten länger und hatten auch dann noch produktive Perspektiven – was schon immer so war. Jenseits des Ruhestands war man auf diese Weise eben alt – und das galt insbesondere bei Menschen aus klassischen Arbeiterberufen, die großen körperlichen Belastungen ausgesetzt waren oder in prekären Verhältnissen leben mussten. Anderen konnte es gelingen, die Zuschreibung »Alter« noch länger hinauszuschieben.

Heute jedoch ist diese Grenze auch bei Arbeitern und Angestellten gesprengt. Einerseits durch das längere Leben als solchem und andererseits auch durch viele – wenn auch heute umstrittene – Formen der Frühpensionierung. Der Ruhestand bezeichnet nur noch in der Sozialversicherung die »Alters«-grenze – aber auch das längst nicht mehr in allen Berufen. In eher »gehobenen« Berufen ist diese Grenze längst flexibilisiert. Entscheidend ist zudem: Die soziale Zuschreibung »alt« gilt nach breit geteilter Meinung erst ungefähr ab dem 80. Lebensjahr – und auch dann nicht einheitlich. »Alt« ist man dann, wenn man sich »alt« fühlt und entsprechend auf andere wirkt. Und das bedeutet, wenn vor allem die körperlichen Kräfte schwächer werden

und damit auch entsprechende Haltungen greifen, wie die, nicht mehr aufzubrechen, nichts Neues mehr zu beginnen, keine Verluste und Abschiede mehr zu riskieren – also brav und bürgerlich zu werden. Dann ist man definitiv alt – und das kann durchaus auch schon früh im Leben der Fall sein, hat also mit dem Lebensalter – sieht man vom hohen Alter ab – nichts mehr zu tun.

Genau genommen hat sich mit diesen Verschiebungen des Alters seine alte Definition als die größere Nähe zum Tode gar nicht verändert. Alt ist man auch heute dann, wenn sich die eigene Lebensspanne dem Ende zuneigt und dies einem selbst und anderen deutlich wird. Das eben analysierte Phänomen, das heute als das »Neue Alter« oder die »Jungen Alten« bezeichnet wird, ist deswegen genau genommen gar kein besonderes Altersphänomen, sondern umschreibt schlicht die Erfahrung der immer weiter greifenden Verlängerung des Lebens. Nach Kindheit, Jugend und der Zeit des erwachsenen Lebens hat sich ein neues 3. Lebensalter herausgebildet – das allerdings auch schlicht als Verlängerung der 2. Phase betrachtet werden kann und ja auch immer deutlicher mit Aktivität und Arbeit angefüllt wird. Allein das sozial-konstruierte Faktum der Ruhestandsgrenze sorgt für die Vorstellung eines neuen Lebensabschnittes. Schaffte man sie ab – was z. B. allein schon aus Gründen der Altersdiskriminierung denkbar wäre –, würde das Alter endgültig viel weiter an das Ende des Lebens verschoben, wo jetzt noch die 4. Lebensphase, das hohe Alter, greift.

Aber ganz egal, wie man hier argumentiert: Das Alter ist eine hochrelevante soziale Imagination, in der und mit der die Menschen leben. Sie können sie allerdings – wie alle solche Imaginationen – in Grenzen selbst gestalten und darin auf Deutungen des Alters aller Art zurückgreifen, so auch auf christlich-religiöse. Der entscheidende Beitrag der Kirchen zu einem gelingenden Alter besteht in der Bereitstellung solcher Deutungen und von Angeboten der ganzheitlichen Einübung in sie.

DAS HOHE ALTER

Lässt sich auf diese Weise das Pathos des neuen Alters als Alter durchaus relativieren, so gilt dies nicht für das hohe Alter. Im Fall des hohen Alters (ab etwa 85 Jahren und später) hat sich im Grunde genommen die Erfahrung bzw. die soziale Zuschreibung des Alters als immer stärkere Nähe des Todes nicht geändert. Man kann umgekehrt sogar sagen, dass sie sich noch intensiviert hat. Anscheinend ist es so, dass die lange und eben auch noch in den Lebensjahren zwischen etwa 65 und 80 als bisweilen sogar intensiv erfah-

rene, tätige Selbstwirksamkeit besonders kontrastiv mit Erfahrungen der zunehmenden Verletzbarkeit und Abhängigkeit im hohen Alter kontrastiert. Lange hatte man sein Leben noch »hochgefahren« – und wurde darin unterstützt durch entsprechende Erwartungen der Gesellschaft und der Öffentlichkeit. Verluste eigener Agilität erscheinen nun besonders schmerzlich. Der Tod tritt dann doch irgendwie ganz überraschend ins Leben. Auf jeden Fall werden unsere Erfahrungen und unser Lebensgefühl immer stärker vom Tod bestimmt.

Hans-Werner Wahl hat diese Lebensphase auf den Punkt gebracht: »Sehr plakativ könnte man auch sagen: Am Ende wird uns alles genommen, auch wenn die späte Entwicklung bis zu diesem Punkt heute mit Möglichkeitsräumen und einem Gestaltungsimpetus abläuft, die historisch völlig neu sind.«¹⁹ Und weiter: »Nach vielen, häufig sehr guten Jahren spät im Leben wartet das Ende unserer Entwicklung unaufhaltsam auf uns; der Tod dringt immer stärker in unser Leben ein, nicht nur mit körperlichen Verlustindikatoren, sondern auch mit psychischen und sozialemotionalen Veränderungen.«²⁰ Die Lebenszufriedenheit kann sich langsam verringern²¹ – was aber nicht notwendigerweise mit Depressionen o. Ä. einhergehen muss. Der entsprechende Zeitraum, in dem dies erfahren wird, liege bei etwa drei bis fünf Jahren vor dem Tod.

Mithin regiert der Tod am Ende doch das Leben – obwohl er immer weiter höchst erfolgreich zurückgedrängt wird. Wäre es klug, dieses Faktum ganz einfach zu ignorieren, damit das pralle Leben davon nicht infiziert wird? Oder stellt sich von daher nicht eher die Frage nach einer aktiven Auseinandersetzung gemäß dem klassischen theologischen Satz von Eberhard Jüngel: »Wer nicht sterben kann, kann auch nicht leben.«²² Demgemäß gehöre das Sterben zum Leben dazu und das Altern wäre folglich ganz und gar keine Krankheit, sondern ihr Charakteristikum: Leben ist Altern und Altern ist Leben – oder noch grundsätzlicher gesagt: Leben ist Leiden.

¹⁹ Hans-Werner Wahl: Die neue Psychologie des Alterns. Überraschende Erkenntnisse über unsere längste Lebensphase, München ³2017, 174.

²⁰ Ebd.

²¹ A. a. O., 180.

²² Eberhard Jüngel: Recht auf Leben – Recht auf Sterben, in: Ders., Entsprechungen: Gott – Wahrheit – Mensch. Theologische Erörterungen II, Tübingen 2002, 322–326, hier: 323. Vgl. dazu Gerhard Wegner: »Wer nicht sterben kann, kann auch nicht leben.« Das Alter im theologischen Diskurs, in: Angelika C. Messner/ Andreas Bihrer/ Harm-Peter Zimmermann (Hrsg.), Alter und Selbstbeschränkung. Beiträge aus der historischen Anthropologie, Wien/Köln/Weimar 2017, 101–122.

Transhumane Utopien treiben die Fantasie hier noch viel weiter ins Ungeahnte einer letztendlichen Transformation von Menschen in hybride Mensch-Maschinenwesen bzw. der schlichten Abschaffung der Körper der Menschen.²³ In dieser Sichtweise bezeichnet Altern eher eine Art von Krankheit, die wie andere Krankheiten auch mit allen Mitteln bekämpft werden muss. Meist werden solche Sichtweisen als tief unchristlich abgetan, da sich in ihnen der autonome, gegen Gott rebellierende Geist an sich artikulieren würde und der Übermensch das Feld beträte. Aber stimmt das wirklich?

DAHINFLIESSEN ZUM TODE

Blicken wir auf theologische Deutungen des Alters. Eine Verknüpfung von Alter und säkularer Freiheit, wie sie heute für das dritte Lebensalter ausgerufen wird, hätte in früheren Zeiten absurd geklungen. Denn das Alter war eben vor allem durch seine Nähe zum Tod definiert: die berühmte *prolixitas mortis* – das Dahinfließen zum Tode. Je älter man werde, desto näher käme man dem Tode und damit gerade dem genauen Gegenteil von Freiheit. Immer weniger könne man noch etwas Neues beginnen und damit Anfänge setzen. Um dem gerecht zu werden, so die jahrhundertealte, längst nicht nur christliche Weisheit, sollte man im Alter Selbstbegrenzung einüben – sich selbst immer weniger werden lassen, denn am Ende stünde man – wie im Übrigen auch am Anfang – ohne alles dar. Der Tod mache auf diese Weise bescheiden, demütig und in diesem Sinne weise. Und das Alter sei seine diesbezügliche Vorwegnahme. Die dem entsprechende körperliche Erfahrung der Reduktion der Kräfte unterstütze dieses Sich-Einüben in die Endlichkeit. Wer so stirbt, der stirbt wohl. Er oder sie gibt das Geschenk seines Lebens dem Geber dieser Gabe zurück. Auch heute würde man diesbezüglichen entsprechenden Haltungen wohl so etwas wie Weisheit zuschreiben.

Aber im Grunde genommen beschreibt das eine Haltung, die das ganze Leben prägen sollte, nicht nur das Alter. Es seien die schlichten zeitlichen Begrenzungen des Menschseins, die zu seiner Identitätsbildung führten, »urging individuals to commit to particular projects, relationships and communities as a way of responding to the singular uniqueness of one's existence. ... Aging as a sense of limited time encourages individuals to cultivate a life

²³ Vgl. z. B. Stefan Lorenz Sorgner: *Übermensch. Plädoyer für einen Nietzschanischen Transhumanismus*, Basel 2019.

of virtue that capitalizes on the value intrinsic to this human boundary.«²⁴ Die Erfahrung der Grenzen des eigenen Lebens verweise so besonders nachdrücklich auf die grundlegende Angewiesenheit des Menschen auf etwas, was größer ist als er oder sie selbst, und könne so auch den Blick auf Gott lenken. Der Tod wird so geradezu zur Gehilfin Gottes. Dazu bedarf es der Anerkennung dieser Grenze – was gemeinhin als christliche Selbstverständlichkeit vorausgesetzt wird. Jenseits vom christlichen Glauben gilt diese Annahme allerdings nicht mit Notwendigkeit (nicht in dem Sinne, dass der Tod gelehnet würde, aber als Bestreitung seiner Macht über das ganze Leben und damit der Anerkennung der Grenzen des Menschlichen). Die aktuellen transhumanen Bestrebungen, vor allem mittels technologischer Innovationen das Leben der Menschen beträchtlich zu verlängern, schreiben solche Hoffnungen fort. Sind sie platt unchristlich? Wie gesagt: Auch christlich ist der Tod der Feind schlechthin.

DIE RADIKALITÄT DES LEIDENS

Die klassisch christliche Deutung des Alters als Einweisung in Demut, Selbstbescheidung und letztendliche Hinnahme des Unvermeidlichen – nicht so sehr als solche, sondern als eines Weges zu Gott – muss nun allerdings mit dem Vorwurf leben, die Tatsache, dass Altern zunehmendes Leiden sei, nicht wirklich ernst zu nehmen, ja es möglicherweise im Interesse einer (schwarzen) theologischen Pädagogik sogar zu bagatellisieren. Da es die Erfahrung des Leidens sei, die die Angewiesenheit des Menschen (letztlich auf Gott) geradezu »einpeitsche«, hätten die Theologen im Grunde genommen kein wirkliches Interesse an ihrer Abschaffung. Ihre Macht erwachse geradezu aus der Realität des Leidens und des Todes. Der im Neuen Testament immer wieder gefeierte Sieg über den Tod bleibe eine rein illusionäre Fiktion. Dieser Vorwurf muss ernst genommen werden, weil er an den Kern einer christlich religiösen Altersdeutung rührt.

Angesichts der welthistorisch so einmaligen aktuellen Erfahrung der Verlängerung des »guten« Lebens und der damit verbundenen noch viel weitergehenden Möglichkeiten der Lebenssteigerung bräuchte es zudem auch gar keine positive Deutung des Leidens und Sterbens mehr. Wenn die Lebenszeit

²⁴ Autumn Alcott Ridenour: *Sabbath Rest as Vocation. Aging toward death* London/ New York 2020, 231.

vieler Menschen tatsächlich bis auf 120 Jahre steigen würde – was z. Z. als realistische Möglichkeit gesehen wird –, hätte ein menschliches Leben bereits etwas von der Anmutung eines ewigen Lebens. Mehr – i. S. der Macht Gottes, die Menschen nach dem Tode auffangen würde – brauche es nicht mehr wirklich. Und entsprechend verdünnt sich der Glaube an eine Realität nach dem Tod. Die Macht des Todes stirbt in der Bedeutungslosigkeit. Alles, was es zu tun gibt, ist der Kampf gegen das Leiden zum Tode.

Aber die christliche Deutung des menschlichen Lebens leugnet die Realität des Leidens der Menschen und des Todes nicht. Zu drastisch sind die Artikulationen des Leidens in jeder Form in der christlichen Überlieferung und insbesondere in der christlichen Ikonographie. Man könnte sogar von einer Leid-Versessenheit reden. Jedes Kreuz verweist zudem auf das Leiden Gottes als Mensch – eine Vorstellung, die keine andere Weltreligion aufweist. Nicht nur, dass es nach dem Tod zum Sieg über das Leiden käme – was als illusorische Vertröstung betrachtet werden kann –, sondern der christliche Gott lebt jetzt schon in jeder leidenden Person. Die Armen und Kranken sind Christi Brüder und Schwestern; ihnen beizustehen, Krankheiten zu lindern und abzuschaffen, kommt einer Epiphanie gleich. In einem solchen Tun wirkt Gott selbst.

Aber – und das zeigen gerade diese körperlich-realen Darstellungen, die bisweilen kaum zu ertragen sind: Der Glaube spekuliert gerade nicht auf die Abschaffung der menschlichen Körper und ihrer Spiritualisierung. Dadurch wird ihr Bezug zum Leiden noch deutlicher. Gott, so könnte man sagen, distanziert sich nicht von der Materialität, sondern umfasst sie: Der Glaube an ihn ist geradezu körperlich! Sein Horizont ist viel weiter gesteckt. Der Christ erwartet mit aller Macht die Transformation der menschlichen Körper. Und – und das ist entscheidend – sieht das Altern der Menschen in diesen Prozess umfassender Transformation eingelassen.

DER TOD HAT NICHT DAS LETZTE WORT

Die großen Theologen Augustin und Barth, so Autumn Alcott Ridenour, halten fest, »that God transforms, what was originally created as good into something better.«²⁵ Leiden und Tod werden nicht ausgeblendet, sondern als Stationen auf dem Weg zur Erlösung in Gott begriffen – analog zum Weg Christi: »Christ

²⁵ A. a. O., 231.

was vulnerable to death, but did not allow death to have the final word. Through Christ's broken Body, the healing of nature begins.«²⁶ Aus der Teilhabe an dem leidenden und auferstandenen Christus erwachse auch die Auferstehungshoffnung der Menschen. »Christ's person and work begins the healing process of humanity's fractured self by restoring individuals to wholeness – both body and soul – through union with the Divine life.«²⁷ Entscheidend ist die Teilhabe am Göttlichen, die sich im Blick auf Gottes Leiden am Kreuz, also in seiner Ohnmacht, konkretisiert und sie so überwindet. »The cross becomes the pattern of human suffering transmuted into fulfillment.«²⁸

Das klingt fast ein wenig nach transhumanen Hoffnungen, insofern Christus dem Tod nicht erlaube, das letzte Wort zu haben. Und in der Tat geht es um eine Einstellung der Gläubigen, um ihre Haltung, die – durchaus im Gegensatz zur Selbstzurücknahme und zur Demut – dem Tod nicht das Feld überlässt. Er hat keine Macht mehr und wird ausgelacht. Allerdings steht diese Haltung nicht im Gegensatz zum eigenen Sterben, sondern vollzieht sich in eins mit der letztendlichen Zustimmung dazu. Der Glaube an den Sieg über den Tod stellt keine ideologische Verleugnung seiner körperlichen Realität dar, sondern rahmt sie ein in ein größeres transformatives Narrativ.

Das gesamte Geschehen bildet so den Prozess einer »reconciliatory transformation« ab. Ihr Ziel ist von Paulus geradezu euphorisch benannt: »Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden.« (2 Kor 5,17). Im Alters-Text der EKD wird das folgendermaßen interpretiert: »In der Begegnung mit Christus gewinnt neues Leben Gestalt. Deswegen spielt im Neuen Testament das Alter keine besondere Rolle. Der Fokus ist auf die Möglichkeit des Neuanfangs gerichtet, der an keine äußeren Bedingungen gebunden ist, schon gar nicht an ein bestimmtes Lebensalter.« Und weiter: »Das unverfügbare Potenzial des Glaubens vergeht nicht mit körperlichen oder geistigen Lebenskräften – es ist gerade der Schwachheit versprochen.«²⁹ Und diese Perspektive ist nicht auf das Geistliche reduziert, sondern dränge in die Gestaltung der Lebensverhältnisse: »Weil auch im Alter stets Neues möglich ist, hat das Alter schöpferische Potenziale, die allen zugutekommen können.«³⁰ Bei all dem ist eines allerdings sehr deutlich: Die

²⁶ A. a. O., 232.

²⁷ A. a. O., 235.

²⁸ Bruce Chilton: Rabbi Paul. An intellectual biography, New York/London 2004, 192.

²⁹ EKD, Im Alter neu werden können, 39.

³⁰ A. a. O., 40

reine Steigerung des irdischen Leben, womöglich noch der Schönheit des Körpers oder von Erfolg und Macht, ist weder das Ziel noch das Maß dieses Prozesses. Es können bestenfalls *Adiaphora* auf dem Wege zur Begegnung mit Gott sein.

Am Ende dieses Weges steht die Freiheit in der Gemeinschaft mit Gott: »Sabbath's rest«. ³¹ Sie kann in keinem zeitlichen Event oder Objekt gefunden werden, sondern nur in Gott dem Schöpfer und Versöhner. Verweisend auf diese Hoffnung haben »aging persons ... a dignified vocation as signs and sacraments for the coming Sabbath rest through prayer and virtue«. ³² Sie sind besonders berufene Zeugen der ausstehenden Transformation des Kosmos – indem sie das letzte Leben gerade nicht auskosten, bis es nicht mehr geht, sondern sich in den Tod ergeben. So würde man es jedenfalls herkömmlich sehen. Aber bedeutet das, nicht mehr aufzubrechen, nichts Neues mehr gewinnen zu wollen – in diesem Sinne also dann final geworden zu sein? Eben nicht! So einfach ist die Differenz zumindest zu Paulus nicht aufzumachen. Eine Hinnahme des Leidens findet sich bei ihm nicht. Die Perspektive ist Überwindung.

DER TOD DES TODES

Die folgenden Gedanken sind vor allem von den wahrscheinlich spekulativsten Überlegungen zum Tod im Brief an die Römer des Apostels Paulus, Kapitel 6 bis 8, inspiriert. Paulus prangert den Tod als Folge der Sünde an: »Denn der Sünde Sold ist der Tod« (Röm 6,23). Beklagt wird das Leben im sterblichen Leib, womit Paulus (auch) die Erfahrung des Alterns des Körpers auf den Punkt bringt: »Ich elender Mensch! Wer wird mich erlösen von diesem Leib des Todes?« (Röm 7,24) Das Ganze gipfelt in einer transformativen Verheißung sondergleichen: »Wenn aber der Geist dessen, der Jesus von den Toten auferweckt hat, in euch wohnt, so wird er ... auch eure sterblichen Leiber lebendig machen durch seinen Geist, der in euch wohnt.« (Röm 8,11) Diese Hoffnung gelte nicht nur für die einzelnen Männer und Frauen, sondern für die ganze Schöpfung: »denn auch die Schöpfung wird frei werden von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.« (Röm 8,21)

³¹ Ridenour, *Sabbath Rest as Vocation*, 239 ff.

³² A. a. O., 243. Erwähnt werden dann (243) – wie auch im EKD Text (9) – Hanna und Simeon (Lk 2).

Deswegen werde das gegenwärtige Leiden nicht ins Gewicht fallen »gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll« (Röm 8,18).

Alles zusammen ist eine fast schon wahnsinnige Vision! Generationen von Christen haben von ihr gezehrt. Erkennbar geht es nicht um Resilienz-Ressourcen für den Übergang in den Ruhestand oder um einen Anreiz, auch im Alter sich noch wegen der besseren Gesundheit zu engagieren, sondern um eine die gesamte Wirklichkeit in den Blick nehmende Fiktion der Metamorphose der Welt, in der das Leiden am Altern einen exemplarischen Ort hat. Teilhabe an diesem Kraftfeld des Geistes Gottes stiftet jetzt schon Freiheit und lässt den Geist jedweder Knechtschaft hinter sich. Wieder gewonnen werde der »Geist der Kindschaft«, denn welche der Geist Gottes treibe, die seien seine Kinder (Röm 8,14 ff.). »No Christian thinker before or since has thought on so cosmic a scale, linking God's spirit to humanity's and both to the transformation of the world.«³³

Die Erfahrung der Natalität, des Geborenwerdens, eben als Kinder, überwindet die Mortalitätsfixierung und damit die Knechtschaft unter dem Tod. Sie steht im Fokus des christlichen Glaubens! Neu soll alles werden und sich nicht dem Tode unterwerfen. Nimmt man diesen Gedanken ernst, dann liest sich eines der berühmtesten Anti-Tod Gedichte von Dylan Thomas im Unterschied zu herkömmlichen Deutungen geradezu hymnisch christlich: »Do not go gentle into that good night, old age should burn and rave at close of day. Rage, rage against the dying of the light.«³⁴ Nein: Es ist nicht, wie meist angenommen, die Hinnahme des Todes und das letztendliche – schließlich ja erzwungene – Einverständnis mit ihm, sondern das Neu-Werden-Können, Freiheit eben, was die christliche Haltung im Alter und damit im Leben ausmacht.

GEBÜRTLICHKEIT

Nimmt man den Paulus des Römerbriefs beim Wort, dann stellen Leiden und Tod ganz und gar keine göttliche Pädagogik dar, sondern sind flüchtige Realitäten, die von Gott selbst überwunden werden – und in Christus längst überwunden sind. Der Glaube gewinnt seine Kraft nicht aus der Erfahrung des Todes – Was für eine seltsame Vorstellung! –, sondern aus seiner Über-

³³ Chilton, Rabbi Paul, 207.

³⁴ Dylan Thomas: Windabgeworfenes Licht. Gedichte. Englisch und Deutsch. Frankfurt a. M. 1995, 366. Vgl. Ders.: And death shall have no dominion, 86.

windung. Viel angemessener, als von einer *memento mori* zu reden, wäre es deswegen, die Perspektive zu drehen und an das Geborenwerden der Menschen zu erinnern.³⁵ Auch darin steckt die Erfahrung von Abhängigkeit – ich bringe mich nicht selbst zur Welt –, aber einer äußerst positiven Abhängigkeit, einer, die mein Leben begründet und ermöglicht – und nicht begrenzt. Die Erinnerung an die Geburt – oder christlich an die Taufe – ist sprengend und revolutionär, weil jedes Leben einen neuen Anfang und damit Hoffnung setzt, wie das niemand anders als Hannah Arendt wunderbar als Wunder ausgedrückt hat: »Das ›Wunder‹ besteht darin, daß überhaupt Menschen geboren werden, und mit ihnen der Neuanfang, den sie handelnd verwirklichen können kraft ihres Geborensseins.«³⁶ »Freiheit ist die Mitgift der Gebürtlichkeit.«³⁷ Die Erinnerung an den Tod hingegen wirkt regressiv und passivierend.

Die Perspektive der Natalität ist im Christentum trotz der großen Bedeutung der Taufe kaum ausgearbeitet worden. Ob das mit der geradezu ewigen männlichen Dominanz in der Theologie zu tun hat? Einer der wenigen, der sich des Themas angenommen hat, ist Gerhard Sauter. Gebürtlichkeit setzt Freiheit – als Zustimmung zur Schöpfung Gottes: »Die Einsicht, dass ich mich nicht selber geschaffen habe und auch nicht meine Eltern, so viel sie zu meinem Leben beigetragen haben, wandelt sich im Bekennen zu Gottes Schaffen: Jetzt stimme ich in mein Geschaffensein ein inmitten von Gottes unermesslicher Schöpfung.«³⁸ Damit nimmt ein Mensch sich selbst, so wie er mit sich von Gott beschenkt worden ist, an. »Werde, wozu du geschaffen bist, gerade Du!«³⁹ Und das impliziert: »Wo ein Mensch sein Selbst von Gott geschenkt bekommen hat, da bedarf er keiner weiteren Begründung seines Selbst.«⁴⁰ Was aber bedeutet: »Sich selber annehmen heißt daraufhin: Gott an sich wirken zu lassen«⁴¹ und so auf Gottes Verheißungen hin achtsam zu sein. Mit diesen Sätzen sind erste Konturen einer Haltung der Gebürtlichkeit beschrieben, die christlich einzig angemessen ist. Sie gilt auch im Alter und selbst im Sterben. Auf den Punkt bringt dies alles besonders eindrücklich das im EKD-Text zitierte Lutherwort: »Mitten im Leben (sind wir) im Tod. Kehr's um: Mitten im Tod sind wir im Leben!«⁴²

³⁵ Vgl. zum Folgenden Wegner, *Die Entdeckung der Generativität des Alters*, 161 ff.

³⁶ Hannah Arendt: *Vita activa oder vom tätigen Leben*, München 1967, 317.

³⁷ Sauter, *Das verborgene Leben*, 206.

³⁸ A. a. O., 211.

³⁹ A. a. O., 218.

⁴⁰ A. a. O., 225.

⁴¹ A. a. O., 226.

UND NUN?

Dass unser Leben ein Geschenk ist, das wir unverdientermaßen und ohne alles Zutun erhalten haben und das wir deswegen eines Tages seinem Geber zurückgeben können, ist eine allgemein akzeptierte christliche Einsicht. Und dass diese Rückgabe nicht selten unter Seufzen erfolgen wird, gehört dazu. Aber aus dieser passiven und dankbaren Grundhaltung des Geschöpfes gegenüber seinem Schöpfer folgt ganz und gar keine demütige Hinnahme allen Leidens – auch nicht des finalen. Sofern und soweit das Altern tatsächlich eine Krankheit ist, sollte sie mit aller Kraft bekämpft werden, denn Gott liebt den Tod ganz und gar nicht. Er mag ihn nutzen, um uns zu sich zuzurufen – aber der Tod bleibt sein Feind. Er wird Ostern besiegt – und die damit angekündigte gewaltige Transformation der ganzen Schöpfung steht noch bevor. Deswegen weist das christliche Leben eine passiv-aktive Struktur auf: Aus der erfahrenen Zugehörigkeit zu Gott, aus der imaginierten Teilhabe an seiner Verwandlung der Welt, erwächst höchste Aktivität in Richtung eben dieser Verwandlung.

Diese Aktivität findet kein Ende mit dem Beginn des Ruhestands. Gott kennt keinen Ruhestand. Unsere Berufungen gelten weiter: Gottes Geschenk an uns mit uns selbst. Mit uns selbst sind wir aber nie wirklich fertig, selbst in Tod und Sterben nicht. Und das müssen wir auch nicht. Die große Freiheit dazu, wir selbst mit anderen sein zu können, schenkt uns Gott jeden Tag wieder neu. Nicht nur, dass jeder Tag ein Geschenk wäre, nein, jeder Morgen wird ein neuer Mensch geboren. »Morning has broken – like the first morning!« Und dass unsere Welt das braucht – neue Menschen, die das alte zum Untergang verurteilte System entschlossen hinter sich lassen können –, wird kaum noch jemand bestreiten.

⁴² WA 11, 140 ff.

BIOGRAFISCHE BEITRÄGE

Volker Diehl

ENGAGEMENT IM RUHESTAND: BERUF ODER BERUFUNG?

Volker Diehl war Professor für Medizin, Direktor der Klinik für Innere Medizin, Universitätsklinik Köln.

50 Jahre meines Lebens habe ich der Medizin gewidmet (mitsamt Studium und den verschiedenen Etappen der ärztlichen Ausbildungszeit). Ausgeübt habe ich einen der psychisch am meisten belastenden Arztberufe: Ich bin Hämatologe-Onkologe. In meiner Tätigkeit als Onkologe habe ich viele sehr kranke, vom Schicksal hart getroffene Krebspatienten behandelt, getröstet, geheilt, aber auch sehr viele auf ihren letzten Schritten zum Tode begleitet. Oft habe ich mich selbst oder wurde ich von Familie, Freunden, Kollegen, Patienten gefragt, warum ich Arzt geworden bin und warum ich mich darüber hinaus für diese schwere, herausfordernde sowie seelisch und existentiell belastende Disziplin der Medizin entschieden habe. Ich bin zu keiner eindeutig schlüssigen Antwort gekommen. War es Genetik oder sogar Epigenetik? Ich bin Spross einer Ärztedynastie: Meine Großmutter war OP-Schwester bei Professor Bier an der Charité; mein Onkel, mein Vater, zwei meiner Brüder, zehn Vetter und Cousinen – sie alle waren bzw. wurden Ärzte. War es die Codierung durch Gene oder mehr die epigenetische Einwirkung der medizinischen Atmosphäre im Elternhaus von Kindertagen an? Wahrscheinlich ein Zusammenspiel von all diesen Faktoren, verbunden mit einer früh entwickelten Bereitschaft als Dritttältester von acht Geschwistern in den Nachkriegstagen, sich sozial zu engagieren, die Not des Nächsten zu sehen und zu helfen. Die Frage, warum ich mich für die Onkologie entschieden habe, ist einfacher zu beantworten: Über meine Doktorarbeit in der Zellbiologie kam ich zur Virologie und dem Epstein-Barr-Virus, das in Verbindung mit Malaria in Afrika bei Kindern lymphatische Tumoren erzeugt. Zunächst forschte ich dazu in Ost-Afrika, später setzte ich meine Experimente in Schweden fort. Und damit landete ich im Karolinska-Sjukhuset am Radiumhemmet, dem Krebs-Hospital in Schweden und wurde erst Radiotherapeut und dann Internistischer Onkologe.

Arzt war zu meinem Beruf geworden. Aber war es Berufung? Eins weiß ich sicher: Mehr als das mögliche Vorbild Albert Schweitzers leitete mich die

Bereitschaft als Christ, den Auftrag Jesu hinsichtlich der Armen und Kranken zu erfüllen: »Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan«.

Arzt zu werden, war sicher keine Berufung. Doch die schwere Last der Schicksale der Krebspatienten täglich mit zu tragen und sich als Person in die Schicksalsgemeinschaft mit dem Patienten als »Co-Patiens« einzubringen, war mir im Laufe meiner dreißig aktiven Berufsjahre nur möglich, in dem ich die Erfüllung des Berufes als Auftrag Gottes ansah und als Berufung annahm.

Als bekennender Christ begreife ich mein Leben als in den Händen einer höheren Macht liegend und die Ereignisse darin als Fügung, nicht als Zufall. Oft begegnete mir in Momenten notwendiger Entscheidungen eine wegweisende Person – sei es ein Kollege, ein Lehrer oder ein Freund – oder es geschah etwas, um mich in die richtige Richtung zu lenken. Ich mußte nur zugreifen, »Ja« sagen, schnell entscheiden und den Augenblick nutzen. Wie beim griechischen Mythos vom Kairos ging es darum, den richtigen Augenblick zu erfassen, ehe die Chance vorbei war. Die Griechen symbolisierten Kairos, den jüngsten Sohn von Göttervater Zeus als jungen Mann, an Armen und Beinen mit Flügeln bewehrt in schnellem Lauf vorbeieilend – mit einem langen Haarschopf im Stirnbereich und am Hinterkopf eine Glatze. War man nicht schnell genug, verpasste man seine Chance. Die Redewendung »am Schopfe packen« geht darauf zurück. Nun, ich habe die Gelegenheiten am Schopfe gepackt und bin damit hervorragend gefahren und weit gekommen!



Kairos, Musée d'Antiquité Turin, Foto: Sergey Sosnovskiy.

Die Ergebnisse meiner Entscheidungen zeigten mir, dass hier der göttliche »Kairos«, dass hier Gottes Wille wirksam war. Auch wenn ich nicht sagen kann, Gottes Willen immer verstanden zu haben, so war für mich doch die Gewissheit tragend, von Gott geführt zu sein.

Das betrifft gerade auch Momente der absoluten menschlichen Not und Hilflosigkeit. In besonderer Erinnerung geblieben ist mir ein solcher »Kairos«-Moment in der drängenden Nähe eines sterbenden Patienten, zu dem mich meine Helfer riefen. Müde, kraftlos und wortlos saß ich neben diesem um barmherzigen Beistand flehenden Sterbenden am Bettrand und konnte ihm nur über den Kontakt unserer Hände zeigen, dass er nicht alleine sterben müßte. Worte waren in diesem Moment schal, gefragt war der barmherzige Samariter, der die Wunden bedecken und die Not teilen und ableiten konnte. Dann betete ich und erfuhr die Kraft des göttlichen »Kairos«, dessen Energie ich weitergeben konnte, gemäß dem Vers von Tersteegen: »... lass mich so still und froh, Deine Strahlen fassen und Dich wirken lassen ...«

Medizin ist eine Erfahrungswissenschaft, die aber begründet wird von biologischen und naturwissenschaftlichen Gesetzen. Um Ursachen und pathophysiologische Mechanismen von Krankheiten zu verstehen, ist es notwendig, tiefer einzudringen in die hinter den Krankheiten wirkenden fehlgeleiteten zytogenetischen, biochemischen und molekularen Vorgänge innerhalb der Zellen und Organe. Hilfreich für den jungen Arzt ist es daher, sich vor dem Kontakt mit dem kranken Menschen zunächst mit den wissenschaftlichen Grundlagen hinter den Symptomen und pathologischen Befunden zu beschäftigen.

Aus diesem Grund begann ich als Doktorand in der Zellbiologie und Virologie in Freiburg, lernte Gewebekulturen von Tumoren *in vitro* zu züchten, um eine kontinuierliche Verfügbarkeit von pathologischem Gewebe für molekulare und zytogenetische Untersuchungen zu haben. Über ein Stipendium des National Cancer Institute, Bethesda, USA kam ich nach Philadelphia zu dem Ehepaar Henle und dem späteren Nobelpreisträger Harald zur Hausen, mit dem mich bis heute eine tiefe Freundschaft verbindet. (Auch hier trat wieder mein »Kairos«, im entscheidenden Moment die richtigen Menschen zu treffen, in Aktion, denn insbesondere Harald zur Hausen verdanke ich meine spätere Karriere!) Wir arbeiteten mit dem Epstein-Barr-Virus (EBV), dem ersten humanen Tumovirus. In Afrika, in Verbindung mit Malaria, erzeugt dieses Virus bösartige, entstellende Tumoren in Kindern. Unsere Hypothese war damals, wenn es nun ein Tumovirus ist, sollte es auch die Fähigkeit besitzen, normale Lymphozyten in der Retorte zu kontinuierlich

wachsenden Zellen (»Pseudo-Tumorzellen«) zu transformieren. Dieser Beweis gelang mir 1966 als erstem Wissenschaftler.

Die meisten Menschen in der westlichen Welt haben Antikörper gegen dieses Virus, es war damals aber völlig unbekannt, welche Erkrankung es bei Erstkontakt ausserhalb Afrikas erzeugt. Wiederum gelang es uns in Philadelphia als Erste zu beweisen, dass die Infektiöse Mononukleose (IM) – in Deutschland »Pfeiffersches Fieber« genannt – durch dieses Virus bei Erstkontakt verursacht wird. Es handelt sich dabei um eine gutartige, manchmal jedoch schwer verlaufende Infektionserkrankung im Adoleszentenalter, aber um keine Tumorerkrankung, wie das Burkitt-Lymphom in Ostafrika, das bei vielen Kindern in Kenia und Uganda auftritt. Epidemiologen erkannten, dass die Malaria Infektion der entscheidende Kofaktor in Afrika für die Wirkung des EBV als ätiologisches Tumorstoff war. Um den Zusammenhang von IM und Burkitt-Lymphom zu studieren, wurde ich mit Mitteln der American Cancer Society nach Nairobi geschickt und erkannte sehr bald, dass IM nicht in den endemischen Burkitt-Lymphom-Gebieten vorkommt, weil die Kinder schon im frühesten Alter EBV infiziert sind. IM entwickelt sich aber erst im Adoleszentenalter nach Kontakt mit dem Virus durch eine besondere Bereitschaft des Immunsystems.

In Afrika hatte ich wiederum ein »Kairos«-Erlebnis, als mich befreundete Wissenschaftler aus Stockholm einluden, meine EBV-Studien in Schweden weiterzuführen. Und so kam ich 1969 nach Stockholm ans Radiumhemmet am Karolinska Sjukhuset, wo ich meine Karriere als Onkologe begann.

In dieser Zeit kam ich auch zum ersten Mal mit der Hodgkin'schen Erkrankung in Kontakt, der Erkrankung, der ich meine gesamte weitere wissenschaftliche Karriere widmete. In Stockholm erlebte ich, wie junge 20-jährige Patienten zu etwa 80 Prozent an schweren Lymphknoten- und Organschwellungen mit hohem Fieber, Gewichtsverfall und massivem Siechtum verstarben. Strahlentherapie half nur in den lokalisierten Anfangsstadien, in den generalisierten Endstadien nach zwei bis drei Jahren Krankheitsverlauf fehlte damals eine systemische Chemotherapie. Nur etwa 20 Prozent der Patienten konnten geheilt werden. Wir rätselten damals über die Ursache und den Charakter der Erkrankung: War es ein Tumor, eine Inflammation oder eine Viruserkrankung? Wir erkannten, dass EBV in etwa 50 Prozent der Patienten eine ätiologische Rolle spielt, da wir das EBV-Onkogen in den Tumorzellen nachweisen konnten. In den Biopsien der Lymphknoten-Tumoren entdeckten wir die 1902 von Dorothee Reed und Carl Sternberg schon beschriebene sogenannte »Reed-Sternberg-Zelle«, die das Charakteristikum dieser Krankheit zu sein schien. Ursprung, Natur und Funktion dieser merk-

würdigen charakteristischen Tumorzelle, die nur in 0,1 Prozent aller Biopsiezellen vorkam, war uns unbekannt. Der Rest der Zellen waren normale, reaktive Zellen des Immun- und hämatopoetischen Systems. Eins aber war mir damals schon klar: Das Geheimnis dieser »mysteriösen doppelkernigen Riesenzelle« muss gelüftet werden, um diese Erkrankung zu verstehen und für die jungen Patienten eine heilsame Therapie zu finden.

1978, ich war zu dieser Zeit an der Medizinischen Hochschule in Hannover tätig, gelang es meiner Gruppe nach zehn Jahren intensiver Laborarbeit und nachdem ich 427 »Nicht-Tumorzell-Kulturen« verwerfen musste, die L-428-Zellkultur, die erste Reed-Sternberg-Zellkultur in der Welt zu züchten. Das war für mich wieder ein »Kairos«-Ereignis – und zwar eines, das eine weltweite Bedeutung haben sollte!

Tausende von Versuchen in anderen Labors waren fehlgeschlagen und viele Wissenschaftler hatten aufgegeben. Die Tumorzelle war sehr fragil und starb in den meisten Versuchen schon zwanzig Minuten nach Herausnahme aus dem Lymphknotengewebe. Nun hatten wir endlich eine kontinuierlich verfügbare Zellkultur, an der wir unsere wissenschaftlichen Untersuchungen zum Verständnis der Hodgkin'schen Erkrankung unternehmen konnten.

Mittlerweile hatte ich den Ruf auf den Lehrstuhl für Innere Medizin an der Universität zu Köln bekommen. Gemeinsam mit anderen Labors vermochten wir im Verlauf von wenigen Jahren den molekularen Beweis zu liefern, dass es sich bei dieser Erkrankung um einen bösartigen Tumor, ein malignes Lymphom vom B-Zelltyp handelt.

Die Reed-Sternberg-Zellen sind monoklonale Tumorzellen, d. h. sie kommen von einer Mutterzelle, sind sehr fragil, aber haben die Fähigkeit, sich mit reaktiven Immunzellen zu umgeben und mit ihnen zu interagieren, damit sie schützen und nicht töten! Damit hatten wir im Labor die Rätsel über die Natur der Erkrankung und der Herkunft und Funktion der »Indikatorzelle«, der Reed-Sternberg-Zelle, gelöst.

Dennoch: Wir hatten zwar viel Geld von der Deutschen Krebshilfe in unsere Versuche gesteckt, waren aber keinen Schritt weiter gekommen in der Diagnostik und Behandlung der jungen Krebspatienten! Damals gab es in Deutschland keine klinische Forschung: Klinische, kontrollierte, prospektive Studien waren genauso unbekannt wie Kooperationen für eine bestimmte Erkrankung zwischen den Universitätskliniken, Kommunalen Krankenhäusern und niedergelassenen Ärzten – der große Professor an der Uniklinik bestimmte die Therapie. Da ich die segensreichen Auswirkungen von klinischen Studien in den USA in Stanford und Boston erlebt und erlernt hatte, war mir ganz klar, dass wir in Deutschland nur über klinische Studien und Koopera-

tion aller Disziplinen auch für die Hodgkin-Lymphom-Patienten einen therapeutischen Fortschritt erreichen konnten.

1978 gründeten wir in Hannover die deutsche Hodgkin Studiengruppe, in die wir alle mit dieser Erkrankung befassten Ärzte einbezogen: Internisten, Radiologen, Hausärzte und Ärzte in großen und kleinen kommunalen Krankenhäusern. In 32 Jahren schafften wir es durch die systematisch konzipierten Studien sowie die Bereitschaft der Patienten und der Ärzte in Deutschland zu einer beispiellosen Kooperation, die Heilungsrate dieser Tumorerkrankung bei jungen Erwachsenen von 40 Prozent im Jahr 1978 bis auf 95 Prozent im Jahre 2020 zu steigern. Neben den Hoden-Carcinomen ist das Hodgkin-Lymphom heute die Tumorerkrankung im Erwachsenenalter mit den höchsten Heilungsraten.

Parallel zu den wissenschaftlichen Arbeiten in den verschiedenen Labors in den USA, Afrika, Schweden und Deutschland vollendete ich meine internistische und hämatologisch-onkologische Aus- und Weiterbildung in Hannover an der medizinischen Hochschule. Dort begegnete ich meinem Tutor und Lehrer Fritz Hartmann, Arzt und Philosoph, dem ich die Erkenntnis verdanke, dass Medizin ohne geisteswissenschaftliche Begründung eine tote und leere Disziplin ist. Die Begegnung und Auseinandersetzung mit Fritz Hartmann war ein wesentliches weiteres »Kairos«-Erlebnis, das mir entscheidende Impulse gab für meine Aufgaben als Arzt, Wissenschaftler, Lehrer und Administrator.

Eine klare Diagnosestellung und Therapieentscheidung ist für die Prognose des Patienten von eminenter Bedeutung. Erfolgt sie aber ohne wissenschaftliche Fundierung und große ärztliche Erfahrung, kann dem Patienten eher Schaden zugefügt werden. Um dem Patienten – vor allem dem Krebspatienten – die höchste Form medizinischer Kompetenz, mitmenschlicher Empathie und caritativer Hilfs-Bereitschaft des barmherzigen Samariters zu geben, bedarf es nicht nur einer fundierten medizinisch-wissenschaftlichen Ausbildung, sondern eines eigenen existentiellen geistigen Grundgerüsts, das den Arzt befähigt, dem Patienten als authentische Person glaubhaft zu begegnen. Ohne diese Basis kann der Arzt zum »Hilflosen Helfer« (Schmidtbauer) verkümmern. Am authentischsten wirkt der Arzt, wenn er selbst schon einmal Patient in kritischer Situation gewesen war.

Für meine schwere Tätigkeit als Onkologen wurde mein christlicher Glaube in geistlicher Dimension zur Richtschnur und Kraftquelle. Der Glaube daran, über den barmherzigen Samariter hinaus zum »Heiler« und Lebensretter berufen zu sein, eröffnete neue Perspektiven und Möglichkeiten der Bewältigung. Oft fragten mich Fakultätskollegen: »Wie kannst Du das ertra-

gen? Woher nimmst Du die Kraft, ständig solch schwer kranke und sterbende Patienten zu begleiten und Trost und Beistand zu geben?« Dann habe ich tief Luft geholt, einen Moment gezögert und nachgedacht und gesagt: »Vier Dinge tragen mich: mein Glaube, meine Frau Antje, meine guten Gene für Humor und Resilienz und mein intensiver Sport!«

Das bedeutete aber nicht, dass ich nicht viele Phasen des Burn-Outs hatte, in denen ich mich in mein Refugium in der Eifel oder in Kärnten zurückziehen musste, um wieder neue Kraft zu tanken. Meist merkten meine vertrauten Mitarbeiter bei der Visite, wenn ich – kraftlos und müde – kaum noch auf die Fragen, Nöte und Probleme der Patienten reagieren und nur noch mit einem leisen »Ja, Ja« antworten konnte. Dann war es Zeit, eine Auszeit zu nehmen und die geistig-physischen Tanks wieder zu füllen.

Im Jahre 2003, nach 20 Jahren einer ereignisschweren, sehr erfolgreichen und von wunderbaren Begegnungen mit jungen Ärzten, Schwestern und vielen großartigen Patienten (von denen mir viele langjährige Freunde wurden) getragenen Zeit, musste ich auf Order der nordrhein-westfälischen Landesregierung meinen Abschied nehmen. Das fiel nicht allein mir sehr schwer, sondern auch meinen vielen Mitarbeitern – war ich für viele doch auch Leit- und Vaterfigur.

2004 wurde ich durch meine Kontakte zu Harald zur Hausen und den Klinikern der Universitätskliniken Heidelberg als Gründungsdirektor des zu etablierenden Tumorzentrums Heidelberg berufen und konnte in dieser Funktion helfen, das NCT, das »Nationale Centrum für Tumorerkrankungen« in Heidelberg aufzubauen. Heute ist das NCT Deutschlands bekanntestes und begehrtestes Krebszentrum. Auch das war für mich wieder ein »Kairos«-Ereignis, konnte ich doch hier meine Erfahrungen und Fähigkeiten als Arzt, Wissenschaftler, Organisator und Mediator einbringen.

IM RUHESTAND

Jetzt 2021, am Anfang des neunten Lebensjahrzehnts schreite ich nach Meinung der Gerontologen vom dritten »jungen« Alter zum vierten »alten« Alter und beginne mich vorzubereiten auf das, was sie prognostizieren: nämlich einen körperlichen, emotionalen und sozialkommunikativen Gestaltswandel, der in physischer und geistiger Leistungseinbuße, erhöhter Krankheitsanfälligkeit, erhöhter körperlicher und emotionaler Verletzlichkeit mit funktionalen Einschränkungen einhergeht.

Das ist die wissenschaftliche Prognose. Dagegen steht aber meine existentielle Erlebnis-Wahrheit, im richtigen Moment zuzupacken, gestützt auf die Weisheit des Gedichtes von Herrmann Hesse:

Wie jede Blüte welkt und jede Jugend
 Dem Alter weicht, blüht jede Lebensstufe,
 Blüht jede Weisheit auch und jede Tugend
 Zu ihrer Zeit und darf nicht ewig dauern.
 Es muß das Herz bei jedem Lebensrufe
 Bereit zum Abschied sein und Neubeginne,
 Um sich in Tapferkeit und ohne Trauern
 In andre, neue Bindungen zu geben.
 Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
 Der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.

Nach 42 sehr glücklichen Ehejahren musste ich 2016 Abschied nehmen von meiner Frau Antje, der großartigen, geliebten Partnerin meines Lebens, und musste neu beginnen, mein nun amputiertes Leben zu meistern. Ich habe das getan und will den Gerontologen mit meinem Restleben widersprechen und ihnen zeigen, dass auch ein junges Alter noch fähig ist, dem körperlich-geistig-emotionalen Gestaltswandel zu trotzen. Das trifft auch auf das zu, was meine Berufung angeht.

DAS KCMC IN MOSHI, TANSANIA

2018 fragte mich ein Freund, Dr. Oliver Henke, der in Moshi/Tansania am Kilimanjaro-Christian-Medical-Center (KCMC) hilft, eine Hämatologie-Onkologie-Abteilung im Rahmen der Inneren Medizin des großen Regional-Krankenhauses aufzubauen, ob ich ihm mit meiner Erfahrung zur Seite stehen könnte. Er kannte meine »Anamnese« und wusste daher von meinen Erfahrungen, die ich 1968 am Kenyatta Hospital in Nairobi und mit dem Flying Doctor Service in ganz Ostafrika gesammelt hatte. Da ich mich körperlich und geistig noch voll einsatzfähig fühlte, sagte ich sofort zu. Ausschlaggebend für die schnelle Entscheidung war außerdem, dass ich sowieso in meinen Genen diese - vielen Afrika-Besuchern eigene - »Afrika-Sehnsucht« spüre, die wahrscheinlich zurückgeht auf unsere afrikanischen Urahnen in »Olduvai« im heutigen Tansania, die dort ihre ersten Schritte in den Sandboden setzten.

In Moshi traf ich auf ein Team von außerordentlich motivierten und engagierten jungen Ärzten und Schwestern, denen ich mit meiner langjährigen Erfahrung in der Krebsdiagnostik und -therapie und in der Administration

einer großen Klinik wichtige Hilfe geben konnte. Das KCMC war ein begehrter Ort für eine Vielzahl von internationalen Studenten, die dort ein Tertial ihrer praktischen Ausbildung in den verschiedensten Kliniken machten. Als sie erfuhren, dass ein Professor aus Deutschland auch am KCMC praktizierte, baten sie mich, ihnen jeden Tag mindestens eine Vorlesung aus den verschiedensten Gebieten der Inneren Medizin, Onkologie und Hämatologie zu halten.

Diese Zeit in Moshi wird mir unvergesslich bleiben, spürte ich doch mit 80 Jahren noch einmal den Zauber dieses von mir so geliebten Afrika. Ich sah nun 2018 den Kilimandscharo von unten von Süden her – 1968 hatte ich ihn im Alter von 30 Jahren von Amboseli/Kenia von Norden her bestiegen. Vor allem prägte sich mir aber erneut eine Erfahrungen ein, die ich bereits 1968 in Nairobi gemacht hatte: Es machte mich glücklich, zu erleben, dass ein Arzt für tausende von Patienten Hilfe geben muss, als Arzt wirklich gebraucht wird, nicht ersetzbar ist und wirkliche Not lindern kann und muss. Ich kann jedem jungen Arzt, jeder jungen Ärztin nur raten, sich einmal diesem befreienden Erlebnis in Afrika, Südamerika oder dort, wo immer Ärzte dringend gebraucht werden, auszusetzen!

STIFTUNG JUNGE ERWACHSENE MIT KREBS

Ein weiterer »Kairos«-Moment ereignete sich 2014: Mein Freund und langjähriger ärztlicher Kollege Prof. Mathias Freund, mit dem ich zusammen an der Medizinischen Hochschule in Hannover tätig war, fragte mich in diesem Jahr, ob ich bereit wäre, in dem Kuratorium der »Stiftung für Junge Erwachsene mit Krebs« mitzuarbeiten. Ich war sofort bereit, mich aktiv für die so oft vernachlässigten Bedürfnisse und Nöte dieser jungen Krebspatienten einzusetzen.

Etwa 16.500 der in Deutschland diagnostizierten Krebspatienten sind zwischen 18 und 39 Jahren alt, eine Altersgruppe mit besonderen psychosozialen Problemen: Lösung vom Elternhaus, Beginn eines eigenständigen Lebens, Sinn- und Partnersuche, Familienplanung, Kinderwunsch, Beginn von Studium oder Arbeit, oft finanzielle Engpässe. Die Diagnose Krebs – oft noch als schicksalhaftes endgültiges Fatum gesehen – entwirrt viele dieser jungen Menschen, für die die Kinderonkologischen Betten zu klein sind und die der Erwachsenen-Onkologie der alten Menschen zu fremd. Viele Onkologen und Familienärzte sind ebenfalls hilflos und nicht imstande, mit den spezifischen Problemen dieser Patientengruppe umzugehen.

Durch diese Arbeit erlebte ich nach 40 Jahren wissenschaftlich-onkologischer Tätigkeit in meinen »alten Tagen« eine ungeahnte und enge menschliche

Nähe zu den jungen Krebspatienten: Auf den Jahrestagungen lebte ich mit ihnen für Tage zusammen in einer Jugendherberge und wir lernten in intensiven, oft sehr intimen Gesprächen voneinander; die Entfernung zwischen Onkologe und Patient löste sich auf und nur noch die Membran des Lebens existierte zwischen uns.

Ich bin nun sicher am Abend meines Lebens angekommen und fühle mich noch gesund. Zwar habe ich kleinere oder größere Malaisen und spüre, dass meine frühere sehr ausgeprägte prometheische Lebenskraft geschwunden ist. Aber ich stehe jeden Morgen fröhlich auf, recke und strecke mich mit meinem Qi-Gong und danke meinem Herrgott mit fröhlichem Herzen, dass ich noch lebe, dass ich noch alle Glieder meist schmerzfrei bewegen und wenn die Sonne scheint, auch noch einmal auf dem Golfplatz einige Bälle schlagen kann. Der frühere sportliche Ehrgeiz, besonders gut zu sein, ist gewichen und hat einer großen Gelassenheit und Dankbarkeit Platz gemacht, mich mit 83 Jahren noch so unbeschwert und schmerzfrei in Gottes freier Natur zu bewegen.

Die Geige musste ich aufgeben wegen der Sport-verletzten Schulter, singen kann ich noch und tue es auch oft. Ich habe drei sich rührend um mich kümmernde Kinder, drei Enkel, zwei Urenkel, auf der ganzen Welt Freunde, mit denen ich intensiv kommuniziere mit allen Formen der medialen Angebote. Kurz, ich freue mich meines noch so positiv verlaufenden Lebens. Mit dem Herrgott habe ich ausgemacht, dass er mich – wenn es sein Wille ist – noch etwas auf dieser Erde lässt, aber ich bin auch bereit, meiner Antje in die Ewigkeit zu folgen.

Diesem Gefühl des Glückes und der Dankbarkeit kann ich nicht besser Ausdruck geben als mit den Worten meines guten Freundes und Patienten Dieter Hüsich:

Ich bin vergnügt, erlöst, befreit. Gott nahm in seine Hände meine Zeit,
mein Fühlen, Denken, Hören, Sagen, mein Triumphieren und Verzagen,
das Elend und die Zärtlichkeit.

Was macht, dass ich so fröhlich bin in meinem kleinen Reich?
Ich sing und tanze her und hin vom Kindbett bis zur Leich.

Was macht, dass ich so furchtlos bin an vielen dunklen Tagen?
Es kommt ein Geist in meinen Sinn, will mich durchs Leben tragen.

Was macht, dass ich so unbeschwert und mich kein Trübsinn hält?
Weil mich mein Gott das Lachen lehrt wohl über alle Welt.

Ich bin vergnügt, erlöst, befreit. Gott nahm in seine Hände meine Zeit,
mein Fühlen, Denken, Hören, Sagen, mein Triumphieren und Verzagen,
das Elend und die Zärtlichkeit.

Martina Gödecke-Behnke

IRGENDWANN MUSS ES DOCH LANGWEILIG WERDEN, DAS LEBEN ...

... ist es aber noch immer nicht

Martina Gödecke-Behnke war Journalistin und Redakteurin, ist Künstlerin.

Alles fing an, als ich mein Studium der Malerei begann. Ich war noch sehr jung, als ich an der Hochschule für bildende Künste angenommen wurde. Ich sauste in den großen Saal zu dem letzten freien Platz – ein großer Tisch lud zum Träumen und zum Ausprobieren ein ... von unbekanntem Welten. Aber ich fand mich genauso ein wie alle anderen Studenten und bald war das neue Leben meins.

In der Tradition des Bauhauses befand ich mich auf einem guten Weg, sowohl künstlerisch als auch politisch. Und was lag näher, als mich im ASTA zu engagieren, glücklicherweise lagen die Räume nahe beieinander. Mit der gleichen Neugierde nahm ich Schattierungen der unterschiedlichen Richtungen auf, so wie die verschiedenen Kunstströmungen, die ich erlernte. Ein vorläufiger Höhepunkt in der politischen Zeit, war eine Rede, die ich vor einem großen Publikum hielt. Im Nachhinein war der künstlerische Einfluss jedoch wesentlich stärker als die studentische Politik. Immerhin war eine Studentin aus mir geworden, die durchaus rebellische Züge zeigte. Nicht zuletzt war mein erstes Examen ein Zeugnis, das von sich reden machte. Ich hatte ein schweres Thema zur grausamen Behandlung von Juden gewählt. Die Performance war nicht ästhetisch im klassischen Sinne – doch das Spektakel hatte seinen Sinn erfüllt: Die Besucher waren schockiert. Am Ende des Tages hockte ich auf der Treppe und heulte ... ich hatte etwas geschafft.

Mein neues Leben in einer größeren Stadt im Ruhrgebiet begann etwas turbulent. Mein Ehemann und ich stellten die Möbel passgenau auf, in einer winzigen Wohnung, die sich halb unter der Erde befand. Dennoch fand ich diese Wohnung sehr gemütlich.

An der anderen und für mich neuen Uni fühlte ich mich auch gleich wie zu Hause – schließlich wurde man hier von Heerscharen an politischen Parteien verfolgt. Mein Mann und ich entschlossen uns, eine wohletablierte Partei zu

der unseren zu erklären, und füllten brav die Formulare aus. Mit diesem Schritt verschaffte ich mir die Ruhe, mich meinem neuen Studium zu widmen. Voller Neugierde und Wissensdurst belegte ich die Fächer Kunstgeschichte, Germanistik und Archäologie – und gepaart mit einigem Ausstellungen hatte ich endlich ein Leben, das mich ausfüllte. Ich war zufrieden, wie noch nie zuvor. Immer tiefer drang ich in die Materie ein, die sich vor mir ausbreitete.

Selbst die Doktorarbeit im Fach der Kunstgeschichte hinterließ einen übervollen Eindruck. Ich nahm alles in mir auf und die Stoffgebiete breiteten sich in mir aus. Das Thema war: Das bürgerliche Frauenbild der Düsseldorfer Malerschule. An zehn Beispielen zeigte ich den Widerspruch zwischen dem realen Leben und dem gemalten Bildnis auf.

ÄNDERUNGEN

Es war einem Zufall geschuldet, dass ich mich entschloss, in eine Wohngemeinschaft zu ziehen. Ich hatte Angst davor, die Doktorarbeit allein zu schreiben, zumal mein Mann und ich uns zwischenzeitlich getrennt hatten. Auch diese Lebensform war abwechslungsreich, voller Überraschungen und hat mich erfüllt. Was mir imponierte, das war die Wertschätzung füreinander, der Respekt, den man sich gewähren musste. Dies waren wichtige Vorbereitungen für das, was später noch kommen sollte.

Und die Umgebung, in der ich mich befand? Es war klar, ich lebte in der Universität und nahm die Außenwelt schemenhaft wahr, fühlte mich wie unter einer Käseglocke. Die Außenwelt, das war eine Stimmungslage, die mir noch fremd war – wie eine Wolke an Resignation, an Mutmachsprüchen, an Anpacken, um des Anpackens willen, alles mit einem inneren Plan angegangen und doch nicht richtig zupackend.

Das einzig vernünftige Lied in der Zeit war Herbert Grönemeyers »Bochum«, das alle mitgrölten, Es versprach eine verbindende Stimmung und war wie ein Versprechen.

NEUE WELTEN

Auf Umwegen gelangte ich zu einem Verein, dessen Geschäftsführerin ich wurde. Dieser Verein hatte sich die Förderung des Genossenschaftsgedankens zu eigen gemacht und betrieb eine lebhaftere Bekanntmachung aller Überlegungen und Erfahrungen: angefangen in frühchristlichen Zeiten über die

Kibbuzim bis hin zum Bank- und Wohnungswesen und dem genossenschaftlichen Hintergrund der Lebensmittelketten Edeka und REWE. Meine Hauptaufgabe bestand in Beratungstätigkeiten in den neuen Bundesländern – hauptsächlich zu Fragestellungen im Wohnungsbau. Sogar Anleihen zum Bauhaus wurden besprochen, was mich ganz besonders freute. Nach fünf Jahren intensiven Austausches und einem Leben in Zügen und in Hotelzimmern war ich jedoch am Ende meiner Kraft angekommen und musste zur Ruhe kommen.

Bis heute treibt mich die Isolierung um, in der Menschen klar kommen müssen oder wollen. Sie ziehen sich in die eigenen vier Wände zurück und leben vor allen Dingen die privaten Hobbies aus. Umso mehr freut es mich, wenn der genossenschaftliche Grundgedanke auflebt und seine Formen zeigt, die von vielerlei Wunschträumen getragen werden.

ZURÜCK ZU DEN ANFÄNGEN

Die Ruhe, die sich an die regen Tätigkeiten anschloss, tat mir richtig gut. Nach einer nicht zu lange währenden Pause griff ich wieder zum Pinsel und malte. Schon nachts träumte ich meine nächsten Motive in einer Präzision, dass ich mich anderntags nur noch ans »abmalen« machen musste. Tagsüber streichelte ich meine Katzen, die die Wohnung mittlerweile bevölkerten, trank Kaffee und setzte mich ans Werk. Es entstanden ruhige Bilder, die Kraft ausstrahlten. So gingen einige Jahre ins Land.

Irgendwann hatte ich keine Inspirationen mehr, es kamen auch keine Bilder mehr in meinen Träumen auf. Es wurde Zeit, mich wieder um etwas anderes zu kümmern.

Neue Kraft kam mit *Visionae*, einem Onlinemagazin für Kunst und Kultur. Offen für alle künstlerischen Strömungen sollte es ihnen ein Forum bieten, das zu dieser Zeit noch fehlte. Eine Zeitung im Netz, das war mir selber fremd, aber schnell machte ich mir die Überlegungen zu eigen und spann die Fäden zusammen, die zu einer vernünftigen Zeitung fehlten. Mit mehreren Mitstreitern gelang es im Laufe der Zeit, ein vorzeigbares Ergebnis zu präsentieren. Schon bald erhielt die Zeitung einen regen Zulauf, immer mehr Menschen wollten wissen, was es Neues aus der Kultur zu berichten gab. Zwar kam ich mir irgendwann wie in einem Laufrad vor, das an Geschwindigkeit nicht abnahm. Aber ich wollte selbst wissen, wie sich kulturelle Entwicklungen ausbreiteten und ihr Publikum fanden, ich wollte in meiner Neugierde zufriedengestellt werden. Der Kontakt war gut, sowohl zu den Kunstschaffenden

als auch zu befreundeten Redaktionen. Und weil alles so zufriedenstellend lief, kam pünktlich zu dem Jahr der Kulturhauptstadt Ruhrgebiet die Frage, ob ich mir eine Tätigkeit als Journalistin im Rahmen des aufregenden Jahres vorstellen könnte. Ich konnte – natürlich.

Es lief alles gut – zu gut.

EIN RÜCKSCHLAG

Eines Nachts kam eine Zäsur, mit der ich niemals gerechnet hätte. Als ich wach wurde, lag ich auf dem Boden – ich hatte einen Schlaganfall gehabt. Während der Fahrt ins Krankenhaus schwante mir, dass sich etwas in meinem Leben gedreht hatte, was ich nicht steuern konnte. Daran konnte auch der Heilungsweg und die anschließende Reha nichts ändern. Ich ließ mich hinein gleiten, um das meiste neu zu lernen: sprechen, schreiben, laufen.

Irgendwann war ich des Lernens müde und wollte auf neue Wege – vorwärts in das neue alte Leben. Mit meinem Ex-Mann wagte ich den Ausbruch – wir gingen in eine Pizzeria und ich verdrückte ein Wagenrad, bedeckt mit Köstlichkeiten. So kannte ich mich. Auch das war ein Einschnitt – ich hatte das neue Leben anerkannt und konnte es annehmen. Es war mir egal, ob mich Menschen befremdlich ansahen – ich lebte!

UMZUG

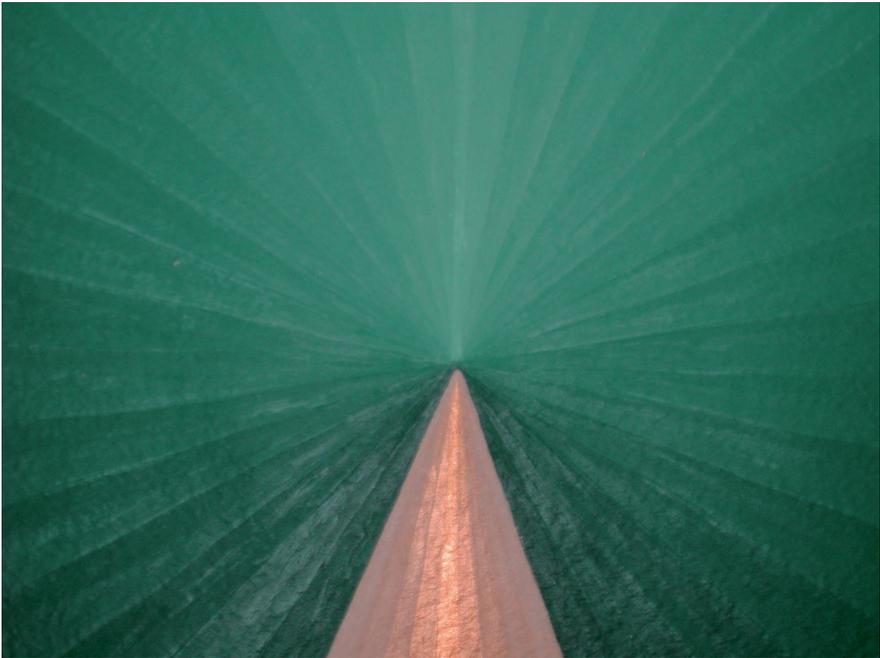
Nach der amtlich festgestellten Heilung im Rahmen des Möglichen sinnierte ich vor mich hin und stellte fest, das ich das bisherige Leben abstreifen wollte wie eine alte Haut. Ohne Reue. Ich bestellte einen Möbelwagen und fuhr in die neue Zukunft.

Ich hatte eine Wohnung gemietet in einem Städtchen mit einem mittelalterlichen Stadtkern und zwei Schlössern, die eine imponierende Kulisse boten. Ich gehe gern durch diese Stadt mit Flair und atme die Luft ein – und kehre gern in meine Wohnung zurück. Ich weiß, dass das Leben auch ohne mich pulsiert und kann mich in Ruhe zurückziehen.

Als Rentnerin habe ich keine großen und kleinen Probleme mehr und kann mir alles in Gelassenheit ansehen – wer hätte jemals von einem solch friedlichen Lebensabschnitt geträumt ...

EPILOG

Warum ich mich für eine Mitgliedschat im SCSD entschied? Die Vorstellung von vielen unterschiedlichen Menschen und ihren Geschichten, vereint unter dem Dach der Diakonie, hatte mich angesprochen. In der Kirche finden viele Menschen ihren Raum. Und mein Weg zu Gott war die Erkenntnis, dass mein Leben in seiner ganzen Fülle niemals von mir selbst gestaltet werden konnte. Dieses Wissen möchte ich mit anderen Menschen teilen oder ihnen etwas davon abgeben – sofern sie mich fragen.



Martina Gödecke-Behnke, »Wege«, Acryl auf Karton

»Nichts ist, das dich bewegt,
du selber bist das Rad,
das aus sich selbst am besten läuft
und keine Ruhe hat«
(Angelus Silesius)

Andreas Hänßgen

BERUF – BERUFUNG – NACHBERUFLICHES ENGAGEMENT

»Zur Freiheit hat uns Christus befreit! So steht nun fest
und lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auflegen!«
Galater 5,1

*Andreas Hänßgen war Leiter des Fachbereichs Beratung und Seelsorge im
Diakonischen Werk Hamburg und ist Pastor i.R. und freiberuflich als Berater
und Supervisor tätig.*

Gefragt, ob ich einen Beitrag zu diesem Band liefern könne, musste ich zunächst eine Weile überlegen, ob ich mir und den geeigneten Leserinnen und Lesern das antun will: ein Siebzigjähriger, der von seinen Erfahrungen, Sichtweisen und Überlegungen schreibt. Man kennt das ja, dass die älteren weißen Männer die Welt erklären und deuten, auch wenn diese Position in den letzten Jahren eher deutlicher Kritik ausgesetzt ist. Dass ich mich dennoch entschlossen habe, etwas aufzuschreiben, hat mehr mit dem Vergnügen zu tun, überhaupt darum gebeten worden zu sein. Und so halte ich mich daran, wie es Laotse in Brechts Gedicht formuliert: *»Die etwas fragen, die verdienen Antwort!«*

Aber zunächst will ich mich den Fragen nähern. Ausgangspunkt des vorliegenden Buches über Menschen im Ruhestand war unter anderem die Frage, »was diese Menschen antreibt«. Gefragt wird nach ihren Zielen, Idealen und Werten und »auch – durchaus religiös – nach ihrer Berufung«. Wen interessiert das eigentlich? Und wofür könnte es wichtig sein, Antworten auf diese Fragen zu bekommen? Bei Laotse war es die Frage, »wer wen besiegt«. Das ist von gewisser alltagspraktischer Relevanz. Wenn hier gefragt wird, was Menschen antreibt, die sich nach ihrer Pensionierung in vielfältiger Weise engagieren, dann könnte das in mehrfacher Hinsicht von Interesse sein: Vielleicht möchte der Fragende wissen, wie dieses Engagement genutzt werden kann (das scheint der hauptsächliche Hintergrund zu sein). Vielleicht liegt das Interesse auch darauf, wie dieses Engagement noch besser gefördert werden kann, oder es geht einfach nur darum zu verstehen, was mit denen los ist, die sich so betätigen.

Und was hat in diesem Zusammenhang das Wort »Berufung« zu bedeuten? Dass man etwas einfach machen muss und keine andere Wahl hat? Wie Jonas zum Beispiel, der seinem göttlichen Auftrag nicht entkommen kann? Dass man einen besonderen Auftrag hat, der einem auch eine besondere Autorität verleiht? »Du bist mein geliebter Sohn ...« Dass man eine Vision oder ein erschütterndes Erlebnis hat(te)? Über Paulus wird das berichtet. Dass man seinen Beruf als Auftrag Gottes versteht und an seinem Platz das Gottgefällige tut? So interpretiere ich Luther.

Und hört das jemals auf? Hat dieser Auftrag Grenzen? Falls ja, wodurch werden die gesetzt? Und für wen sind die Antworten auf all diese Fragen eigentlich von Belang?

Ich verstehe meinen Beitrag zu diesem Buch zunächst vor allem als Gelegenheit, mir selbst gegenüber Rechenschaft abzulegen. Wobei ich auch die im Auge haben möchte, die selbst in einer ähnlichen Situation sein könnten. Daneben fließen auch meine Überlegungen ein, welche Bedingungen für ein nachberufliches Engagement nützlich und förderlich und welche eher störend und hinderlich sind.

BEOBACHTUNGEN AN MIR UND ANDEREN

ERFAHRUNGEN

Ich bin nicht als älterer Mensch auf die Welt gekommen, mein Weg in den Beruf und durch diesen hindurch und dann in den Ruhestand bzw. in das Nachher gehören zu all dem, das in Form von Erfahrungen meine Antworten prägt. Aufgewachsen bin ich in der Nähe zu pietistisch-frommen Kreisen und gleichzeitig in der politischen Aufbruchsstimmung der sechziger Jahre. Auf ein Theologiestudium, das von Anfang an auf die Praktische Theologie hin ausgerichtet war, folgte ein Vikariat, das mich auch in eine Auslandsgemeinde führte, und anschließend sah ich mich als junger Mann, mit Ehefrau und einer kleinen Tochter, zunächst im Ruhrgebiet und dann in der Nähe von Hamburg vor die Aufgabe gestellt, Pastor, Hirte, Prediger, Seelsorger, Unterrichtender, Vorgesetzter, Manager zu sein. An allen Ecken und Enden stieß ich an meine Grenzen, war ich in meinen Augen »nicht gut genug«. Bis ich verstand, was es mit der Rechtfertigungslehre auf sich hat, sollte es noch etliche Jahre und eine tiefe persönliche Krise benötigen.

Um meinen eigenen Vorstellungen und Idealen zu entsprechen, um mich für die Tätigkeiten als Pastor besser qualifiziert zu fühlen, machte ich umfangreiche Fort- und Weiterbildungen, die dann im Nebeneffekt auch dazu

führten, dass ich selbst in Funktionen wechseln konnte, die diesen neu gewonnenen Qualifikationen besser entsprachen: Jugendpfarramt und Diakonie waren die weiteren Stationen, in denen ich Leitungs-, Fortbildungs- und Beratungsfunktionen wahrnahm. Und ich lernte über mich, dass mein Herz vor allem für die Beratung und Begleitung von Menschen in privaten oder beruflichen Krisensituationen schlägt. So widmete ich mich fortan der Begleitung persönlicher und professioneller Entwicklungsschritte von Menschen in allen Lebenslagen.

ROUTINE

Eine langjährige Tätigkeit in einem Arbeitsfeld führt dazu, dass eine große Sicherheit und Erfahrungswissen entstehen, die es erleichtern, wiederkehrende Aufgaben »routiniert« und schnell zu erledigen. Da kann es dann auch passieren, dass gelegentlich das Besondere an einer Situation nicht erkannt wird. Die Gegenmaßnahme ist das Bemühen um eine möglichst große Offenheit und Neugier jeder neuen Anfrage gegenüber – und ein regelmäßiges kollegiales Feedback durch Supervision und Intervision. Beides gab es für mich in der Gesellschaft für Gemeindeberatung und Organisationsentwicklung (GfGO), an deren Gründung und Entwicklung und deren Ausbildungsangeboten ich von Anfang an beteiligt war.

ANERKENNUNG

Unter den Tätigkeiten, die zu einem beruflichen Aufgabengebiet gehören, gibt es natürlich mehr und weniger geliebte. Und zu der professionellen Kompetenz gehört es, auch die Aufgaben anzuerkennen und angemessen sorgfältig zu erledigen, die zu den weniger geliebten gehören. Vermutlich geht es aber den meisten Menschen so, dass das Gefühl von Anerkennung mit den Tätigkeiten korrespondiert, die auch besonders gern übernommen werden. Und die man vielleicht auch besonders gut kann. Mir ging es jedenfalls so, dass nicht nur mein Herz für ein gutes und professionelles Beratungsangebot schlug, sondern ich mich auch in diesem Bereich sehr anerkannt fühl(t)e. In der Gesellschaft für Gemeindeberatung und Organisationsentwicklung (GfGO) konnte ich mit für eine Weiterentwicklung und Stabilisierung der Gesellschaft und der Ausbildung sorgen, im Jugendpfarramt für eine wertschätzende, zugewandte Aus- und Fortbildung junger Menschen, die sich als »Teamer« betätigten, und in meinen Funktionen in der Diakonie konnte ich an der Bereitstellung eines menschnahen Seelsorge- und Beratungsangebots für Einzelne, Paare, Familien, Schwangere, Suchtkranke, Obdachlose, Migrantinnen und Migranten mitwirken.

In allen diesen Arbeitsbereichen kam es mir immer darauf an, die Autorschaft für den Umgang mit den jeweiligen Entwicklungsbedarfen bei den Menschen selbst zu lassen und sie nicht durch übergestülpte, vermeintlich hilfreiche Angebote zu entmündigen. Die Definition des Bedarfs durch die Ratsuchenden selbst ermöglicht es, in einen partnerschaftlichen Dialog einzutreten, der von wertschätzender Anteilnahme geprägt ist.

... DANN KAM DIE PENSIONIERUNG ...

WAS ÄNDERT SICH?

Mit dem Eintritt in den Ruhestand ändert sich im Prinzip eigentlich nichts an der Sicht auf die eigenen Tätigkeiten: die Erfahrung, das Engagement, die Kompetenz bleiben zunächst einmal erhalten. Aber es fällt vieles weg: Man wird von etlichen beruflichen Informationskanälen abgeschnitten, man *muss* keine Verantwortung mehr übernehmen, *darf* es aber auch nicht mehr, das Einkommen reduziert sich. Man soll sich nicht mehr einmischen, sich möglichst andere Betätigungsfelder suchen, hat bei der Auswahl der Nachfolgenden für die Aufgaben, die einem am Herzen lagen, keinen oder nur noch geringen Einfluss (jedenfalls nicht innerhalb der quasi-behördlichen Strukturen von Kirche und Diakonie). Man *kann* nur noch für sich selber entscheiden – und man *muss* nur noch für sich selber entscheiden. Ehrenamtliches Engagement kann in der Regel weitergehen; freiberufliches in der Regel auch. Aber es wird sich in angemessener Entfernung vom ursprünglichen beruflichen Umfeld abspielen.

Ich persönlich finde es schön, dass mit dem Eintritt in den Ruhestand nicht nur die ungeliebten beruflichen Aufgaben, sondern auch der Leistungsdruck weggefallen sind, dass neben dem Wegfall von Verpflichtungen und – vermeintlicher – Bedeutung auch eine große Wahlfreiheit entstanden ist, wofür und wie ich mich, meine Kompetenz, meine Zeit einbringen will! Sehr froh bin ich darüber, dass ich die ehrenamtlichen und freiberuflichen Tätigkeiten so weiterführen kann, dass ich ohne Druck in hohem Maße selbstbestimmt meine fachlichen Kompetenzen in die Arbeitsfelder einbringen kann, die mir am Herzen liegen und in denen ich auch weiterhin hohe Anerkennung bekomme: Beratung, Organisationsentwicklung, Supervision.

ZUNAHME VON KRITISCHER SELBSTBEOBACHTUNG

»Bisher geht noch alles gut«, sagte der Mann, der aus dem 100. Stockwerk fiel, als er am 50. vorbeikam. – Gemeint ist hier die Frage, wann es Zeit ist,

den Fallschirm zu öffnen und wirklich aufzuhören. Je älter ich werde, desto mehr nimmt meine kritische Selbstbeobachtung zu. Wie sieht es mit meiner Gesundheit aus? Wie mit meiner Wahrnehmungsfähigkeit? Bin ich noch schnell genug, wach genug? Besteht die Gefahr, routiniert zu handeln, das Spezielle aber aus dem Blick zu verlieren? Fange ich an, anderen meine Erfahrungen aufzudrängen? Bin ich gefragt? Nach was genau? Von wem?

Wenn ich mein Umfeld von gleichfalls engagierten Ruheständlern aus unterschiedlichen Berufsfeldern anschau, habe ich den Eindruck, dass es verschiedenste Formen gibt, mit dem Ende der bezahlten Berufstätigkeit umzugehen: Etliche machen erst mal eine große Pause – Familie, Urlaub, Reisen, alte und neue Hobbies, Garten; nur erstmal nichts Berufliches mehr, scheint die Devise. Andere wollen und/oder können anscheinend nicht aufhören: Wenn das keine wirtschaftlichen Gründe hat (auch das gibt es!), hat es oft mit einer großen Leidenschaft für das Arbeitsfeld zu tun. Es werden immer neue Verlängerungs-, Zeit- und Honorarverträge abgeschlossen und es scheint kein Aufhören zu geben. Wieder andere steigen in ein ehrenamtliches Engagement um, in das sie ihre Erfahrung und Kompetenz einbringen. Und etliche betätigen sich freiberuflich weiter, wenn das Arbeitsfeld es ermöglicht (wie in meinem Fall Beratung, Coaching und Supervision von Organisationen und Einzelnen, Teams und Familien). Oder es gibt eine Kombination von all dem oder noch ganz anderes.

Trotzdem ist jedem und jeder klar, dass auch diese Lebens- und Arbeitsphase begrenzt sein wird – nicht durch ein gesetzlich bestimmtes Datum, aber vermutlich durch andere Faktoren. Menschen wie Irving Yalom, Paul Maar, Margaret Atwood, Joe Biden und viele andere, die in sehr hohem Alter noch erfolgreich ihre Beiträge liefern, sind da Ermutigung und Hoffnung, auch wenn man weiß, dass es keine Garantie gibt, selbst einmal so sein zu können.

WARUM MACHE ICH DAS ALLES?

Ich vermute, dass die Bereitschaft und der Wunsch, die beruflich über lange Zeit erworbenen Kompetenzen, Erfahrungen und Fähigkeiten in ein nachberufliches Engagement einzubringen, sehr stark mit dem zusammenhängt, wo das Herz schlägt. Der Gartenarchitekt, der nach seiner Pensionierung ehrenamtlich einen botanischen Garten betreut, die ehemalige Lehrerin, die Flüchtlingen deutsch beibringt, der Ingenieur, der im Ruhestand Getreidemühlen in Tansania instand hält – das sind Menschen, die ihr berufliches Wissen weitergeben wollen. Sie tun etwas, was sie sehr gut können, und stellen es dort zur Verfügung, wo es gebraucht wird.

Viele Freiberufler wie Ärztinnen, Psychotherapeuten, Beraterinnen, Trainer, Schriftstellerinnen und Künstler arbeiten ohnehin weiter, begrenzt nur durch eigene Entscheidungen, ihren Gesundheitszustand und die Inanspruchnahme ihrer Angebote, nicht durch irgendwelche Altersgrenzen. Das Motiv dafür wird in den seltensten Fällen sein, dass man nichts anderes gelernt hat (und deshalb nicht weiß, womit man sich sonst beschäftigen soll). Es ist stattdessen so, dass man die Fähigkeiten entwickelt und das Wissen erworben hat, die für einen selbst wirklich interessant und wichtig waren und das eigene Leben bereichert haben. Das bleibt und trägt sich fort. Darüber hinaus wird auch eine Rolle spielen, dass der Verbleib und der Zusammenhang mit den professionellen Bezügen und Themen eine gewisse Anerkennung mit sich bringt, die sonst verloren ginge. Und es ist befriedigend, wenn die eigenen Erkenntnisse und Erfahrungen gefragt und nützlich sind.

UNABHÄNGIGKEIT

Wenn es dazu kommt, dass das Engagement nicht nur von Seiten der Engagierten gewollt ist, sondern auch auf Gegenliebe, auf Interesse, auf Nachfrage stößt, dann kann das ein großer Gewinn sein: Nicht nur, dass die nachberuflich Engagierten in der Regel die bereits genannten Fähigkeiten mitbringen: Kompetenz, Erfahrung, Engagement, Motivation. Darüber hinaus haben sie meist auch den Vorteil der Unabhängigkeit. Wenn alles gut gegangen ist, müssen sie nichts mehr werden und sind nur noch denjenigen gegenüber rechenschaftspflichtig, mit denen sie arbeiten und für die sie sich engagieren. Gut gegangen ist es meiner Ansicht nach dann, wenn das nachberufliche Engagement nicht dazu dienen muss, eine Anerkennung nachzuholen oder zu ersetzen, die vorher nicht gegeben wurde. Es kann sogar sein, dass in der Unabhängigkeit, dem Abstand, der Erfahrung, dem Überblick, dem Wunsch, etwas zurückzugeben, so etwas wie Weisheit entstanden ist und zur Verfügung steht. Das ist dann ein Glücksfall und ein Segen.

RISIKEN UND CHANCEN

Die üblichen Risiken des Lebens bleiben natürlich, so sehr und so erfolgreich das Engagement auch sein mag: Erkrankung, das Nachlassen der körperlichen Fähigkeiten, Veränderungen im Arbeitsfeld, an die man nicht mehr anschlussfähig ist (oder sein will; z. B. der weitreichende Digitalisierungsschub). Dennoch ist es eine große Chance, sich nachberuflich zu engagieren: Man kann dankbar etwas zurückgeben von dem, was im Leben und Arbeiten zugewachsen war, kann dran- und drinbleiben im lebenslangen Lernen und Wachsen.

Und man kann u. U. das Einkommen etwas ergänzen, um besondere Interessen zu pflegen.

WAS WÄRE FÜR EIN BEFRIEDIGENDES UMFELD FÜR NACHBERUFLICHES ENGAGEMENT WÜNSCHENSWERT?

So befriedigend es für alle Beteiligten sein kann, dass Menschen nach ihrer beruflichen Tätigkeit auch weiterhin ihre Fähigkeiten bereitstellen, so gilt es, auch in diesem Zusammenhang einiges zu bedenken: Eine wichtige Frage ist es dabei ganz sicher, wie »Angebot« und »Nachfrage« zusammenkommen können. Veranstaltungen wie »Freiwilligenbörsen« oder Einrichtungen wie »Freiwilligen-Agenturen« können für den Bereich des Ehrenamtlichen Engagements wichtige Funktionen übernehmen. Einrichtungen wie der Senior Consulting Service Diakonie (SCSD) oder der Senior Experten Service (SES) bringen Bedarfe von professioneller Unterstützung und Mitarbeit mit entsprechenden Angeboten von Menschen im Ruhestand zusammen. Freiberuflich Tätige können sich in entsprechenden professionellen Netzwerken engagieren.

Wie kirchliche Einrichtungen und potenzielle Engagierte zusammenfinden können, ist vermutlich ein Zusammenspiel von Aufmerksamkeit und guter Kommunikation von Seiten der Kirche(ngemeinden) und ihren Einrichtungen einerseits sowie einer grundsätzlichen Offenheit und Nähe zu kirchlichen Angeboten seitens der Ruheständler andererseits.

Für nachberufliches Engagement scheint mir insbesondere eine gut entwickelte Kultur der Wertschätzung, die klare Verabredungen und (auch kritische) Rückmeldungen einschließt, wichtig zu sein. Eine (gern auch wiederholbare) Befristung von Aufgaben ist vermutlich hilfreich, weil so regelmäßig miteinander über die gegenseitigen Erwartungen gesprochen werden muss. Und natürlich gehört eine angemessene Erstattung von Auslagen dazu.

Insbesondere zur Förderung von Freiwilligen und Ehrenamtlichen in der Kirche gibt es inzwischen etliche Arbeitsstellen und umfangreiches Arbeitsmaterial (z. B. in der Arbeitsstelle Ehrenamt der Nordkirche).

WERTVOLL UND FREI

Eines ist mir noch wichtig festzuhalten: So schön und befriedigend es für alle Beteiligten sein kann, wenn sich nachberufliches Engagement und gesellschaftliche oder kirchliche Bedarfe treffen und ergänzen, so ist doch das besonders Schöne daran, dass es in aller Freiheit geschehen kann. Keiner von uns ist besser oder schlechter mit oder ohne nachberuflichem Engagement. Soweit nicht wirtschaftliche Gründe dazu zwingen, sind die Engagierten frei,

ob und was sie im Ruhestand arbeiten wollen, wie und wo sie sich einbringen wollen. Das ist ein großes Privileg, das wir in unserem Land genießen und über das ich persönlich sehr glücklich bin.

Diese Freiheit hat aber in meinen Augen auch noch eine andere Dimension: Unser Wert hängt nicht von unserer Arbeit ab! Im Ruhestand bin ich auch darauf gestoßen, wie leicht es mir passiert, dass ich meine Bedeutung und meinen Wert davon ableite, wie »gefragt« ich bin, wie »wichtig« meine Arbeit ist, wie »bedeutend« mein Beitrag ist. Der eingangs zitierte Satz aus dem Galaterbrief soll daran erinnern: Es kommt nicht darauf an, was wir leisten: keine Knechtschaft mehr, wir sind anerkannt, wertvoll und frei.

Freimut Hinsch

»MAN KANN GAR NICHT FRÜH GENUG MIT DEM ENGAGEMENT IM RUHESTAND ANFANGEN«

Freimut Hinsch war und ist weltweit als Unternehmensberater tätig.

Bei geschäftlichen Empfängen oder auch privaten Einladungen kommt nach dem Small Talk über das Wetter oder die Beschwerlichkeit der Anreise an dritter oder fünfter Stelle unweigerlich die Frage »Und was machen Sie beruflich?« Dem kann man ausweichend mit »Ich arbeite in Düsseldorf« (oder Hamburg oder Nürnberg oder einem anderen, unverfänglichen Ort), auch wenn man dort bei einem sehr wohl weltweit bekannten Unternehmen nicht gerade Pfortner ist, antworten. Oder man sagt – schon konkreter – »ich arbeite bei einer Versicherung« (oder Bank oder in der Metallbranche), wenn man dort in Wirklichkeit Vorstandsvorsitzender oder Geschäftsführer ist – oder eben auch Pfortner. Man kann die Frage aber natürlich auch ernst nehmen und als Interesse oder Gesprächsangebot deuten. Auf dieser Ebene konnte ich mein gesamtes berufliches Leben lang und lange darüber hinaus sagen: »Ich bin Unternehmensberater«. Dann folgte in der Regel betretenes Schweigen, ein erneuter Themenwechsel oder das Gegenüber stellte unvermittelt fest, dass sein Cocktailglas leer sei. Denn weder Einzelberater noch große, bekannte Beratungsunternehmen haben in den vergangenen Jahrzehnten im Übermaß zum guten Ruf der Branche beigetragen, eher im Gegenteil. Der Ruf ist nicht der beste. Keine guten Voraussetzungen für die Arbeit nach dem Beruf könnte man meinen. Ich denke, die Mehrzahl der über Berater kursierenden Witze kenne ich – vom Zitronenfalter bis zum Schafe-Zählen. Dennoch kann das Berater-Sein oder einen Berater-Haben ein Segen sein – wenn es hinreichend mit Bescheidenheit und Selbstreflexion gepaart ist. Sternstunden sind es, wenn man ein Projekt mit dem Gefühl abschließt, wirklich etwas vorgebracht zu haben, Sternschnuppen gar, wenn man ein Schreiben erhält, »nochmals vielen Dank für Ihre Unterstützung in den letzten drei Monaten«.

Ich war also mein gesamtes berufliches Leben lang Unternehmensberater, angefangen als Juniorberater, dann Consultant, Senior Consultant, Manager

und so weiter, später Unternehmensgründer, Geschäftsführer, Partner – die ganze Palette. Und schließlich wieder einfach Berater. Einmal Berater – immer Berater: Überall steht man ein wenig neben sich und neben den Dingen. Man beobachtet und fragt sich, warum läuft das so und nicht anders, warum macht wer was und wie? Und dann juckt es einen, Fragen zu stellen, nachzudenken, nachzuhaken, sich zu engagieren. Tätiges Interesse am Umfeld und an den Menschen und Neugier auf die Dinge und Entwicklungen in Politik und Technik um mich herum kennen keinen Ruhestand. So bin ich auch seit über 50 Jahren Mitglied im Verein Deutscher Ingenieure und habe noch selten die VDI-Nachrichten einfach so beiseitegelegt. Jede Ausgabe bringt Nachrichten zu alten und neuen Technologien und Branchen. Ich lese in allen technischen Details, wie sich ein 400m langes Containerschiff verkantet, was für Kräfte an einer 150m hohen Windkraftanlage zerren und in welche Dimensionen Micro-Chips vorstoßen, wie genau neueste Dialyseverfahren funktionieren, was auf der Insel Riems am Friedrich-Loeffler-Institut bei der Seuchenforschung für Sicherheitsschleusen installiert sind und wie die unterschiedlichen Vakzine gegen Covid-19 das Virus angreifen. Ich lese seit mehr als 30 Jahren eine überregionale Zeitung, im Abonnement jetzt nur noch die Freitags- und Wochenendausgaben, für mehr bleibt offensichtlich keine Zeit – zu viel zu tun im Ruhestand. So war und bin ich noch immer recht gut informiert in vielen technischen Fragen und in Gesellschaft und Politik, denke ich. Eine gute Basis für anhaltendes Engagement im Ruhestand.

Ich studierte in den Hochzeiten der Studentenbewegung. Am 2. Juni 1967 war ich zum Schah-Besuch vor der Deutschen Oper – nicht aus politischer Überzeugung, sondern aus gesunder jugendlicher Protesthaltung und aus Neugier. Es war ja nur eine U-Bahnstation von der Technischen Universität entfernt und Freitagnachmittag. Die von der deutschen Polizei geschützten prügelnden »Jubelperser« zu sehen, von dem Tod von Benno Ohnesorge zu hören und über beides am Tag danach in der (Springer-)Presse zu lesen – das veränderte und prägte mein Leben. Ich lernte, Geschriebenes und Gesprochenes – insbesondere, wenn es von der Obrigkeit oder von selbsternannten oder vermeintlichen Experten kommt – stets kritisch zu hinterfragen. Für meine spätere Berufstätigkeit war das sicherlich nicht hinderlich.

Ein erfahrener Berater-Kollege hat mir dazu, als ich 1982 für Jahre nach Brasilien ging, um dort ein Unternehmen aufzubauen, die zehn Gebote für den guten Berater mit auf den Weg gegeben. Sie sind mir bis heute ein guter Leitfaden in vielerlei Lebenslagen. Ich habe sie Jahre später – schon im Unruhestand – für meine Studenten in einem Management-Programm um meine eigenen Erfahrungen erweitert.

Zehn Gebote für den Unternehmensberater ...

1. Sprich mit allen am Projekt beteiligten Organisationen, also allen im Unternehmen.
2. Sprich mit Hans und mit Hänschen.
3. Mache Notizen von allen Gesprächen.
4. Sei geduldig, hartnäckig und freundlich.
5. Sei misstrauisch gegenüber schnell angebotenen Lösungen.
6. Verstehe auch die informellen Strukturen.
7. Bestehe auf die eigene Einsicht in Unterlagen, besonders in die, die gerade anderweitig in Gebrauch seien.
8. Beobachte aufmerksam vom Betreten bis zum Verlassen des Unternehmens – jeden Tag.
9. Schaue hinter jede Tür, insbesondere die verschlossenen.
10. Gehe wiederholt dorthin.

... und was du berücksichtigen musst.

1. Du bist nicht willkommen.
2. Du bist nicht Teil der Organisation.
3. Deine Arbeit kann morgen beendet sein.
4. Deine Empfehlungen landen oft in der Schublade.
5. Du darfst keine Anerkennung für dein Tun erwarten.
6. Der Berater ist immer schuld.
7. Der Berater ist immer zu teuer.

Ich bin mit Herz und Seele und Verstand Protestant. Ich fühle mich für mich selbst verantwortlich, ich frage gern nach – in allem Handeln und Tun. Nicht nur in Glaubensdingen halte ich es also sehr mit Martin Luther.

Ruhestand, Ehrenamt, Engagement, ich tue mich schwer mit diesen Begriffen. *Ruhestand* als Ende der in der Regel angestellten beruflichen Tätigkeit habe ich nicht erlebt. Zwei Mal im Laufe meiner Berufstätigkeit fanden meine Mitgesellschafter und Partnerkollegen, ich sei als Geschäftsführer und Partner zu alt für das Geschäft – sehr einschneidende Erfahrungen. Für mich war es jedes Mal ein Aufbruch in eine neue Lebensphase mit neuen Regeln, Erfahrungen, Erfolgen und Misserfolgen. Eher durch Zufall als durch planvolles Handeln habe ich dabei irgendwann eine neue Berufung gefunden.

Ehrenamt, ich mag den Begriff nicht. Um wessen Ehre geht es denn? Wen ehre ich und wodurch? Oder soll ich geehrt werden? Überhaupt scheint mir der Begriff etwas aus der Zeit gefallen, wenn nicht gar belastet. Zu viel der

Ehre in der Geschichte unseres Landes bis in die jüngere Vergangenheit, wo ein Ex-Bundeskanzler davonkommt damit, sein Ehrenwort gegeben zu haben, und eine hunderte Millionen Parteispende im Dunklen bleibt. Ist das freiwillige und unentgeltliche Tun bei der Schülerzeitung oder im Studentenparlament, die Auswahl und Betreuung von Familien im Schüleraustausch, die Mitwirkung in Elternvertretungen und in der Gemeinde schon Engagement im Sinne von Ehrenamt? Oder bedarf es für ehrenamtliches Tun eines ehrbaren Alters? Wohl kaum, so wie auch Berufung für mich immer auch über den jeweils gerade ausgeübten Beruf hinausweist. Auf jeden Fall bedingt das Tätigwerden im Ehrenamt im landläufigen Verständnis ein unentgeltliches Tun. Oft kann man dabei sehen, dass diejenigen, die im Berufsleben mit Milliarden jongliert haben und mit Millionen vergütet worden sind, im Ruhestand ihre Erfahrung lieber für teures Beraterhonorar anbieten. Zu fern ist ihnen vielleicht die Vorstellung, sich um kleinere Summen zu kümmern und dafür nur Gottes Lohn zu erwerben.

Der nächste Begriff: *Engagement*, gar »Engagement i. R.«. Die im Buchtitel sicherlich bewusst gesetzte Abkürzung »i. R.« spielt mit einer Doppeldeutigkeit, dem Engagement im Ruhestand und dem in den Ruhestand gegangenen Engagement. Letzteres geht für mich gar nicht. Engagement hat keine Altersbeschränkung, kein »best before«-Datum. Engagement ist sichtbar, erlaubt, notwendig und (meist) erwünscht: schon im Kindergarten, dann in der Schule, im Studium, ganz gewiss im Beruf – »hat sich stets bemüht« ist bekanntlich nicht ausreichend – und in Familie und Gesellschaft bis ins hohe Alter.

DAS PROTESTANTISCHE ARBEITSETHOS

Die Nähe von Beruf und Berufung ist ein spezifisch deutsches Phänomen – zu dem wiederum Martin Luther erheblich beigetragen hat. Luther war der Meinung, jeder Christ solle die Bibel selbst lesen, sie selbst auslegen und sich ein eigenes Bild machen können. Deswegen hatte er die Bibel ins Deutsche übersetzt. Verkürzt wurde daraus der Ausdruck »Priestertum aller Gläubigen«. Luther präziserte das dahingehend, dass niemand unter Christinnen und Christen besser oder schlechter oder mehr oder weniger heilig ist als andere, gleich ob Priester oder Laie. Luther wandte sich auch damit gegen die römische Kirche und ihre Hierarchien, in der die Priester durch die Weihe eine besondere Würde verliehen bekommen, in der sie allein berufen seien zu ihrem Tun, von Gott berufen. Luther entwickelte die Überzeugung, dass nicht nur der Dienst in der Kirche, sondern jedwede Zuwendung zu den Men-

schen, jede Arbeit eine Berufung und somit von Gott gewollt sei. Für Luther war jede Mitarbeit an Gottes Schöpfung, jedes Tun, jede Arbeit in sozialer Verantwortung Weltgestaltung und Sinnerfahrung zugleich. In einer der vielen Ausstellungen zum Lutherjahr 2017 in Wittenberg wurde das zu der plakativen Aussage »Luthers Entdeckung des Berufs war eine Revolution« zusammengefasst. Fast alle Besucher sagten, dass ihnen die Bedeutung von Luther auf unser heutiges Berufsverständnis völlig unbekannt gewesen sei. Mir war es das auch. Ich konnte mich darin sehr gut wiederfinden.

Vor und zu Luthers Zeiten wurde unterschieden zwischen denen, die einer Berufung folgten, der *vocatio spiritualis* – das waren die kirchlichen Amts- und Würdenträger –, und allen anderen, die »nur« arbeiteten. Das war erst wenig entfernt von der Sichtweise, dass Arbeit eigentlich nur etwas für Leibeigene oder gar Sklaven ist. In akademischen Kreisen wurde für die weltliche Arbeit dann der Begriff *vocatio externa*, Beruf, entwickelt. Luther führte beides zusammen und stellte geistliches und weltliches Tun auf eine Ebene. Er erhob jedwede Art von Arbeit zu einer gottgewollten Tätigkeit empor und gab ihr damit eine völlig neue Bedeutung und Sinnhaftigkeit. Damit wurde jeder Beruf religiös fundiert, wie der Soziologe und Nationalökonom Max Weber viel später formulierte. Der Spruch »Müßiggang ist aller Laster Anfang«, den wir alle kennen, enthält kaum versteckt die Nähe von weltlicher Arbeit und Religion. Allgemein wird diese Hervorhebung Luthers als Ursprung des protestantischen Arbeitsethos betrachtet, das es bis heute z. B. einem Hannoveraner deutlich schwerer macht, unbekümmert Karneval zu feiern, als bspw. einem Kölner oder Mainzer.

Mit der Emporhebung der Arbeit zu einem gottgewollten Tun, mit dieser religiösen Fundierung bewirkte Luther jedoch noch etwas anderes. Das gottgewollte Tun, die Arbeit, in die wir nach Luthers Auffassung alle von Gott berufen sind, wurde zum Gottesdienst, zu einer Verpflichtung Gott und nicht nur dem Dienstherrn gegenüber – einer Verpflichtung, unser besonderes Bemühen in jeden Handgriff und jede Teilaufgabe zu legen. Das protestantische Arbeitsethos war geboren. Calvin, eine halbe Generation jünger als Luther, hat es in besonderer Weise verfeinert und ausgearbeitet. Beide zusammen haben damit die westliche Welt – und nicht nur die Arbeitswelt – entscheidend geprägt. Für mich steht außer Zweifel, dass das protestantische Arbeitsethos wesentliche Basis der wissenschaftlichen, technologischen und wirtschaftlichen Entwicklung und der Dominanz der westlichen Welt in den vergangenen Jahrhunderten und bis in die heutigen Tage ist.

Besonders poetisch hat Luthers Namensvetter, der Baptistenpfarrer und bedeutende amerikanische Bürgerrechtler Martin Luther King, der 1968 von

einem weißen Rassisten in Memphis, Tennessee, erschossen wurde, die Emporhebung der Arbeit in einer Predigt formuliert: »Wenn Du dazu berufen bist, Straßen zu kehren, dann kehre sie, wie Michelangelo malte, Beethoven komponierte oder Shakespeare dichtete. Kehre die Straße so gut, dass alle im Himmel und auf Erden sagen: ‚Hier lebt ein großartiger Straßenkehrer, der seine Arbeit gut macht!‘«

Dieses Arbeitsethos hatte und hat aber auch eine negative Seite. Der schon erwähnte Max Weber stellte die Verbindung her zwischen der protestantischen Ethik und dem sich im 18. Jahrhundert zuerst in England entwickelnden Kapitalismus und zu Ausbeutung aller Art. Heute kann man getrost noch die Selbstausbeutung hinzufügen. Der Grat zwischen dem protestantischen Arbeitsethos und ungebremsster Betriebsamkeit und Selbstausbeutung ist schmal. Dem ständigen Aktivismus, der ständigen Erreichbarkeit für Arbeitgeber und Kollegen, die wir insbesondere in der neueren Zeit und mit den modernen Medien und in neue Extreme getrieben mit Pandemie und Homeoffice erfahren, hat Gott allerdings schon in der Schöpfungsgeschichte das rechte Maß entgegengestellt. Gott ruhte am siebenten Tage von allen seinen Werken, heißt es im Kapitel 2 des 1. Buch Mose. Gott sei der eigentliche Erfinder der Work-Life-Balance, hörte ich jüngst in einer Predigt zum Thema Arbeit und Muße.

MEIN WEG INS EHRENAMT

Aber wie bin ich nun zum Ehrenamt und schon gar zum Ehrenamt i. R. gekommen, womit man, wie ich postuliere, gar nicht früh genug anfangen kann? Arbeitsethos und Pflichtgefühl habe ich sicherlich qua Elternhaus und unter vier Geschwistern genügend mitbekommen. Bei vier eigenen Kindern und sowohl der Grundschule als auch dem Gymnasium fast in Sichtweite von der eigenen Haustür blieb es nicht aus, sich dort auch als Eltern zu engagieren – je einer von uns beiden Elternteilen übernahm die Elternvertretung in den Klassen von jeweils zwei Kindern. Das schaffte völlig ungewollt Aufmerksamkeit. Als sich die Kinder confirmieren ließen, dehnte sich das schnell auf die Kirchengemeinde aus. Bald fragte der Pfarrer, ob ich nicht für den Gemeindegemeinderat, das Presbyterium, wie es im Westen hieß, kandidieren wolle. Kaum möglich war es, sich der Frage zu entziehen, hatte ich doch Engagement an anderer Stelle gezeigt – und sie schmeichelt ja auch. Da traut einem jemand Beiträge zu an einer Stelle, über die man gar nicht nachgedacht hat. Zu vieles ist ja auf der Agenda in der Mitte des Lebens, Familie, Kinder,

alte oder doch alternde Eltern, Arbeit und Beruf. Ich habe trotzdem »ja« gesagt – und hatte gleich mehr auf dem Teller, als ich erwartet oder mir vorgestellt hatte. Die Gemeinde besaß aus historischen Gründen bestimmte Anteile an einem mittelgroßen diakonischen Werk. Dort musste der Beirat komplett neu besetzt werden. Es hatte Unregelmäßigkeiten gegeben. Die Geschäftsführung musste ausgetauscht werden. Die Altenheime des Werkes waren Stadtgespräch. Fast operatives Handeln des Beirats war gefragt. Zum Glück waren wir hervorragend aufgestellt, ein Rechtsanwalt, ein Unternehmensberater, eine examinierte Pflegekraft, ein aus Jahrzehnten von Erfahrung in kirchlichen Gremien durch wenig zu beunruhigender alter Landwirt aus der Umgebung. So konnten wir in gemeinsamer, intensiver Arbeit das Steuer wenden, die Einrichtungen in ruhiges Fahrwasser bringen und auf die Zukunft ausrichten.

Es war für mich eine hervorragende Schule in (kirchlicher) Gremienarbeit. Vieles, was ich als Unternehmensberater gelernt hatte, war hier natürlich ebenfalls nützlich und weiterführend. Mit manchem eckte ich dezidiert an: nach klaren, regelhaften Abläufen, nach Strukturen und Verantwortlichkeiten zu fragen, nach Leistung und deren Messung und Zuordnung gar, stieß auf Unverständnis und teilweise auch starke Ablehnung. Man war im Geiste des Herrn tätig, hatte und behandelte sich lieb – heute heißt das »wertschätzend«. Das verbot offensichtlich entsprechende konkrete Fragen. Mein kleines protestantisches Über-Ich war geweckt. Es ist bis heute, was kirchliche Organisationen angeht, sehr wach geblieben.

Noch mehr zu kirchennaher Gremienarbeit habe ich in einer evangelischen Bildungseinrichtung, bei der ich 25 Jahre lang in Aufsichtsgremien saß, gelernt. Vorgeschlagen worden war ich nach einem Beratungsauftrag in dieser Organisation, der, so darf ich annehmen, zur Zufriedenheit abgewickelt worden war (einer der seltenen Fälle von wenn auch verstecktem, so doch positivem Feedback). Die Besetzung von Aufsichts- oder Steuerungsgremien von kirchlichen Organisationen verläuft sicherlich nur wenig anders als in der Deutschland-AG, vielleicht nur etwas schlechter. Die Suchenden werden nicht bezahlt und die dringend Gesuchten ebenfalls nicht. Da muss man sich schon sehr auf Idealismus und innere Motivation verlassen. Und das Suchfeld ist enger. Man kennt sich. Der Vorstand eines diakonischen Werks ist im Ehrenamt Mitglied im Rechnungsprüfungsausschuss, die Superintendentin eines Kirchenkreises leitet das Organ, das eine Bildungseinrichtung kontrollieren soll, und Pfarrer überall. Die auswählenden Personen kennen sich vielfach, manchmal schon aus dem Studium, dann aus Predigerseminaren, aus Synoden und Fachkonferenzen landauf, landab. Da geht leicht die not-

wendige kritische Distanz, die Bereitschaft zu harten Fragen verloren. »Aber wir sind doch alle guten Willens«, ist bei ungenügendem Fachwissen nicht ausreichend.

Wie ist es mir ergangen? In den Anfangsjahren war ich sicherlich kein guter Aufsichtsrat. Auf der »Überholspur des Lebens« blieb für die gründliche Vorbereitung von Sitzungen wenig Zeit. Protokolle und Vorlagen – so sie denn in angemessener Qualität bereitstanden – wurden auf dem Weg zur Sitzung studiert. Das hat sich mit den Jahren verändert, die Qualität der Unterlagen wurde besser, die Zeit, sie zu lesen, wuchs mit dem Ende der eigenen Berufstätigkeit. Ein unglücklicher-glücklicher Umstand kam zu Hilfe. Der kaufmännische Leiter der Organisation kam abhanden. Wegen Streitereien auf der Leitungsebene musste der Aufsichtsrat ad hoc operativ eingreifen. Mir wurde die kaufmännische Leitung angetragen, ich kannte die Organisation und ihre Abläufe, war mit den handelnden Personen vertraut und stand altersbedingt sehr kurzfristig zur Verfügung. Interimistisch übernahm ich das Amt (das übergeordnete Mandat ruhte selbstverständlich). Das Interim dauerte schließlich zwei Jahre, Provisorien erweisen sich oft als außerordentlich langlebig.

Der Abstieg in die operative Ebene erwies sich als ein Glücksfall – für die Organisation und für mich persönlich. Mit dem doppelten Blick als (ehemaliger) Aufsichtsrat und nunmehr Verantwortlicher für Strukturen, Abläufe, Personal und vor allem Finanzen sah ich, auf welcher mageren Informationsbasis wir in der Vergangenheit im Aufsichtsrat Entscheidungen getroffen hatten, wie abhängig wir waren von der Zuarbeit und Zuverlässigkeit von Verwaltung und Geschäftsführung – und auch, womit wir uns zufriedengegeben hatten. Ich bin überzeugt davon, dass das in anderen Bereich der Gesellschaft und insbesondere in der Wirtschaft nicht anders ist – trotz teilweise immenser Honorare für Aufsichtsführende. Kaum anders sind die Skandale bei VW und Wirecard oder zweifelhafte Strategieentscheidungen bei vielen anderen Großunternehmen zu erklären. Nur von den Großen erfahren wir ja in der Presse. Mancher wird ähnliche Fälle aus dem persönlichen und gerade auch aus dem kirchlichen Umfeld benennen können. Mein zeitweiliger »Ausflug« in das Tagesgeschäft hat mir die Augen geöffnet und mich bescheiden werden lassen, was wir als Beiräte, Aufsichtsräte, Beisitzer in sonstigen Gremien bis hin zu Gemeindeführungsräten bewirken oder verhindern können – wenn wir bereit sind,

- uns über eine bloße Teilnahme hinaus zu engagieren,
- aussagefähige Unterlagen für die Vorbereitung zu verlangen,
- Entscheidungen zu vertagen, für die keine ausreichenden Unterlagen vorliegen, (vermeintlicher) Zeitdruck hin oder her,

- zumindest stichprobenartig Sachverhalten bis ins kleinste Detail nachzugehen,
- kritische Fragen zu stellen (was ich nicht verstanden habe, haben andere wahrscheinlich auch noch nicht verstanden) und
- unbequem zu sein.

Für mich ganz persönlich hatte mein »Ausflug« in die operative Ebene noch eine weitere Bedeutung. Ich lernte, dass meine berufliche Erfahrung Nutzen stiften kann an Stellen, an die ich bis dato gar nicht gedacht hatte. Entgegen dem bekannten Beraterwitz von der Uhr, wonach der Berater dem Kunden die Uhr wegnimmt und ihm dann für viel Geld sagt, wie spät es ist, hatte ich zwei Jahre lang selbst die Uhr gestellt. Ich hatte nicht nur beraten, ich hatte sehr konkret umgesetzt. Geholfen hat dabei selbstverständlich auch die Lebenserfahrung. Beides zusammen, gepaart mit dem ebenfalls altersbedingten »Losgelöstsein von Karriereerangelnotwendigkeiten« erleichtert die schnelle Akzeptanz in neuen Umfeldern und führt zu einer Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und bei der Entwicklung von Vorschlägen und Entscheidungen, wie es sie im Berufsleben kaum gibt.

Auf dieser Basis habe ich mich seitdem beim Senior Experten Service engagiert und Organisationen und kleinen Unternehmen rund um die Welt in Fragen des Marktzugangs und der internen Organisation unterstützt, ein Ministerium in Äthiopien, die Industrie- und Handelskammer in Cochabamba in Bolivien, kleine Unternehmen in Bulgarien, Jordanien und auch hier in Deutschland. Die Industrie hat schon vor fast 40 Jahren erkannt, dass Alter und Leistung kein Gegensatzpaar sind und dass Wissen und Erfahrung nicht abrupt mit dem damals noch einheitlich 65. Geburtstag verschwinden oder beim Pfortner abgegeben werden. Manche Großunternehmen haben zur Nutzung dieses Potenzials inzwischen sogar eigene Service-Gesellschaften gegründet. Die Evangelische Kirche und die ihr nahestehenden Organisationen als Arbeitgeber von vielen Hunderttausenden von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Deutschland scheinen das noch kaum erkannt zu haben. Sie stehen sich mit ihren eigenen Strukturen im Weg. Der Senior Consulting Service Diakonie, der 2007 von Bernt Renzenbrink, einem pensionierten Leiter diakonischer Einrichtungen in Norddeutschland, zu diesem Zweck ins Leben gerufen wurde, kommt trotz bester Verbindungen in die verfasste Kirche und ihre Organisationen nur langsam voran. Anders als die Industrie hat die Kirche den Schatz, den Wissen und Erfahrung Älterer darstellen, offensichtlich noch nicht entdeckt. Zwar fehlt auf kaum einer Webseite einer kirchlichen Einrichtung die Rubrik »Ehrenamt«. Aber bei genauerem Hinsehen scheint

es oft mehr um die unentgeltliche Übernahme von notwendigen oder wünschenswerten Aufgaben zu gehen.

DAS BEHARRUNGSVERMÖGEN DER KIRCHE UND IHRER EINRICHTUNGEN

Vor einiger Zeit habe ich die Aufgabe eines ehrenamtlichen Rechnungsprüfers im Kirchenkreis übernommen. Zwar kommt mir hier meine Beratervergangenheit scheinbar in idealer Weise zugute, wir kommen in ständig wechselnde Umfelder, wir betrachten die verschiedensten Abläufe und Strukturen, wir schreiben Berichte und sprechen Empfehlungen aus. Aber auch hier gelten leider die zehn Gebote, die mir mein alter Beraterkollege vor fast 40 Jahren mit auf den Weg nach Brasilien gegeben hatte.

Die Kirche, kirchliche Einrichtungen scheinen nicht an Veränderungen interessiert, Impulse von außen scheinen unerwünscht. Das Beharrungsvermögen der bestehenden Strukturen ist unendlich groß. Der Berater in mir, den ich wohl nie abschalten kann, sieht die Strukturen und viele ihrer Leistungen kritisch. An vielen Stellen sitzen Pfarrer, die für Seelsorge und Verkündigung ausgebildet sind, in Positionen, die in vergleichbaren Organisationen von Betriebswirten, Juristen, Sozialwissenschaftlern und anderen Spezialisten ausgeübt werden. Ein ehemaliger Superintendent meinte einmal, mir Unternehmensorganisation und -führung erläutern zu müssen, er wisse, wovon er rede, er habe drei Jahre ein diakonisches Werk geleitet. Die Zusammenarbeit geriet eher unersprißlich.

Auch meine jetzige Arbeit im Gemeindegkirchenrat hellt das Bild nicht grundsätzlich auf. Zwar gibt es Aufgaben, die Freude und Erfüllung bieten, wo Initiative und Kreativität gefragt ist und umgesetzt werden kann. Aber die Eingebundenheit in die administrativen Zwänge der übergeordneten Kirchenstrukturen und -abläufe kommt leicht in die Nähe einer Entmündigung – bei gleichzeitiger vollständiger Einsicht in die Unzulänglichkeiten und Mängel ebendieser Strukturen. Aus der Arbeit als Rechnungsprüfer weiß ich sehr wohl, dass es Gemeinden gibt, die von diesen Strukturen abhängen, die ohne sie nicht überleben könnten. Die Gleichbehandlung oder Gleichmacherei scheint mir allerdings keine gute Lösung zu sein. Sie ist leistungsfeindlich und fördert geradezu die Bequemlichkeit. Leicht könnte ich bessere Lösungen formulieren. Aber daran scheint kaum jemand interessiert zu sein.

Warum tue ich mir das Ganze also an? Ich komme noch einmal auf Martin Luther zurück. Für mich beinhaltet Luthers Sichtweise von Beruf und Beru-

fung noch eine weitere Bedeutung. Berufen im Sinne von aufgefordert sind wir nicht nur dazu, unsere Arbeit gut zu tun. Aufgefordert und auch verpflichtet fühle ich mich darüber hinaus dazu, meine Fähigkeiten – das, was mir mitgegeben ist auf diese Welt, und das, was ich erlernt und mir erworben habe – einzusetzen in dieser Welt und für diese Welt. Diese Verpflichtung kennt keine Altersbegrenzung. Das Spektrum dessen, was ich geben kann, kennt wenig Grenzen. Engagement kennt kein Alter und schon gar keinen Ruhestand – also Ehrenamt auch nicht. Sollten wir Paragraphen wie »Zu Mitgliedern des (Name des Gremiums beliebig einzusetzen) können Personen gewählt werden, die zum Zeitpunkt der Wahl das 75. Lebensjahr noch nicht vollendet haben.« in Satzungen von kirchlichen Einrichtungen schreiben resp. belassen – weil man ja traditionell mit 65 Jahren pensioniert wurde? Danach durfte man sich noch zehn bis 15 Jahre (inkl. der letztmöglichen Wahlperiode) – ehrenamtlich natürlich – höheren Orts tummeln. Wie passt das zu dem Satz »70 ist das neue 50«, der uns von Sozialwissenschaftlern und Medizinern bestätigt wird? Ich erinnere mich an die Diskussion um die Einfügung eines solchen Paragraphen. Rückblickend schien sie mir getragen von der Angst vor dem – damals sicherlich weit überwiegend noch – störrischen alten Mann, der sich für unersetzlich hielt und dem die Einsicht fehlte, dass nicht mehr alle seine Beiträge weiterführend waren. Es war aus meiner Sicht ein Entgegenkommen der Feigheit des Vorsitzenden oder der Vorsitzenden gegenüber, einem ergrauten Gremienmitglied zu sagen, dass man sich nun mit Ablauf der Wahlperiode sehr freundlich für die intensive Mitarbeit und gute Zusammenarbeit bedanke, was ja auch spätestens alle vier Jahre gegenüber anderen Gremienmitgliedern, deren Beiträge nicht den Erwartungen entsprechen, möglich ist – und viel zu wenig ausgeübt wird. Ich schreibe das nicht, weil ich vor kurzem 75 geworden bin. Dem oben erwähnten Gremium hatte ich bereits im vergangenen Jahr mitgeteilt, ausscheiden zu wollen. Gott möge mir die Weisheit erhalten, das auch bei meinem noch andauernden ehrenamtlichen Tun rechtzeitig zu gestalten.

»DEM ZUFALL EINE CHANCE GEBEN«

Warum tue ich mir also immer noch Ehrenämter, Aufgaben außer Hauses an? Wissenschaftliche Studien bestätigen, dass eine Beschäftigung das Leben verlängert. »Wer rastet, der rostet«, sagt der Volksmund. Nun »rosten« wir mit zunehmendem Alter unausweichlich. Aber ein wenig Rostschutz kann nicht schaden. Wenn also im Kindergarten Weihnachtsgeschichten vorgelesen

werden sollen, lese ich vor. Wenn Essen an Hungrige auszuteilen ist, teile ich Essen aus. Wenn im Chor eine Stimme fehlt, singe ich. Wenn sich Gemeinden zusammenschließen wollen oder müssen, stehe ich als Moderator mit meiner sehr konkreten Berufserfahrung zur Verfügung und trage bei, was ich beitragen kann. Wenn die Gemeindefinanzen zu prüfen, zu ordnen und für andere nachvollziehbar darzustellen sind, engagiere ich mich und entwickle entsprechende Excel-Tabellen. Die Liste möglichen Tuns ist unbegrenzt. Man muss die Liste nur suchen. Selten kommt die Arbeit von allein auf einen zu, so wie auch in meinem Berufsleben kaum je ein Kunde mit einem Auftrag gedroht hat. Da musste ich schon selbst für mich und das ganze Unternehmen hinterherlaufen.

So ist es auch mit Ehrenamt und Engagement im Alter. Die Aufgaben liegen auf der Straße. Wir müssen sie allerdings suchen und finden. Sie werden nicht von allein zu uns kommen. Der eine oder die andere wird sich an das wunderbare Buch von Friedrich K. Waechter »Natürlich guckt wieder kein Schwein« erinnern, wo die Gans einen wunderbaren Handstand auf dem Sandhaufen macht – und nur ein kleines Schweinchen bewundernd zuguckt. Der Handstand allein tut es nicht, wir müssen schon auf die Menschen zugehen. »Dem Zufall eine Chance geben«, hieß mein Motto bei der Akquisition von Aufträgen. Akquisition war Jahrzehnte lang meine berufliche Hauptaufgabe. Akquirieren muss jeder auch für sein Tun im Alter. Wir müssen bekannt machen, dass wir zu Engagement bereit sind. Vorher sollten wir uns darüber im Klaren sein, was wir tun wollen und können. Dabei sollten wir offen sein für Neues. Und bescheiden sollten wir sein, wir sollten nicht plötzlich doch noch die große Karriere erwarten, die ultimative Selbstverwirklichung. Sonst versperren wir uns den Blick und die Möglichkeiten auf ganz neue Arbeitsfelder und Erfahrungen. Aus dem Partner mit weltweiter Verantwortung in einem globalen Dienstleistungskonzern mit Milliardenumsätzen und um die 150.000 Mitarbeitern wurde so in meinem Falle der interimistische Verwaltungsleiter einer kirchlichen Organisation mit 20 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern am Rande des Sauerlands. Seit September 2020 begleite ich, auf ähnlich verschlungenen Wegen zustande gekommen, ein kleines Textilunternehmen mitten durch die große Corona-Pandemie, die für sehr viele kleine und mittelständische Unternehmen eine wirtschaftliche Überlebenskrise ist, trotz aller Milliardenhilfen, von denen wir in den Nachrichten hören. Es ist nicht nur das Tun, das nicht rosten lässt, es sind auch die Einsichten in und die Teilnahme und Teilhabe an solchen gesellschaftlichen Prozessen.

Am Anfang kann also eine Selbstanalyse und ein Brainstorming stehen, was kann ich, was will ich, wen kenne ich. Und dann kommt: »spread the

news«, verbreite die gute Nachricht. Ich denke, wir alle sind auch im Alter Berufene. Luthers oder Gottes Berufung hört nie auf, sie ist ein Geschenk. Wir sind unser Leben lang berufen, gerufen, unseren Beitrag zu leisten zur Gestaltung und Bewahrung der Schöpfung, jeder an seinem Ort und zu seiner Zeit, für die Welt, für unser Land, für unsere Gemeinde, für unsere Nächsten und für uns selbst.

Alfred Iwainsky

EHRENAMTLICHES ENGAGEMENT IN GESELLSCHAFTLICHER KRISE UND PERSÖNLICHEM UMBRUCH

Alfred Iwainsky war in der Wendezeit Vizedirektor des Zentralinstituts für Kybernetik und Informationsprozesse der Akademie der Wissenschaften und ab 1990 u. a. Vorsitzender des Vorstandes der Gesellschaft zur Förderung angewandter Informatik.

FRÜHE EINFLÜSSE UND MOTIVATIONEN

Ausbildung, Arbeitszeit mit viel Dynamik, Vorfreude auf die Rente, der Genuss derselben mit ehrenamtlicher Tätigkeit als Salz in der Suppe – wie viele Leben entsprechen diesem Ablauf? Ich weiß es nicht. Bei mir war es anders.

Im Alter von fünf Jahren habe ich in einem Potsdamer Kino den Dokumentarfilm »Von Marokko zum Kilimandscharo« auf Grundlage der Weltreise der beiden Tschechen *J. Hanzelka* und *M. Zigmund* im Jahr 1947 gesehen. Was mich besonders beeindruckte: Der PKW Tatra 87 mit seinem Windleitblech auf dem langgezogenen Heck, die Fahrten durch die Wüste und der Kontakt der beiden Tschechen mit Vertretern fremder Völker. Mein Großvater war damals Zigarrenraucher. Aus dem Holz der Zigarrenkästchen fertigte ich mit Hilfe einer Laubsäge Einzelteile für mein erstes großes Projekt: ein eigenes, selbstgebautes Auto für meine eigenen »Naturforschungen«. Anregung, eigene Motivation, ein geliebtes Werkzeug und das dazu passende Material – die wichtigsten Bestandteile für einen schönen Traum waren bei einander.

Eine andere Erinnerung aus den ersten fünf Jahren meines Lebens: Ich stehe nur wenige Hundert Meter von unserer Wohnung entfernt an der Ausfahrt der Feuerwehr. Ein rotes Garant-Fahrzeug rast mit Blaulicht an mir vorbei auf die Straße. Ich sehe die Feuerwehrleute. Sie sind noch damit beschäftigt, sich ihre Helme aufzusetzen und zu befestigen. Jede Minute zählt! Mag sein, dass dieses kurze, aber intensive Kindheitserlebnis meine anhaltende Bewunderung für Helfer in der Not geprägt hat.

Während der Schulzeit unter DDR-Bedingungen gab es eine Phase, in der ich täglich zwei Stunden Weg zu einer Schule mit einer Mathematik-Spezialklasse und wieder zurück absolvierte. Die nachhaltige Prägung war weniger der eigentliche Mathematik-Unterricht unseres Klassenlehrers als vielmehr das Fach *Praktische Mathematik* mit zugehörigem Praktikum, in meinem Fall im Rechenzentrum der Deutschen Reichsbahn. Dort hatte ich manchmal Nachtdienst. Ich musste z. B. Lochkarten »manipulieren« und auf den »Großrechner« ZRA-1 aus Jena aufpassen. Der erledigte u. a. Gehaltsabrechnungen. War ich stolz, wenn ich am frühen, noch nächtlichen Morgen über den Berliner Alexanderplatz schlenderte! Ohne mich hätten die Reichsbahner kein Gehalt bekommen. Aber es gab natürlich auch Schattenseiten ideologischer Beeinflussungen in dieser Schule. Unvergesslich eine Biologie-Stunde, in der der Lehrer plötzlich zum Fenster schaute und bei Sonnenschein behauptete, es würde regnen. Als wir Schüler uns hinreichend überrascht und damit auch aufmerksam zeigten, schwadronierte er über die Logik der Jesuiten. Wen er damit überzeugen oder auch nur ärgern wollte, weiß ich nicht.

Es hätte nahegelegen, Mathematik zu studieren, aber ich entschied mich für Physik: Ich wollte nicht nur im Abstrakten bleiben, sondern etwas mit der Natur zu tun haben, jedoch kein Blut sehen, keine Frösche aufschneiden und nichts Stinkendes und Explosives zusammenbrauen müssen. Die Wahl war gut für mich. Was für eine neue Welt! Experimentalphysik, Elektrodynamik, Quantentheorie, Relativitätstheorie, Kosmologie. Dazu aber auch ungeliebte Indoktrinationen im gesellschaftlich-politischen Bereich. In der Berliner Staatsbibliothek vom Nachmittag bis in die abendliche Dunkelheit in *Lenins* Empiriekritizismus zu lesen, war durchaus interessant. Aber nur, solange man sich dazu ungestört seine eigenen Gedanken machen konnte. Sobald man sich bei von Lenin attackierten »Renegaten« selbst ein Bild machen wollte, endete der Weg der Erkenntnis oft vor dem »Giftschrank« unerwünschter und damit auch schwer zugänglicher Literatur. Einem einzelnen Studenten den Zugang zu bestimmten Büchern zu verweigern, hat natürlich den Prozess der gesellschaftlichen Entwicklung in Richtung Kommunismus praktisch nicht beeinflusst. Aber die millionenfachen Nadelstiche gegen Menschen mit selbstständigem Denken und gegen deren Eigeninitiativen war letztlich einer der Sargnägel für die DDR.

Ein für mich bedeutendes intellektuelles Gegengewicht stellte seinerzeit mein recht regelmäßiger Besuch der Katholischen Studentengemeinde dar. Stunden von Horizonterweiterungen. Während des Prager Frühlings

hielt hier der tschechoslowakische Reform-Marxist *Milan Machovec*, der Jahre später das Buch »Jesus für Atheisten«¹ geschrieben hat, einen Vortrag. Ein anderes Beispiel: Zur Predigt in einem Gottesdienst trat ein Jesuit (Gast der Studentengemeinde) ans Mikrofon, um die Gemeinde mit den Worten »die Ratten sind schuld« anzureden. Über »Die Pest« von *Albert Camus* kam er (mit Respekt!) auf den Existenzialismus und lieferte mir Gründe für einen illegalen Buchimport aus Westberlin mit Hilfe meiner katholischen Großmutter. In »Der Fremde« hat mich die Wortkombination »zärtliche Gleichgültigkeit der Welt«² im Laufe meines Lebens immer wieder berührt. Ein kompakt formulierter Kontrapunkt zur Sicht des Christentums auf individuelle Verantwortung, Schuld, Sühne, Vergebung und Erlösung. Gegen Ende des Studiums erreichte mich eine attraktive Anregung aus einem Freundeskreis evangelischer Christen: Komm mit nach Nowa Huta bei Krakow! In dieser ersten sozialistischen Stadt Polens wird nach langen und intensiven Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche ein katholisches Gotteshaus aufgebaut. Man sucht nach freiwilligen Helfern. Ich schloss mich an. Die Aktivitäten liefen über die »Aktion Sühnezeichen«. Vor Ort war noch nicht viel geschehen, die Baustelle über ihre Einrichtung kaum hinausgekommen. Ich hatte die Aufgabe, Baumstämme zu entrinden. Nach einiger Zeit reagierte mein Körper allergisch, ich musste im Virchowklinikum in Berlin-Buch sechs Wochen stationär behandelt werden.

Über die kurze Zeit in Nowa Huta hinaus habe ich mich in meiner Jugend in unbezahlter, freiwilliger Arbeit in Berlin-Wilhelmshagen betätigt. Da gab (und gibt) es den Ulmenhof der Stephanus-Werkstätten, eine Heimstatt für Kinder und Jugendliche mit Behinderungen. Ohne irgendeine pädagogische Ausbildung zu haben, wurde ich einer Gruppe von Mädchen und Jungen mit kognitiven Einschränkungen zugeordnet. Unvergesslich ist folgende Episode: Einige Kinder fingen an zu singen und luden mich zum Einstimmen ein. Sie merkten schnell, dass ich unmusikalisch war und Hemmungen hatte. Da griffen einige meine Hände und ein wilder Gruppentanz mit viel Gelächter begann. Ich kann mich nicht erinnern, was ich damals eigentlich geleistet habe (ich glaube Kartoffelschalen gehörte dazu), aber immerhin war ich Anlass für große Fröhlichkeit, ohne dass ich

¹ Milan Machovec: *Jesus für Atheisten*. Mit einem Geleitwort von Helmut Gollwitzer, Stuttgart/Berlin 1972.

² Albert Camus: *Der Fremde*. Reinbeck 1969, 121.

mich ausgelacht fühlte. Überhaupt nicht! Vielmehr einbezogen in gute, überschwängliche Stimmung. Der mutige Kämpfer gegen Euthanasie in der Zeit des Nationalsozialismus, der »Löwe von Münster«, war mir wohl damals schon ein Begriff, aber erst viel später habe ich mehr über ihn erfahren.

Eigentlich war ich gut vorbereitet auf die Zeit des Berufslebens, hatte erste Erfahrungen in ehrenamtlichem Engagement gesammelt und verfügte über ökumenisch orientierte Verwurzelungen in beiden großen Kirchen. Natürlich war damit auch Konfliktpotenzial für die weitere Zukunft in der DDR vorhanden. Aber Probleme und ihre Lösungen entwickelten sich ganz anders als ich bei Berufseintritt vorausahnte.

DIENSTLICHER ALLTAG, KATASTROPHE UND NEUBEGINN

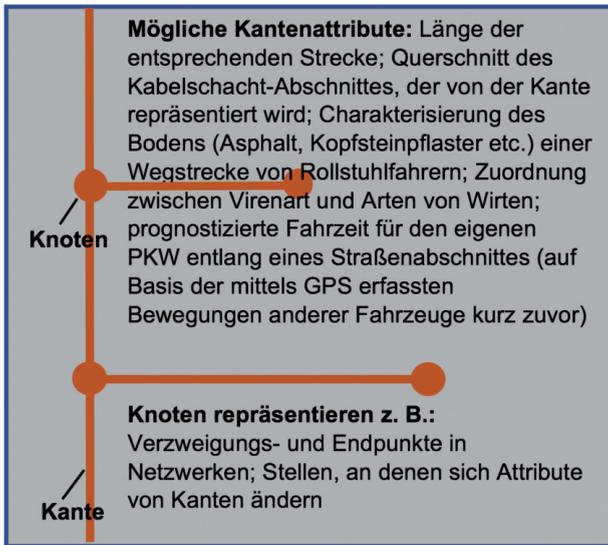
Die erste Phase meines Berufslebens verlief in der Kosmosforschung in der Akademie der Wissenschaften der DDR. Das klingt gewaltig, war aber wenig spektakulär. Mein mathematischer Hintergrund wurde gebraucht, mein physikalischer kaum. Das hatte ich zwar so nicht erwartet, aber ich passte mich an. Es war ein Weg, der mich wieder direkt an Großrechentchnik führte. Diesmal war es kein DDR-Computer, sondern ein wesentlich leistungsfähigerer sowjetischer. Meine Entwicklungen mathematischer Algorithmen und entsprechender EDV-Programme endeten immer im Vorraum der BESM-6-Technik in Berlin-Adlershof, wo ich meine Lochkarten abgeben musste, um (manchmal Stunden) später die Ergebnisse der Rechnungen auf beidseitig gelochtem Druckerpapier entgegenzunehmen. »Closed Job-Betrieb« nannte sich das. Ich kam an den Großrechner gar nicht heran, im Gegensatz zu meinen Praktika bei der Deutschen Reichsbahn. Inhaltlich beschäftigte ich mich u. a. mit Datenkompression mit dem Ziel, über eine Kommunikationsstrecke (z. B. von einem Satelliten zu einer Erdstation) mehr Informationen übertragen zu können. Bei einem Workshop in Moskau im Rahmen des Interkosmos-Programms reagierte ein hochrangiger sowjetischer Wissenschaftler auf meinen Vortrag mit den Worten: »Kompression von Daten – das ist reinster Zirkus«. Nicht Thema verfehlt, sondern Thema falsch gewählt, das war seine Meinung. Er glaubte, dass Entwicklungen im Bereich der Basistechnik für Kommunikation solche »Klimmzüge« wie Datenkompression überflüssig machen würden.

Großartige Entwicklungen außerhalb von Datenkompression hat es in der Kommunikationstechnik zwar gegeben, aber gleichzeitig wurde der Be-

darf an Kommunikation immer größer. Unsere Arbeiten an der DDR-Akademie waren also doch nicht sinnlos. Dies war meine erste Erfahrung als junger Wissenschaftler, dass technische Möglichkeiten und entsprechende Bedarfe oft einen Wettlauf veranstalten. Mittlerweile ist dies eine Alltagserfahrung: Das neue Smartphone übernimmt problemlos alle Daten, Fotos, Videos des eigenen Bestandes, und umfangreiche Ressourcen bleiben zunächst ungenutzt. Aber warte nur! Bald reichen die Kapazitäten für Deine gewachsenen Bedürfnisse auch bei diesem Gerät nicht mehr aus!

Insgesamt war ich in den ersten zehn Jahren meines Berufslebens ziemlich glücklich mit meiner Arbeit. Auch die große Sorge, die mich immer begleitet hatte, war wohl unberechtigt: Zumindest in meiner Wahrnehmung ging es nicht um Entwicklungen, die ethisch nicht vertretbar waren. Ich wurde z. B. nicht in militärische Forschung hineingezogen. Dennoch habe ich das Akademie-Institut gewechselt, weil mir die Arbeit am Institut für Kosmosforschung zu eintönig wurde. In den nächsten zehn Jahren baute ich einen Forschungsbereich am Zentralinstitut für Kybernetik und Informationsprozesse (wie altmodisch sich dies heute anhört!) auf, der sich der Anwendung von Informatik bzw. Computertechnik in der Industrie und anderen Bereichen widmete. Die besondere Herausforderung bestand darin, dass trotz z. T. veralteter technischer Basis ein gewisser wissenschaftlicher Anspruch bestand. Themenschwerpunkte waren u. a. Computer-Aided Design (CAD), Computer-Aided Manufacturing, Computergrafik, Prozessautomatisierung und die Planung bzw. Optimierung technischer (kabelbasierter) Netzwerke. Letzteres war mein persönliches Lieblingsthema. Ich lernte neue mathematische Werkzeuge und Methoden kennen, die mich bis heute begleiten: Graphen und Graphentheorie.

Bei meiner damaligen Arbeit zu Kabelnetz-Optimierungen hatten mit Graphen nur Fachleute zu tun, heute indirekt fast jeder KFZ-Fahrer. Kein Navigationssystem kann ohne Graphen als digitale Modelle auskommen. Nach der Wende konnte ich mich an der Schnittstelle zwischen Technik und Sozialem wieder mit Graphen beschäftigen.



Ein Graph besitzt zwei Elemente: Knoten und Kanten. Ein Knoten ist die Abstraktion von etwas eng Begrenztem, z. B. eines Verzweigungs- oder Endpunktes eines Kabelschachtnetzes. Eine Kante verbindet zwei Knoten. Knoten und Kanten können in flexibler Weise durch Attribute charakterisiert werden (im Fall einer Kante z. B. die Länge der entsprechenden Verbindung in der Realität).

Relativ spät in diesen zehn Jahren tauchte dann der mit großen Ambitionen behaftete Begriff Computer-Integrated Manufacturing (CIM) auf, mit ähnlichem Getöse wie heute Industrie 4.0. Vieles holperte damals, es gab jedoch auch Freude und Erfolg bei der Arbeit. Aber irgendwie gehörten wir zu denen, die nach Spitzenleistungen unter der unausgesprochenen Prämisse »koste es, was es wolle« strebten und indirekt auch dazu aufgefordert waren.

Im Mai 1989 flog ich nach Peking, um Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit der dortigen Akademie in Bereichen der Informatik zu sondieren. Gemeinsam mit *Michael May* erlebte ich mit großem Erstaunen die damaligen Großdemonstrationen. Ich habe nicht vergessen, was ich damals dachte: »Hier entwickelt sich eine neue Gesellschaft – in der DDR wird aber gar nichts geschehen, auf keinen Fall wird es so etwas wie in Peking geben.« Welch doppelter Irrtum! Während des Rückfluges nach Berlin fand auf dem Platz des Himmlischen Friedens der entscheidende Schlag gegen die Demonstrationen statt. Und in der DDR hatten die ersten gerade begonnen.

Es folgten dramatische Monate mit historischen Ereignissen. Für die DDR kam das Ende, die Katastrophe. Für die Akademie der Wissenschaften ein

gutes Jahr später auch – und für meine dortige Anstellung, die zwei Jahrzehnte vollkommen sicher gewesen war.

Und was spielte sich außerhalb meines Berufslebens ab? Aus der DDR heraus konnte man nicht einfach mal eine Tour von Marokko zum Kilimandscharo planen. Aber es gab auch im erreichbaren Raum genügend Schönes und Interessantes. Wir reisten viel, zunächst als Paar und später meist mit beiden Söhnen Thomas und Philipp. Meine Frau Renate und ihre Familie öffneten mir Wege zu Erfahrungen und Inspirationen außerhalb von Technik und Naturwissenschaft. Renates jüdischer Großvater *Hugo Streisand* war ein seinerzeit über die Landesgrenzen hinaus bekannter Antiquar. Seine kleine, tapfere Frau, eine strenge evangelische Christin, rettete ihm während des Holocaust das Leben. Sie war bei der Menschenansammlung Ende Februar/Anfang März 1943 in der Berliner Rosenstraße dabei. Nach dem natürlichen Tod ihres Mannes führte sie das »Antiquariat Hugo Streisand« unter immer schwieriger werdenden Bedingungen weiter. Meine Schwiegermutter, die Schauspielerin und Regieassistentin *Ellis Heiden*, rettete dem Sohn der alten Streisands, *Joachim Streisand*, das Leben, indem sie mutig und pfiffig dessen vorübergehenden »Freigang« aus einem Lager der Organisation Todt einfädelt. Dorthin kehrte er nicht zurück. Eine Roma versteckte ihn in einem Berliner Schrebergarten. *Lea Streisand*, die Tochter meiner Schwägerin Marianne, Theaterwissenschaftlerin, hat vieles davon in einem Roman verarbeitet.³ Joachim wurde später in der DDR Historiker, Renate Germanistin und Anglistin. Unvergessen sind viele Sonntage im Familienkreis mit gutem Essen und kontroversen Diskussionen mit breitem Wissens- und Erfahrungshintergrund. Unsere Berufe und die Familie füllten uns aus. Angst vor Arbeitslosigkeit mussten weder meine Frau Renate noch ich haben, aber die Furcht vor einem Karriereknick saß zumindest mir immer im Nacken. Schon eine Verlängerung meines Studiums durch ein Forschungsstudium mit Promotion war mir wegen meines fehlenden gesellschaftlichen Engagements, u. a. durch »Parteilosigkeit« zum Ausdruck gebracht, nicht bewilligt worden – trotz guter Leistungen, hatte ich doch bereits zweimal den Fichte-Preis der Humboldt-Universität verliehen bekommen, einmal in einem größeren Team und einmal für die gemeinsame Diplomarbeit mit *Thomas Richter*. Letztlich hat mir das nicht geschadet, aber es war eine Machtdemonstration von staatlicher Seite.

Eine so starke Beziehung zum Christentum wie in der Zeit meiner Kindheit und Studentenzeit hatte ich unterdessen nicht mehr. Zwar gehörten un-

³ Lea Streisand: Im Sommer wieder Fahrrad, Berlin 2016.

sere Söhne und ich einer lokalen Gemeinde an, aber nach den Feiern zur Erstkommunion erodierte unser religiöses Leben. Es war ein schleichender Prozess, eine weitgehende Entwöhnung und Entwurzelung von jeder Art Gemeindeleben.

Insgesamt hatten wir in den noch relativ stabilen Zeiten der DDR in der Familie viel »Lebensfülle« (um mit *Thomas Mann* zu sprechen). Nur eines gab es nicht: Zeit für ehrenamtliche Betätigungen. Wir dachten nicht einmal über solche Möglichkeiten nach.

In der Wendezeit änderte sich die Situation gravierend. Vor allem die Evangelische Kirche in der DDR wurde in Teilen ein institutioneller Schirm über oppositionellen politischen Gruppen. Wir waren zwar nur Zaungäste bei diesem Prozess, aber immerhin wir waren zuweilen dabei, z. B. bei Andachten und Gottesdiensten in der Berliner Gethsemane-Kirche. Kurz vor dem Eintritt des großen Umbruchs spürten wir ihn kommen. Akute Lust auf Freiheit zog in unseren Alltag ein. Das galt für Gespräche und Aktivitäten. Es wurde sogar kurz diskutiert, über Ungarn die DDR zu verlassen. Gut, dass wir etwas langsam in unseren familiären Entscheidungsprozessen waren. Ungarn wäre damals ein gewaltiger, aber letztlich unnötiger Umweg gewesen. Die ihn gegangen sind, haben anderen, auch uns, den Weg in eine neue Gesellschaft geebnet.

Angesichts einer Gesellschaft im Umbruch und mit hohen Anforderungen an Flexibilität und Mobilität sah ich auch für mich eine Zeit großer Dynamik anbrechen. Am 1. Juni 1990 – also bereits 19 Monate vor dem Ende der Akademie – gründete ich gemeinsam mit anderen Wissenschaftlern aus meinem Umfeld ohne jeden »Segen von denen da oben« eine außeruniversitäre Forschungseinrichtung in Form eines eingetragenen Vereins, die Gesellschaft zur Förderung angewandter Informatik e. V. (GFaI), und wurde zum ehrenamtlichen Vorstandsvorsitzenden gewählt. Ein Jahr lang war ich weitgehend allein mit meinem Engagement für die GFaI. Erst bestand es aus der üblichen »Vereinsmeierei«, aber nach etwa sechs Monaten öffneten sich plötzlich Chancen. Bei einem Kontakt mit dem damaligen (ebenfalls ehrenamtlichen) Präsidenten der seit 1954 bestehenden Arbeitsgemeinschaft industrieller Forschungsvereinigungen e. V. (AiF), *Otto Schiele*, fragte ich nach finanziellen Mitteln der AiF für die neu gegründete außeruniversitäre Forschungseinrichtung GFaI. Die Ablehnung kam prompt: Mittel für die Finanzierung von Instituten stünden gar nicht zur Verfügung. Aber Schiele verstand etwas von Chancen und Risiken. Er bot mir sofort eine Alternative an: Die GFaI könnte ja institutionelles Mitglied der AiF werden – das wäre ein gut sichtbarer Akt der Integration der GFaI in die sich gerade ändernde gesamtdeutsche For-

schungslandschaft. Allerdings müsse die GFaI dafür ein paar Bedingungen erfüllen. Erst stand ich da wie ein »begossener Pudel«, las dann natürlich diese Bedingungen und stellte fest, dass eine von ihnen fast unerfüllbar erschien. Jedes Mitglied der AiF muss eigene institutionelle Mitglieder, vor allem aus dem deutschen Mittelstand, nachweisen. Wir hatten bisher nur Personenmitglieder, und die Gewinnung von Unternehmen schien in diesen Umbruchzeiten völlig aussichtslos. Plakativ ausgedrückt: In der Forschungslandschaft der neuen Bundesländer herrschte Chaos und in den alten Ländern kannte man uns kaum. Dennoch: Einen Versuch schien es mir wert.

Nie zuvor in meinem Leben hatte ich so viele Klinken geputzt wie im Frühjahr 1991. Für meine eigene berufliche Zukunft über das Ende der Akademie der Wissenschaften am 31. 12. 1991 hinaus und für die Rettung kollektiver Kompetenzen aus der alten Akademie der Wissenschaften habe ich alles auf eine Karte gesetzt. Die GFaI sollte gedeihen und sich (bezahlte) Mitarbeiter leisten können. Es funktionierte, ich konnte genügend institutionelle Mitglieder gewinnen und einen guten Antrag auf Aufnahme in die AiF stellen. Fast auf den Tag genau ein Jahr nach ihrer Gründungsversammlung wurde die GFaI während der Jahreshauptversammlung der AiF in diese aufgenommen. *Gerd Stanke* hatte eine Beschreibung eines wissenschaftlichen Projektes zur automatisierten Analyse von Bauteilen aus Faserverbundwerkstoffen bereits in der Schublade, ein Antrag auf finanzielle Förderung im Rahmen der industriellen Gemeinschaftsforschung der AiF wurde gestellt und zügig bewilligt. Ein entscheidendes Ziel war erreicht: Auf Basis verfügbarer Finanzmittel konnte Personal angestellt und mit anspruchsvoller Forschung und Entwicklung (FuE) begonnen werden. Ein ehrenamtlicher Vorstand als einziges Leitungs- und Management-Gremium reichte nun nicht mehr. Ein angestellter Geschäftsführer wurde gesucht und gefunden: *Hagen Tiedtke* verband in herausragender Weise Engagement für die Institution und deren FuE-Initiativen, umsichtiges Finanzmanagement und soziale Kompetenz mit viel Empathie für den Einzelnen – eine Kombination, die nach meiner Erfahrung immer seltener wird.

Durch Motivation und Einsatz einer ganzen Reihe großartiger Persönlichkeiten entwickelte sich die GFaI weiterhin erfreulich gut. Etwa ein Jahrzehnt war mein Vorstandsvorsitz meine erste ehrenamtliche Tätigkeit innerhalb meines Berufslebens. Eng verbunden mit meiner Arbeit für die GFaI ist die ehrenamtliche Funktion als Gutachter für FuE-Projekte der industriellen Gemeinschaftsforschung im Rahmen der AiF, die ich seit vielen Jahren mit einigen zeitlichen Unterbrechungen bis heute ausübe. Nicht erst nach Eintritt ins Rentenalter, sondern in den sogenannten »besten Jahren« fand dieses eh-

renamtliche Engagement statt. Letzte Ursache und Motivation war nichts Geringeres als eine Staatskatastrophe, auf die viele im Osten Deutschlands mit kollektiven Eigeninitiativen reagierten. Insgesamt hatte ich die Wahlfunktion des Vorstandsvorsitzenden der GFaI 27 Jahre inne und noch heute, längst im Ruhestand, bin ich Mitglied der GFaI und der stellvertretende Vorstandsvorsitzende. Es ist alles ganz anders gekommen, als ich erwartet hatte. Etwa dreimal so lang wie dem Kosmos-Forschungsinstitut der ehemaligen Akademie bin ich der GFaI beruflich verbunden, seit Mitte 2020 wieder ausschließlich ehrenamtlich.

BÜNDELUNG VON KOMPETENZEN MITTELSTÄNDISCHER UNTERNEHMEN

Im Jahr 2002 gab es eine große Bereicherung in meinem Berufsleben. Das Programm Netzwerkmanagement-Ost (NEMO) wurde vom Bundesministerium für Wirtschaft und Technologie (BMWi) etabliert, und ich beteiligte mich sofort daran. Ich stellte einen Antrag auf finanzielle Förderung eines zuvor aufgebauten Netzwerkes von mittelständischen Unternehmen zu Themen innerhalb des weiten Feldes Facility Management. Das Programm war damals noch so klein und auch so außergewöhnlich, dass der Bundesminister persönlich die Bewilligungsbescheide in Form von Sieger-Urkunden an die Netzwerkmanager überreichte. Auch ich erhielt eine. Das war der Beginn einer langjährigen Tätigkeit in diesem Programm, das zunächst auf die neuen Bundesländer fokussiert war und später auf ganz Deutschland ausgedehnt wurde. Es handelte sich zwar nicht um eine ehrenamtliche Tätigkeit, aber ich strebte erstmalig in meinem Leben umfangreiche Forschung und Entwicklung an der Schnittstelle zwischen Technik und Sozialem an. Die wichtigsten Aktivitäten im Rahmen »meiner« Netzwerke bestanden in der Initiierung und Organisation kooperativer FuE-Projekte bei Bündelung der im Netzwerk verteilten Kompetenzen. Dazu kamen vielfältige Veranstaltungen. Eine ragte bereits im ersten Netzwerkprojekt heraus: Es war der 5. Workshop »Prozessintegration durch CAFM. Facility Management und eine Berliner Kirche«, der am 16. Juni 2005 in der Heilig-Kreuz-Kirche an der Zossener Straße in Berlin stattfand. Diese riesige evangelische Kirche war in der Kaiserzeit für eine im Rahmen der Industrialisierung wachsende Großgemeinde gebaut worden. Nach einem langanhaltenden Prozess der Zuwanderung von Gastarbeitern und ihrer Familien aus der Türkei ging die Nutzung des Kirchenbaus für christliche Gottesdienste dramatisch zurück. Das Ergebnis eines erfolgreichen

Veränderungsprozesses (Change Management) konnten wir bei unserem Workshop besichtigen und bestaunen. Dies war der Höhepunkt der ganzen Veranstaltung, zumal der Architekt des Umbaus, *J. von Rosenberg*, dabei auftrat. Nun gab es u. a. eine Cafeteria, eine Asylberatungsstelle sowie eine Bibliothek. Aber der Clou war ein zeltähnliches Gebilde aus Textil, das von der Kuppel des weiterhin vorhandenen großen Gemeinderaumes heruntergelassen werden kann, sich dabei öffnet und einen kleineren, intimen Raum im Großraum schafft, in dem sich eine überschaubare Gruppe wohlfühlen kann. Ein großartiges Vorbild für weitere Aktivitäten in diesem Bereich!

In der Laufzeit des Netzwerkprojektes MESEDA⁴ lernte ich *Bernt Renzenbrink* kennen, den (ehrenamtlichen) Vorstandsvorsitzenden des Senior Consulting Service Diakonie e. V. (SCSD) und umtriebigen Projektinitiator (Beispiel aus der jüngeren Vergangenheit: »Kirche gibt Raum«⁵). Es war insofern ein ganz besonderer Erstkontakt, als Renzenbrink aus einer anderen Sphäre kam als ich gewohnt war, aber gezielt Kontakt zu Naturwissenschaft und Technik suchte. Ob ich mir vorstellen könne, auch einmal die Entwicklung von Technik zur Unterstützung behinderter Menschen zu initiieren, fragte er mich. Über eine grundsätzliche Bejahung dieser Frage musste ich gar nicht nachdenken. Die Sondierung konkreter Anforderungen und entsprechender technischer Möglichkeiten, die Etablierung eines kompetenten Konsortiums von Forschungseinrichtungen und Unternehmen sowie die Akquisition der erforderlichen finanziellen Mittel dauerten hingegen etwas länger. Für diese Aktivitäten wurde eigens eine kleine Arbeitsgruppe gegründet, die im (katholischen) Krankenhaus Hedwigshöhe der Alexianer unter Leitung von *Hans Gutzmann* wirkte. Ergebnis war das erste größere Projekt mit einer Ausrichtung auf Technik für Menschen mit gesundheitlichen Problemen, das im Rahmen des Zentralen Innovationsprogramms Mittelstand (ZIM) des BMWi gefördert wurde.

Eine weitere gemeinsame Mitgliedschaft von *Bernt Renzenbrink* und mir in einem anderen Arbeitskreis unter Leitung von *Wilfried Weseman* führte schließlich zur Einrichtung einer Musterwohnung für Ambient Assisted Living (AAL) im Sunpark des Evangelischen Johannesstifts in Berlin-Neukölln durch mehrere kooperierende Netzwerkpartner.⁶ Ein Schwerpunkt war die

⁴ Alfred Iwainsky: Ambient Energy für Ambient Intelligence. Roadmap des NEMO-Netzwerkes MESEDA zu Energy Harvesting. GfAI, Berlin 2008.

⁵ Bernt Renzenbrink: Kirche gibt Raum zur Teilhabe an Arbeit und Leben, in: Georg Lämmlin/Gerhard Wegner (Hrsg.), Kirche im Quartier: Die Praxis. Leipzig 2020.

⁶ Alfred Iwainsky/Daniel Herfert/Catia Voßberg: Manifestation der Relevanz von AAL

Nutzung überall vorhandener kleiner Mengen sogenannter Umgebungsenergie (Ambient Energy) für die Stromversorgung räumlich verteilter Sensoren und Aktoren zur Unterstützung eines selbstbestimmten Alltagslebens von Senioren und Menschen mit körperlichen Einschränkungen. Ein einfaches Beispiel: In einem leichten Handgerät ohne Batterien und ohne Kabelanschluss wird bei Knopfdruck die damit eingebrachte mechanische Energie automatisch auf Basis elektromagnetischer Induktion mittels Mikrosystemtechnik in elektrische Energie umgewandelt. Die wird zur Übertragung z. B. von Befehlen an Geräte in der Wohnung über eine besonders wenig Energie verbrauchende Kommunikationsschnittstelle genutzt.

Bei einem späteren Projekt an der Schnittstelle zwischen Technik und Sozialem, finanziert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), ging es um eine Erhöhung der Mobilität von Menschen mit körperlichen Einschränkungen durch Verbesserung der Planung von Routen z. B. mit einem Rollstuhl unter Nutzung des ÖPNV, und zwar nicht nur von einem Startpunkt (z. B. der eigenen Wohnung) zu einem Zielpunkt (z. B. einer Arztpraxis), sondern als Tages-Rundreise mit zeitlich festgelegten Aufenthalten (eben z. B. beim Arzt), mit Reihenfolge-Restriktionen (Besuch bei einem Freund danach) und mit zeitlich weitgehend frei wählbaren Aktivitäten wie Einkaufen.⁷ Wieder spielten mathematische Graphen eine zentrale Rolle. Kanten als mathematische Repräsentanten für Wegabschnitte erhielten nun Daten (Attribute), die nicht nur eine Länge betrafen, sondern z. B. für Rollstuhlfahrer auch die Oberfläche eines potenziellen Wegabschnittes charakterisierten (glattes Pflaster, Platten, Kopfsteinpflaster, Asphalt, Kies, unbefestigt u. a.). Eine herausragende Besonderheit des Projektes bestand darin, dass es dem Projektleiter *Thorsten Stellmacher* mit zwei an WikiNavi beteiligten Partnern, den beiden Sozialunternehmen Pegasus und Albatros, gelang, über die regu-

für das Evangelische Johannesstift durch die Wohnung AMINA, die »Assistiererei«. 7. Deutscher AAL-Kongress mit Ausstellung, Berlin, 21./22. Januar 2014.

⁷ Thorsten Stellmacher: Wikinavi – Förderung von Mobilität, gesundheitlicher Prävention und sozialer Teilhabe durch angepasste Routing- und Navigationslösung; Robert Scheffler/Matthias Pleßow: Wie findet ein Rollstuhlfahrer den optimalen Weg? Barrieren im multimodalen Routing (beide: 7. Deutscher AAL-Kongress mit Ausstellung, Berlin, 21./22. Januar 2014); Alfred Iwainsky: Navigation Support for Old and Handicapped Persons in Urban Regions, in: Boris Rachev/Angel Smrikarov (Hrsg.), Proceedings of the 16th International Conference on Computer Systems and Technologies, CompSysTech'15. Dublin, Ireland, June 25–26, 2015. ACM International Conference Proceedings Series, Vol. 1008.

lären, finanziell geförderten Projektmitarbeiter hinaus Frauen und Männer in ehrenamtlicher Tätigkeit einzubeziehen. Dies betraf u. a. die Erfassung konkreter Situationen und Evaluation von Zwischenergebnissen aus Sicht der Praxis.

Ich hatte das Rentenalter schon erreicht, als mich viele aus meinen Netzwerken drängten, noch einmal ein weiteres ZIM-Netzwerkprojekt zu beantragen und dafür institutionelle Partner mit verschiedenen Kompetenzen zusammenzuführen. Nach einigem Zögern sagte ich unter einer Bedingung zu: Mein letztes Netzwerkprojekt müsste mein Bestes werden oder zumindest das Potenzial dafür haben. Ich habe gemeinsam mit anderen Fachleuten lange um eine geeignete Thematik gerungen. Sie sollte wissenschaftlich-technisch anspruchsvoll sein, viele bedeutende Partner interessieren sowie Möglichkeiten für attraktive FuE-Projekte und anschließenden Ergebnistransfer in die Praxis bieten. Es wurde schließlich ein Netzwerk zu autonomem Fahren⁸ und mobiler Robotik außerhalb des öffentlichen Straßennetzes sowie zur Unterstützung der Mobilität von Menschen mit Bewegungseinschränkungen. Diese zweifache Orientierung drückte sich auch in der Bezeichnung des Netzwerkes aus: Mobile Dienste – Services für Mobilität (MoDiSeM). Es wurde tatsächlich mein bestes Netzwerkprojekt. Die Anzahl der Partner schwankte um die 30, wir haben gemeinsame Veranstaltungen in einem neuen Format initiiert und erfolgreich durchgeführt⁹ sowie anspruchsvolle FuE-Prozesse vorangebracht. Assistenzrobotik für den Zivil- und Katastrophenschutz spielte in der Netzwerkarbeit eine zunehmende Rolle. Am 31. Juli 2020 endete planmäßig die Laufzeit von MoDiSeM und damit meine Anstellung bei der GFaI. Nun war ich frei für neue ehrenamtliche Betätigung. Ich hatte auch schon eine erste Idee. Doch zunächst zurück ins Jahr 2009.

PERSÖNLICHE ERSCHÜTTERUNGEN UND FOLGEN

Eine vage Krebsdiagnose, Operation bei Vollnarkose, bei der ersten Visite danach die frohe Botschaft einer Entwarnung verbunden mit der nüchternen Mitteilung, man habe sicherheitshalber eine Gewebeprobe entnommen und

⁸ Markus Maurer/J. Christian Gerdes/Barbara Lenz/Hermann Winner (Hrsg.): Autonomes Fahren. Technische, rechtliche und gesellschaftliche Aspekte. Berlin/Heidelberg 2015.

⁹ Alfred Iwainsky (Hrsg.): Tagungsband des zweiten Innovationsforums »Autonome mobile Dienste – Services für Mobilität«. Berlin, 4./5. Juni 2019.

ins Labor geschickt, Tage später – ich war bereits wieder zu Hause – der telefonische Befund: Hochmaligner Lymphknotenkrebs – wer so etwas erlebt, wird aus der Routine des Alltags geschleudert und setzt Prioritäten unter bisher ungewohnten Kriterien und Restriktionen. Als Renate von der Arbeit kam, sagte sie den Satz, den unsere Bundeskanzlerin 2015 »wiederholte«. Am Tag danach hatten wir einen Gesprächstermin bei »meinem« Onkologen im St. Hedwig Krankenhaus. Ich denke heute, drei Dinge haben mein Leben gerettet: Renates spontane Reaktion, der erste Satz des Arztes – »Sie haben zwar hochaggressiven Krebs, aber wir haben auch hochaggressive Mittel gegen ihn« (sich die Hände reibend vorgetragen mit schalkhaftem Schmunzeln) – sowie seine folgende kombinierte Chemo- und Antikörpertherapie.

Ich glaubte, rein statistisch gesehen sei nun dem Krebs in meiner Familie genug Tribut gezollt. Aber das war ein fundamentaler Irrtum. Erst erkrankte meine Cousine an Krebs, Jahre später meine Frau mit einer statistischen Lebenserwartung von anderthalb Jahren. Daraus sind drei mit relativ guter Lebensqualität, auch auf Basis zweier temporär erfolgreicher Operationen, geworden. Am Ende haben wir gemeinsam im Lazarus-Hospiz in der berühmten Bernauer Straße gewohnt. Eingezogen sind wir an meinem Geburtstag im Februar 2015. Die Formalitäten wurden von einer großen schlanken Dame durchbrochen, die uns Saft reichte und ein bisschen plauderte. Das tat gut. Sie war (und ist vielleicht noch) ehrenamtlich für die Bewohner und ihre Angehörigen tätig. Ich bewundere solche Menschen. Mit Ausnahme des eingangs erwähnten Einsatzes im Ulmenhof ist mir solch ein Engagement unmittelbar für einzelne Personen bisher nicht gelungen, auch nicht in meiner Rentenzeit.

Eine kollektive ehrenamtliche Tätigkeit im Umfeld des Hospizes hätte damals gut zu mir gepasst, aber ich wusste nichts davon, habe erst 2021 – zu spät – von ihr erfahren. Bis zu ihrer Sprengung am 22. und 28. Januar 1985 stand auf dem Mauerstreifen schräg gegenüber vom Hospiz die neogotische Versöhnungskirche. Vor der Sprengung wurden einige Teile des Gebäudes, u. a. die Turmuhr, geborgen. Im Herbst 2013 entstand die Idee einer Restaurierung und repräsentativen Platzierung dieser Uhr. Auf Basis von Spendenmitteln und ehrenamtlicher Tätigkeit konnte sie am 28. August 2019, am Tag des 125. Einweihungsjubiläums der Versöhnungskirche, wieder in Betrieb genommen werden, und zwar im Eingangsbereich zum Evangelischen Werk für Diakonie und Entwicklung, Brot für die Welt.¹⁰

¹⁰ Michael Dülge: Die Uhr der Versöhnung. Lebensminuten aus einem geteilten Land, Berlin 2020.

Man sagt, im Alter oder nach harten Schicksalsschlägen werden Menschen zuweilen zum Glauben ihrer Kindheit zurückgeführt. Bei mir war das etwas anders. Ich hatte ihn ja nie ganz verloren und auch immer wieder mal an Gottesdiensten teilgenommen, zu Ostern und Weihnachten sowie oft auf Reisen. Aber im höheren Alter hat sich auch bei mir die Hinwendung zu Religion, Glauben und Spiritualität intensiviert. Es gab viele Anregungen für diesen Prozess. Nur einige wenige seien im Folgenden angedeutet.

Als ich Nelli, meine neue Partnerin, kennenlernte, sprachen wir auch darüber, was jeder von uns in seinem Leben noch gerne sehen oder wiedersehen möchte. Ich sagte, ich hätte u. a. einen ganz einfachen Wunsch: Krakow zum ersten Mal nach der Wende erneut besichtigen, die Kirche in Nowa Huta suchen, an deren Errichtung vor fast einem halben Jahrhundert ich im Rahmen von Aktion Sühnezeichen ein paar Tage mitgearbeitet habe, erstmals das Mahnmal im ehemaligen KZ Auschwitz besichtigen. Nellis Reaktion: »Wenn Du willst, begleite ich Dich. Wir Armenier wissen, was Holocaust bedeutet.« Wir unternahmen diese gemeinsame Reise. Das Auffinden der Kirche war leicht. Ganz bewusst hatte ich mich vorher nicht informiert, um eine echte Überraschung zu erleben. Das ist gelungen. Ich hatte nicht erwartet, dass die Kirche so groß und schön werden würde. Vor Jahrzehnten war sie vom damaligen Krakower Erzbischof *Karol Kardinal Wojtyła*, dem späteren Papst Johannes Paul II., eingeweiht worden.

Unvergessen als spirituelle, politische und intellektuelle Anregung ist auch der deutsch-polnische Mahn- und Gedenkgottesdienst in der Kirche St. Josef am 1. September 2019 im Berliner Wedding. Erzbischof *Heiner Koch* wandte sich an die Teilnehmer, indem er sie an die Worte erinnerte, die an diesem Sonntag genau vor 80 Jahren durch den Äther knatterten: »Seit 5:45 Uhr wird jetzt zurückgeschossen.« Später ging er in seiner Ansprache auf den Versöhnungsprozess zwischen Polen und Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg ein. Die katholische Kirche Polens hatte ihn ihrerseits bereits in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts durch eine Botschaft der polnischen Bischöfe an ihre deutschen Amtsbrüder initiiert, die am 18. 11. 1965 verschickt wurde. Der Kernsatz, von *Boleslaw Kardinal Kominek*, dem ersten Polen als Erzbischof von Breslau/Wroslaw, formuliert, lautete: »Wir vergeben und bitten um Vergebung.« Gleich nach dem Berliner Erzbischof ergriff der Bischof von Jelinia Gora das Wort. Ich war gespannt, was er an diesem Tag, in dieser Berliner Umgebung und aus diesem Anlass als Einstieg für eine Ansprache an die versammelten Gläubigen aus vielen Nationen (St. Josef hat Gemeindemitglieder mit Wurzeln in mehr als 100 Ländern) wählen würde.

Die Plötzlichkeit des Überfalls, die Brutalität der Wehrmacht, die furchtbaren Wunden, die dem Land, den Menschen, ihren Wohnungen und ihren Heiligtümern zugefügt wurden? Der Bischof wählte einen ganz anderen Zugang: eine Persönlichkeit, die sich in der Nazizeit öffentlich für die Würde und körperliche Integrität jedes Einzelnen, insbesondere von Menschen mit Behinderungen, eingesetzt hat, den »Löwen von Münster«. »Wenn einmal zugegeben wird, dass Menschen das Recht haben, unproduktive Mitmenschen zu töten – und wenn es jetzt auch nur arme, wehrlose Geistesranke trifft –, dann ist grundsätzlich der Mord an allen unproduktiven Menschen, also den unheilbar Kranken, den Invaliden der Arbeit und des Krieges, dann ist der Mord an uns allen, wenn wir alt und altersschwach und damit unproduktiv werden, freigegeben.« Das sagte in einer Predigt der Bischof von Münster, *Clemens August Graf von Galen*, am 3. August 1941.¹¹ So mutig er in diesem Zusammenhang auch war, bei der Einordnung des Krieges gegen die Sowjetunion ist er nicht über seinen (katholischen) Schatten gesprungen.

Sehr inspirierend kann es sein, wenn einem Aspekte des eigenen Glaubens mit den Augen eines Andersgläubigen respektvoll erläutert werden. Lange Gewohntes erscheint plötzlich in einem ganz anderen Licht. Für mich war die Lektüre von »Ungläubiges Staunen«¹² (Kermani 2015) in diesem Sinne ein emotionales und intellektuelles Abenteuer, wie ein Jugenderlebnis im Alter. Seine Sicht auf das Christentum hat *Navid Kermani* fast beiläufig im ersten Kapitel (MUTTER) folgendermaßen charakterisiert: »So halte ich die Möglichkeit zwar nach wie vor für falsch – aber erkenne, mehr noch: spüre, warum das Christentum eine Möglichkeit ist.«¹³

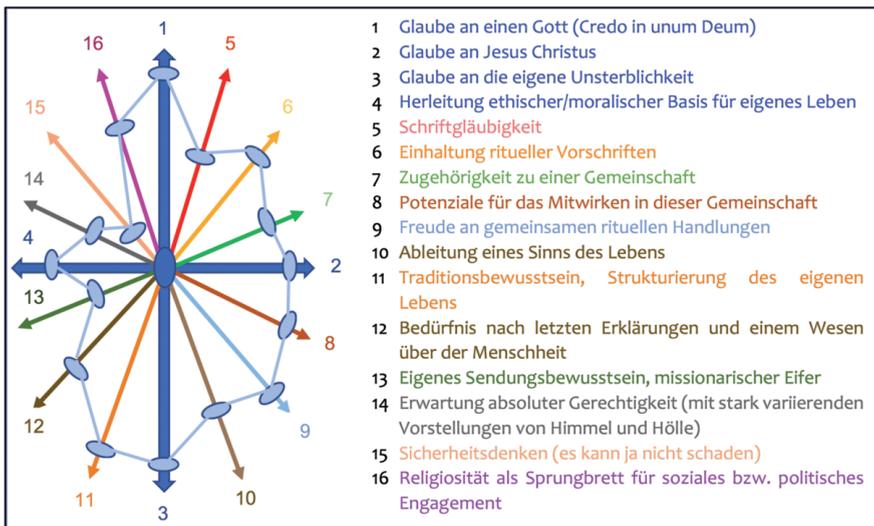
Im Herbst 2019 fragte mich meine Schwiegertochter mit mosambikanischer Herkunft: »Wie kannst Du als Wissenschaftler religiös sein?« Ich hatte natürlich schon oft darüber nachgedacht – unabhängig von meiner Profession – und war dabei, das Aufschreiben von Fragmenten aus meinem spirituellen Leben für Familienangehörige, Freunde und andere Interessierte abzuschließen. Diese persönlichen, emotional aufgeladenen Erinnerungen mit geringem intellektuellem Anspruch wurden dann mein Versuch einer Ant-

¹¹ Zitiert aus Reinhard Lettmann: Zeugen des Glaubens in der Kirche von Münster, 2. Auflage, Münster 1992.

¹² Navid Kermani: Ungläubiges Staunen. Über das Christentum, München 2015.

¹³ A. a. O., 10.

wort. Missionarischer Eifer lag mir fern, aber ein wenig Verständnis wollte ich schon erreichen. Später, mitten in der Pandemie, habe ich dann meine eigene Religiosität etwas grundlegender »seziert«. Welche Aspekte sind mir selbst in welchem Maße wichtig? Angeregt wurde diese Analyse von Kenntnissen aus meinem Berufsleben zur Bewertung z. B. technischer Systeme unter vielfältigen Gesichtspunkten. Ich bin mir des Wagnisses einer solchen Untersuchung voll bewusst. Wie kann man so komplexen Aspekten wie *Sinnstiftung* einen Wert auf einer Skala zuordnen wollen? Die Ergebnisse meines eigenen Versuches sind fragil und schwer begründbar. Deshalb habe ich hier in der Grafik beispielhaft subjektive Bewertungen seitens einer fiktiven Person eingetragen. Diese könnte im Köln der Nachkriegszeit gelebt haben, dessen Katholizismus in *Heinrich Bölls* »Ansichten eines Clowns« charakterisiert wird. Je weiter außen die kleinen Ellipsen auf den Pfeilen platziert sind, desto größere Bedeutung misst die Person dem jeweiligen Aspekt aktuell für sich selbst bei. Geht beispielsweise die Möglichkeit, gemeinsam mit vielen einen Gottesdienst zu feiern, auf Grund einer Pandemie zeitweise verloren, so kann Aspekt 9 entweder über ein entsprechendes Verlust- und Sehnsuchtsgefühl



Verschiedene Aspekte von Religiosität als Ausgangsschema für eine Pareto-Spinne, die aus Bewertungen durch eine fiktive Person mit starkem Glauben an Grundpfeiler des Christentums, relativ schwach ausgeprägtem Interesse an Einzelheiten der Überlieferung und vielfältiger Verwurzelung im Gemeindeleben resultiert

an Bedeutung gewinnen oder durch Gewöhnung an neue Verhältnisse seine bisherige Rolle einbüßen.

Etliche dieser (untereinander im Zusammenhang stehenden und sich teilweise überlappenden) Aspekte werden auch für Angehörige anderer Religionen als der christlichen eine Rolle spielen. Die Aspekte 1–4 wurden mit anderen Worten von dem Philosophen und Humanisten *Bertrand Russell* in seinem Vortrag »Warum ich kein Christ bin« am 6. März 1927 im Rathaus von Battersea als essentiell für das Christentum bezeichnet.¹⁴ (Russell 1927).

GEHT NOCH WAS?

Schon während der Arbeit im Rahmen des Netzwerkprojektes MoDiSeM zog es mich mehrmals in die wenig bekannte Stadt Welzow (Lausitz). Dort war (und ist) der Sitz des Netzwerkpartners Tholeg Civil Protection von *Thomas Zügel*. Gepflegte Häuser und Gärten, mittelständisches Gewerbe, eine Feuerwehr und ein Feuerwehr-Museum, ein eigener Flugplatz, große Flächen, Braunkohletagebau-Landschaft im Umbruch und viele engagierte Persönlichkeiten. Hier einen deutschlandweit tätigen, aber lokal verwurzelten Verein zur Förderung von Wissenschaft, Technik und Bildung im Bereich des Zivil- und Katastrophenschutzes zu etablieren, war zunächst eine vage Idee. Nachdem ich sie mir einige Zeit durchdacht hatte, äußerte und erläuterte ich sie vor Ort bei einem Privatgespräch mit der Bürgermeisterin *Birgit Zuchold*. Viele kleine Schritte folgten, bis dann am 27. Mai 2021 im Flugplatz-Gebäude die Gründungsversammlung der Gesellschaft zur Förderung nachhaltiger Innovationen und Bildungsprozesse für Zivil- und Katastrophenschutz (InnoBi) stattfand. Ich wurde in den Vorstand und zum Vorsitzenden des Forschungsbeirats gewählt. Natürlich erinnerte ich mich an diesem Tag an die Gründung der GFaI etwa drei Jahrzehnte zuvor in der Wendezeit. Auch Welzow und die gesamte Lausitz befinden sich in einem gewaltigen Umbruch. Eine der größten akuten Gefahren für die Menschheit, der Klimawandel, hat hier eine zwar »nur« indirekte, aber dennoch gravierende Auswirkung: Die Abwicklung einer ganzen Industrie.

¹⁴ Bertrand Russel: Warum ich kein Christ bin. Vortrag am 27. März 1927, in: Warum ich kein Christ bin. Mit Texten von Martin Walser und Sebastian Kleinschmidt, Berlin 2017.

Nun habe auch ich ihn, den »Klassiker« des Ehrenamtes; gegen Ende der bezahlten Arbeit als Idee entstanden und im »Ruhestand« bei InnoBi umgesetzt. Er hat auch etwas mit Feuerwehren zu tun, aber einen Helm im Rettungseinsatz werde ich wohl nicht aufsetzen müssen oder besser gesagt: können.

Klaus-Dieter K. Kottnik

ERFAHRUNGSSCHÄTZE

Klaus-Dieter K. Kottnik war Vorstandsvorsitzender der Diakonie Stetten und Präsident des Diakonischen Werkes der EKD.

Mit meinem fünfjährigen Enkel ließ ich am Rande eines Spielplatzes einen Propeller fliegen. Als mein Enkel den Propeller brachte und zu mir »Opa« sagte, äußerten mehrere mitspielende Kinder diesen Satz: »Ich habe zwei Opas und zwei Omas«. In meiner Generation und auch in der meiner Kinder war es eher selten, über so viele Großeltern zu verfügen. Welch ein Potenzial, dachte ich sofort. Wahrscheinlich noch nie in unserer Geschichte stand dem gesellschaftlichen Leben ein solcher Schatz an Erfahrung, Wissen, Können zur Verfügung wie gegenwärtig. Es ist eine Generation, die ihre Kompetenz weitergeben kann und auch das Bewusstsein haben möchte, gebraucht zu werden. Und das nicht nur beim Propellerfliegenlassen mit dem Enkel.

BIOGRAPHISCHE VORAUSSETZUNGEN

Meine Lebensplanung beinhaltete eine berufliche Tätigkeit mindestens bis zum 67. Lebensjahr. Dass ich schon mit 60 Jahren im Ruhestand sein sollte, kam für mich ungeplant und unvorbereitet. Ich hatte mir nie Gedanken gemacht, wie ein Leben im Ruhestand aussehen sollte und hatte kaum Verständnis dafür, wenn Seminare zur Vorbereitung auf den Ruhestand angeboten wurden. Von Kindheit an war ich darauf eingestellt, mich zu engagieren. Auch mein Vater, der aus gesundheitlichen Gründen früh in den Ruhestand getreten war, hatte mit seiner ehemaligen beruflichen Erfahrung als Finanzbeamter andere Menschen unterstützt. Zu unserer Erziehung in einem christlichen Elternhaus gehörte es, immer auch für andere Menschen da zu sein. Der Satz des Jakobusbriefs war Leitmaxime: »Seid aber Täter des Worts und nicht Hörer allein« (Jak 1,22). In meiner Jungschargruppe gab es einen Treueschwur, der für heutige Ohren fast unerträglich klingt, weil wir mit den In-

halten eher nationalistische Einstellungen assoziieren. Daran war damals überhaupt nicht zu denken. Er hieß »Fest und Treu« und im ganzen Wortlaut: »Fest im Gehorsam vor Gott will ich stehen und streben nach Wahrheit und Reinheit und Zucht, Treu an dem Platz, wo ich stehe und gehe, Gott will meine freudige Tat«. Diese letzte Aussage hat sich tief in mein Leben eingebrannt: »Gott will meine freudige Tat!«

TÄTER DES WORTS SEIN

Wir betreuten mit unserer Jugendgruppe und einigen Erwachsenen in unserer Kirchengemeinde Kinder mit Behinderungen, hatten eine Teestube für wohnsitzlose Menschen und veranstalteten einige Weihnachtsessen für »Männer und Frauen der Landstraße«. Es war nur konsequent, dass andere Berufswünsche bei mir immer mehr zurücktraten und ich das Studium der Theologie aufnahm. Das Vikariat in einer Stuttgarter Reformgemeinde öffnete die Augen für diakonische Tätigkeit zugunsten von Randgruppen in der Gesellschaft, die dann durch die Fortführung des Vikariats im Diakonischen Werk Württemberg noch mehr geweitet wurden. Auch meine Tätigkeit als Gemeindepfarrer in einer wohlhabenden Stuttgarter Kirchengemeinde beinhaltete neben der Freude an Gottesdienst und Unterricht immer auch ein offenes Ohr für diakonische Hilfen zugunsten von benachteiligten Menschen. Darin waren auch unsere Konfirmandinnen und Konfirmanden einbezogen: Sie absolvierten während ihrer Unterrichtszeit an mehreren Wochenenden ein Praktikum, dass sie entweder in einem Stuttgarter Seniorenwohnstift leisteten oder während dem sie die Arbeit mit Menschen mit Behinderungen kennenlernten. Gemeinsam mit anderen Engagierten aus der Gemeinde setzte ich mich für den Bau eines Wohnheims für Asylbewerber ein. Schließlich bauten wir auch persönliche Betreuungen zu den neuen Menschen in unserer Gemeinde auf. Dabei machte ich die Erfahrung, öffentlich mit Hass konfrontiert zu werden: In einer Zeit, in der es noch keine sozialen Medien gab, diente dazu eine diffamierende Plakataktion im ganzen Ort.

Bei all dem wurde ich – außer von meiner Frau – von den engagierten Leuten in meiner Kirchengemeinde, vom Kirchengemeinderat und von Mitarbeiterinnen unterstützt, die ähnlich geprägt waren. Meine engste Mitarbeiterin war die Tochter eines Herrnhuter Bischofs. Sie brachte mir die Herrnhuter Welt nahe, zu der es auch gehört, dass sich der Glaube im Tun widerspiegelt. Das passte zu meiner Lebenseinstellung, die durch mein Theologiestudium noch vertieft worden war. Noch heute bin ich in der Herrnhuter

Schulstiftung engagiert. Diese ehemalige Mitarbeiterin sollte in meinem Ruhestand noch einmal Bedeutung bekommen. Sie gehört zu dem großen und tragenden Netzwerk, das ich während meiner Berufstätigkeit entwickeln konnte.

HORIZONTERWEITERUNGEN

Als ich Vorstandsvorsitzender der Diakonie Stetten wurde, hat sich der Horizont meiner Arbeit noch einmal deutlich über die eigene Gemeinde erweitert. In dieser Einrichtung, die konzeptionell führend war und auch wirtschaftlich gut dastand, gab es den Konsens, dass wir unser Wissen und unsere Erfahrung weitergeben. Es waren Verbindungen nach Polen, Ungarn, Russland entstanden, aber auch nach Palästina, in den Libanon und nach Brasilien. Schließlich engagierten wir uns nicht unerheblich in Weimar beim Neuaufbau der dortigen Diakonie. Neben allem Know-how-Transfer entstanden menschliche Verbindungen, die in meinem Ruhestand Bedeutung bekommen sollten. Auch entstand ein bundesweites kollegiales Netzwerk, das sich während meiner Zeit als Diakoniepräsident noch zu Menschen des öffentlichen Lebens hin erweiterte. Ich habe diese Netzwerke dann als lebenswichtig für meine langjährigen Engagements im Ruhestand erfahren, obwohl ich sie nie zu diesem Zwecke im Sinn gehabt habe.

Als schließlich völlig unvorbereitet der Ruhestand eintrat, nahm ich mir vor, zuerst einmal vergangene Erfahrungen aufzuarbeiten. Dazu begann ich die Ausbildung zum Mediator, die ich auch zertifiziert abschloss. Dabei war es nicht mein primäres Ziel, daraus eine spätere Tätigkeit zu entwickeln, vielmehr wollte ich verstehen, wie Konflikte methodisch und offen bewältigt werden können. Dieses Wissen habe ich in Kirche und Diakonie vermisst, auch bei mir selbst. Ich wollte etwas sinnvolles Neues lernen, das aber auch mit meiner beruflichen Biographie zu tun hatte. Mir tat es gut, mit Menschen zusammen ausgebildet zu werden, die in ihrem Leben nie etwas mit Kirche oder Diakonie zu tun hatten, die aber interessiert daran waren, immer wieder etwas darüber zu erfahren. Ausschlaggebend war das sonntägliche Glockengeläut während unserer Sitzungen vom Turm der Kirche, die unmittelbar neben unseren Ausbildungsräumen stand. Am Schluss der Ausbildung freuten sich alle, als ich ihnen als eines ihrer Gruppenmitglieder jeweils ein Herrnhuter Losungsbüchlein schenkte.

Das erworbene Mediationswissen und meine berufliche Erfahrung konnte ich später in einige Seminare über das Thema Konfliktbewältigung am Dia-

koniewissenschaftlichen Institut der Universität Heidelberg einbringen. Alle Engagements, die danach kamen, waren ohne dieses Wissen nicht mehr denkbar. Es floss auch in Beiträge ein, zu denen mich das Deutschlandradio einige Male als Kommentator eingeladen hatte.

Meine Frau, die regulär in den Ruhestand getreten war, machte es ebenso. Im Rahmen des Seniorenstudiums der Technischen Universität Berlin interessierte sie sich für das Thema Stadtentwicklung. Fast ihre gesamte berufliche Zeit als Pfarrerin, in der sie sich persönlich, seelsorgerlich und konzeptionell mit Hospizarbeit und adäquaten Unterstützungen für Senioren beschäftigt hat, wollte sie noch mehr über seniorengerechte Stadtentwicklung erfahren. Dieses Wissen konnte sie danach ehrenamtlich in ein neues Konzept für Senioren im Kirchenbezirk Teltow-Zehlendorf einbringen.

DAS GESCHENK DER ZEIT

Ich halte daran fest: Der Ruhestand ist auch eine geschenkte Zeit, in der man die eigene Geschichte und Interessen aufarbeiten und erweitern kann. Wenn ein gutes berufliches und persönliches Netzwerk besteht, werden Erfahrungen mit Bestimmtheit für nachberufliches und ehrenamtliches Engagement abgerufen. Das ist meine durchgängige Erfahrung.

Als bald kam die Leitung der Diakonie in Polen auf mich zu mit der Bitte, meine Erfahrungen in die moderne polnische Diakonie einzubringen. Wir kannten uns schon seit vielen Jahren. Inhaltlich knüpfte ich meine Beratungstätigkeit an die Konzepte an, die wir schon in Stetten entwickelt hatten: durch Partnerschaften zwischen deutschen und polnischen Einrichtungen sollte es zum Erfahrungsaustausch und zu konzeptionellen Weiterentwicklungen kommen, es ging aber auch um konkrete Hilfen vor Ort. Schließlich kamen noch Erkenntnisse aus der Bundesdiakonie hinzu, um aus diakonischer Perspektive die soziale Entwicklung des Landes mitgestalten zu können. Mit der Leitung der Diakonie Polen zusammen veranstalteten wir Studienreisen, Begegnungen, Tagungen, Fortbildungsveranstaltungen für diakonisch Verantwortliche und Menschen in politischer Verantwortung in den Kommunen, Kreisen und zeitweise auch in Ministerien. Überall in Deutschland fanden wir offene Türen und offene Ohren.

Die Partnerschaften waren nicht einseitig, sondern durch den Erfahrungsaustausch gegenseitig bereichernd. Mir persönlich lag viel an der Verständigung zwischen den Menschen, vor allem von uns Christen aus unseren beiden Ländern, gerade auch vor dem Hintergrund der Fluchterfahrungen meiner

Eltern als ehemalige Ostpreußen und den grässlichen Zerstörungen, die Deutsche in diesem Land begangen hatten. »Seid Täter des Worts« heißt für mich vor allem »Seid Täter des Worts von der Versöhnung«. Durch die Verbindungen und Partnerschaften nach Deutschland sowie durch den fachlichen Austausch auf gemeinsamen Veranstaltungen wurde die polnische Diakonie in ihrer Stellung in den Kommunen gefördert, weil die Stärke der deutschen Diakonie als Hintergrund erkannt wurde. Themen wie Sozialpsychiatrie, Entwicklung von modernen Hilfen für Senioren, neue Methoden der Jugendhilfe, inklusive Konzepte der Behindertenhilfe und Ökologie in der Entwicklung von Arbeit für Menschen mit Behinderungen wurden reflektiert und teilweise auch in Polen neu umgesetzt. Anregungen gab es auch in der anderen Richtung: Fast die Hälfte der polnischen evangelischen Gemeinden ist engagiert bei diakonischen Projekten. Die enge Verbindung zwischen Gemeinde und Diakonie ist grundlegend.

Meine von großem Vertrauen getragene ehrenamtliche Arbeit in der Diakonie Polen endete offiziell nach mehr als sieben Jahren mit der Verleihung des Preises »Der Barmherzige Samariter« in einer bewegenden ökumenischen Feier in Warschau. Es waren tragende Netzwerke, die meine Arbeit ermöglichten, das große Vertrauen von polnischer Seite und die Möglichkeit, viele Menschen neu kennenzulernen, zusammenzubringen und untereinander zu verständigen.

AUF IMMANUEL KANTS SPUREN

Nach einiger Zeit im Ruhestand war ich auch offen für die Anfrage der EKD, Vertretungsdienste auf der unbesetzten Stelle des evangelischen Propstes in Kaliningrad zu übernehmen. In meinem Herzen bewahrte ich noch die guten Begegnungen in St. Petersburg, wo noch heute im dortigen Kinderheim Nr. 1 und den dazugehörigen Werkstätten Systeme zur Anwendung kommen, die wir von Stetten aus vermittelt hatten. Auch dachte ich an unsere beiden großen Kongresse, die wir unter dem Thema »Wir bauen das europäische Haus« unter Einbeziehung von Mitarbeitenden und Jugendlichen mit Behinderungen aus Russland begangen hatten.

Als ich in das alte Königsberg kam, erlebte ich Kaliningrad als eine junge Stadt mit einer europäischen Grundstimmung, die sich auch gerne ihres größten Sohnes Immanuel Kant erinnerte. Diese Offenheit war auch in der Gemeinde zu spüren. Es gab gut besuchte Gottesdienste und Bibelstunden, auch wurde die diakonische Arbeit in einem Kinderheim und in einer Pflegeein-

richtung mit viel menschlichem Engagement trotz sehr begrenzter Finanzmittel aufrechterhalten. Die Zusammenarbeit mit der deutschen Ständigen Vertretung war sehr eng.

Dennoch schränkten die knappen Finanzmittel die Arbeit ein und ließen leider nur wenige Spielräume. Schon damals war es schwierig, materielle Hilfe aus Deutschland über die Grenze zu bekommen. Mir war bald klar, dass die Propststelle dauerhaft besetzt werden muss, um dort nachhaltiger die einzelnen Probleme zu lösen, und ich war froh, dass es alsbald Aussicht auf eine ständige Besetzung der Stelle gab. Ich selbst wollte meine Zusagen gegenüber der polnischen Diakonie nicht zurücknehmen. Jedoch machte es mir Freude, einige polnisch-russische Begegnungen zu initiieren. Dies war möglich über den vom damaligen deutschen Botschafter in Warschau angeregten kleinen Grenzverkehr zwischen der Oblast Kaliningrad und Masuren. Vor allem Jugendlager konnten durchgeführt werden, bei denen es auch zu russisch-polnischen Begegnungen von Jugendlichen kam. Der deutsche Botschafter hatte in Warschau eine kleine deutsche evangelische Gemeinde gegründet, in der ich immer wieder gepredigt und auch eine Konfirmation durchgeführt habe.

Eines der schönsten Erlebnisse in dieser Kaliningrader Gemeinde war die Taufe ganzer Familien, Eltern und Kinder. Mit einer Familie stehe ich noch heute in Verbindung. Nach ihrer Übersiedlung nach Deutschland waren sie auch kirchlich engagiert. Eine Pfarrerin aus Kaliningrad, deren Stelle abgebaut werden musste, haben wir heute als Seelsorgerin in der Stephanus-Stiftung angestellt. Ein anderes Erlebnis, das mich als Pfarrer glücklich machte, war die gottesdienstliche Erfahrung in einer Außenstelle von Kaliningrad. Zum ersten Gottesdienst, den ich dort hielt, kamen fünf Leute, vier Frauen und ein Mann. Ich machte den Vorschlag, dass zum nächsten Mal jede noch eine weitere Person mitbringen sollte. Beim darauffolgenden Gottesdienst bestand die Gemeinde aus vierzig Leuten. »Sehen Sie, Herr Pfarrer«, sagte eine der Frauen lächelnd.

HEILIGES LAND

Schließlich erinnerte sich meine frühere Mitarbeiterin aus der Stuttgarter Kirchengemeinde an mich. Sie war mittlerweile Mitglied des Herrnhuter Missionsrates geworden. In Ramallah in der Westbank (Palästina) unterhält die Herrnhuter Brüderunität seit Jahrzehnten das Rehabilitationszentrum »Sternberg«, in dem Kinder und junge Menschen mit Behinderungen ausgebildet

und Familien mit behinderten Angehörigen zu Hause beraten und unterstützt werden. Die Anfänge des Sternberg gehen auf eine Lepraklinik zurück, die bereits am Ende des 19. Jahrhunderts ihre medizinischen Hilfen anbot. Nach der Gründung des Staates Israel musste im damaligen jordanischen Gebiet eine neue Bleibe gesucht und alsbald auch eine neue Aufgabe gefunden werden. Dies geschah auf dem Sternberg bei Ramallah. Ohne jemals eine Erfahrung mit der Förderung von Menschen mit Behinderungen gehabt zu haben, machten sich die Mitarbeiterinnen der vormaligen Klinik unter der Leitung einer Diakonisse auf den Weg, palästinensische Familien zu besuchen, die Angehörige mit Behinderungen hatten. Für diese Menschen begannen sie eine vorbildliche ambulante Arbeit zu einer Zeit, als in Deutschland noch nicht an Familienhilfen dieser Art zu denken war. Später kamen eine Schule und ein integrativer Kindergarten dazu. Damals waren fast alle Mitarbeitenden Christen, doch aufgrund der angespannten politischen Situation verließen nach und nach immer mehr Christen die Westbank, so dass heute die meisten Mitarbeitenden moslemischen Glaubens sind, die vor allem in Kairo oder in Bir Zait ausgebildet wurden. Christen sind in der Minderheit.

Die frühere christliche Leiterin war schon vor Jahren mit einigen Mitarbeiterinnen in Stetten gewesen. Die moslemischen Frauen legten ihre Kopftücher von sich ab, so dass wir sie unterschiedslos als gemeinsames Team erlebten. Ich hatte die Gelegenheit, einige Zeit mit ihnen zu verbringen. Nie war Religion ein Thema, obwohl die Besucherinnen bei uns in Stetten auch die morgendlichen Schulandachten miterlebten. Sie haben die künstlerische Arbeit und Methoden der Ausbildung u.a. im Gartenbau für Menschen mit Behinderungen studieren können und diese auch später in Ramallah angewandt.

Für meinen Aufenthalt in Ramallah wählte ich mehrere Wochen vor Weihnachten, für einen weiteren die Passionszeit bis Ostern. Die Mehrheit der moslemischen Mitarbeiterinnen war hier äußerlich erkennbar, es gab aber eine gute Arbeitsatmosphäre zwischen den Mitarbeitenden aus den verschiedenen Religionen. Leider war den moslemischen Mitarbeitenden aus familiären Gründen der freundschaftliche Kontakt mit den christlichen Kolleginnen und Kollegen außerhalb der Einrichtung nicht gestattet. Wir konnten jedoch auf dem Sternberg eine besondere Atmosphäre der Toleranz leben. Das war ein sehr beglückendes Erlebnis für mich.

Zugleich lernte ich auch die existentiellen politischen Spannungen kennen. Einige der vor allem christlichen Palästinenser waren für eine friedliche Koexistenz mit Israel. Andere hatten in ihren Familien bedrohliche Situationen erlebt und waren nicht zur Versöhnung bereit. Durch gute Kontakte, die

ich zu Israelis in Jerusalem und Tel Aviv aufbauen konnte, erlebte ich auf der anderen Seite der Mauer die gleichen differenzierten Einstellungen.

Die Palästinenser in Ramallah und an anderen Orten der Westbank erlebte ich offen und freundlich, selten habe ich in einem Land so oft das Wort »welcome« gehört, obwohl ich an meinem Äußeren erkennbar war als jemand, der aus einer anderen Weltregion stammt. Mir lag daran, die Atmosphäre der Toleranz zu verstärken, Gemeinsamkeiten zwischen unseren Arten zu glauben zu finden und den christlichen Glauben in meinen Veranstaltungen in seinem Kern nahezubringen. Mir war bewusst, dass dies eine Gratwanderung war, einerseits klar als Christ erkennbar zu sein, andererseits auch andere Glaubensformen ernst zu nehmen. Ich erzählte von der zugewandten Liebe Gottes, wie sie in Jesus erfahrbar wurde. Aufgrund der Jahreszeit konnte ich mit der Erzählung von biblischen Geschichten auf die großen christlichen Feste hinführen. Den Advents- und Weihnachtszyklus beendeten wir mit einem gemeinsamen Krippenspiel aus dem Stehgreif, die Geschichten zur Passion und zu Ostern mit einer Palmprozession mit dem Singen von Liedern hinauf zum höchsten Ort des Sternberg. Dort steht ein Altar, von dem aus man eine grandiose Umsicht ins ganze Land hat. Die beiden besonderen Veranstaltungen beschlossen wir mit gemeinsamen ausgelassenen Tänzen, bei denen es keine Rolle spielte, dass Christen und Moslems miteinander tanzten. Es war ein grandioses Gefühl der Gemeinschaft und der Zusammengehörigkeit, das darin manifest wurde.

Wenn die Kinder mich tagsüber sahen, begannen sie unser Morgenlied zu singen: »Good morning, good morning, guten Morgen, guten Morgen, sabah ilher, sabah ilher«. Mit diesem Lied begannen wir unsere täglichen Treffen für die gesamte Gemeinschaft des Sternberg. Immer stand eine biblische Geschichte im Mittelpunkt unserer Versammlung. In Seminaren haben wir uns außerdem mit den biblischen Grundlagen der Diakonie beschäftigt und Parallelen zum Koran gezogen. Vor diesem Hintergrund konnten sich die Mitarbeitenden vertraut auf dem Boden der Diakonie bewegen, und das schönste Lob bekam ich von einigen moslemischen Mitarbeiterinnen: »We like the way you are celebrating with us your christian feasts«. Mein Anliegen der versöhnten Verschiedenheit sah ich dadurch auf beglückende Weise bestätigt: »Seid aber Täter des Worts«.

DEN WESTEN UND DEN OSTEN ZUSAMMENBRINGEN

Schon seit vielen Jahren bin ich im Kuratorium der Stephanus-Stiftung tätig. Nach einigen Jahren im Ruhestand wurde ich auch zum Vorsitzenden des Kuratoriums und des Aufsichtsrats gewählt. Es macht mir große Freude, an der unternehmerischen Entwicklung einer großen diakonischen Einrichtung teilzunehmen, die in Berlin und Brandenburg an der Schnittstelle zwischen Ost und West steht, die eine besondere kirchliche Geschichte hat und heute besonders als diakonisches Unternehmen gefordert ist, weil viele Menschen mit den Inhalten des christlichen Glaubens nicht mehr viel anfangen können. Es ist ein Dauerthema unseres Nachdenkens und Handelns, wie neben aller fachlichen Entwicklung auch das Bewusstsein am Leben erhalten bleiben kann, eine christliche diakonische Einrichtung zu sein, in der Menschen durch Offenheit und Vertrauen dem christlichen Glauben begegnen. Rituale, Gesprächsangebote, Seelsorge und besondere religiöse Formen wie Einsegnungen bringen dies zum Ausdruck. Alle Mitglieder des Kuratoriums sind bewusst in einer diakonischen Einrichtung tätig und haben unterschiedlich geprägte Lebensgeschichten, die bei ihnen einerseits zu großer Offenheit und Toleranz, andererseits aber auch zu einem klaren Bekenntnis zum christlichen Glauben geführt haben.

Ich konnte die Stephanus-Stiftung schon als junger Gemeindepfarrer kennenlernen, als wir dort zu unseren Treffen mit den Kollegen aus dem DDR-Partnerbezirk zusammenkamen. Die besondere Geschichte, offen für alle Menschen zu sein und insbesondere DDR-Dissidenten wie z. B. Stephan Krawczyk und Freia Klier zu unterstützen, hat mich sehr beeindruckt. Nach der Wende gab es auch Verbindungen zwischen der Diakonie Stetten und der Stephanus-Stiftung. Es ist besonders spannend, mitzuerleben, wie die alte Kultur der Einrichtung und Schübe der Modernisierung miteinander vereinbar werden. Ältere Mitarbeitende hängen an der in der DDR überlebensnotwendigen Kultur des Vertrauens und der großen Selbstständigkeit und Verantwortlichkeit des einzelnen. Wem man vertrauen konnte, auf den hat man sich auch verlassen. Wer aus Westdeutschland stammt oder erst nach der Friedlichen Revolution die Ausbildung erfahren hat, bringt neues Denken, das sich eher an modernen Managementmethoden orientiert, in die Arbeit ein. Dies bedarf eines andauernden Verständigungsprozesses, der dazu führen muss, die Prägungen ohne Verletzungen zu respektieren und mit neuen Erfordernissen zu versöhnen. Das ist eine bleibende Aufgabe, die dazu führt, ein Managementsystem zu entwickeln, das zentrale Erfordernisse eines Großunternehmens mit größtmöglicher Eigenverantwortung in den Häusern und

Regionen verbindet. Gerade auch nach der gelungenen Fusion der Stephanus-Stiftung mit dem Ostberliner Elisabethstift ist dies ein bleibender Prozess. Bei ihm kann ich meine Erfahrungen beratend einbringen, aber auch gleichzeitig lernen.

Da unsere schwäbischen Kinder mit Thüringer Lebenspartnern Familien gegründet haben, erlebe ich in der eigenen Familie unter den Jüngeren ein beeindruckendes Zusammenwachsen zu etwas Neuem, das aus unterschiedlichen Herkünften gebildet wird. Dieses Bild trage ich bei meinen Beobachtungen und Überlegungen zur Entwicklung der Stephanus-Stiftung in mir. Ich wünsche mir, dass dieses Unternehmen gerade wegen seiner besonderen Geschichte modellhaft für die Diakoniekultur im Nach-Wende-Deutschland werden kann. Das ist eine meiner Motivationen, mich in Weißensee zu engagieren. Mein DDR-Bild war das der staatskritischen Kirche, eher hatte ich Kontakt zu Leuten aus der Opposition. Dass Menschen ohne kirchliche Erfahrungen ihre Dienste ebenfalls mit Engagement und Liebe versehen können und auch bewusst in einer christlichen Einrichtung tätig sein wollen, ohne den Glauben zu teilen, ist eine Erfahrung, die ich sehr spannend finde. Wenn viele unterschiedliche Strömungen in einem diakonischen Unternehmen zusammenkommen, ist es notwendig, behutsam und dennoch klar, mit Respekt und mit erkennbarer Überzeugung die Prozesse zu gestalten.

EIN BESONDERER ORT FÜR KIRCHE

Bei einem Besuch der Frankfurter Bahnhofsmision vor Jahren war ich beeindruckt von der dortigen Arbeit und besonders von der Spannweite der Unterstützung für bedürftige Menschen ohne Voranmeldung bis zu den Hilfen für Reisende. Daher war ich offen, als ich angefragt wurde, den Vorsitz des Evangelischen Verbandes der Bahnhofsmisionen in Deutschland zu übernehmen. Die guten Erfahrungen von Frankfurt haben sich zigfach wiederholt.

Herausfordernd ist es für einen unternehmerisch geprägten Diakoniker, die besondere Kultur einer Arbeit zu beachten, die hauptsächlich von ehrenamtlichen Mitarbeitenden erbracht wird. Es ist ein bewunderungswürdiges Engagement, das zu beobachten ist. Gleichzeitig bringen die Menschen auch ihre Persönlichkeiten und ihre Interessen mit. Dies zusammen in eine profilierte Aufgabenstellung für die Zukunft einzuordnen, ist sehr herausfordernd.

Während der Pandemie haben wir unser Augenmerk vor allem daraufgelegt, die Bahnhofsmisionen als »Kirche am Bahnhof« zu stützen. Wir haben

auf meine Initiative hin mit bundesweit veröffentlichten, zuerst täglichen, dann wöchentlichen Besinnungen begonnen und Videogottesdienste gefeiert, die von verschiedenen Orten im Lande aus simultan mitgestaltet wurden. Eine besonders erfreuliche Erfahrung ist die ökumenische Zusammenarbeit, die wir erst kürzlich im ökumenischen Verband »Bahnhofsmision Deutschland e.V.« bündeln konnten. Es ist bereichernd zu erleben, dass die Deutsche Bahn von ihrer Spitze an bis zu den einzelnen Bahnhofsmannagern die Arbeit der Bahnhofsmissionen unterstützt und auch das klare christliche Profil dieser diakonischen und caritativen Arbeit bejaht. Besonders erkennbar wurde dies am 125. Jubiläum, wo wir nach den Worten des Vorstandsvorsitzenden der Deutschen Bahn einen gemeinsamen »Ehevertrag« abgeschlossen haben.

Nach der Coronapandemie steht die Arbeit unter neuen Herausforderungen, denn sowohl der Klimawandel als auch die zunehmende Armut stellen neue Aufgaben. Dabei das Profil der »Kirche am Bahnhof« bei immer weniger Mitarbeitenden mit kirchlichem Hintergrund zu fördern, bleibt eine Daueraufgabe. Mitarbeitende in den Bahnhofsmissionen verstehen sich gerne als Menschen der Tat, als »Täter«. Neue Formen zu finden, bei denen es auch ein Nachdenken über das Dasein als »Täter des Worts« gibt, bleibt spannend und bereitet mir auch als Pfarrer Freude.

DAS URSPRÜNGLICH GELERNT E WEITERGEBEN

Schließlich wurde mir gleich zu Beginn des Ruhestands ein Predigtauftrag in der Kirchengemeinde Berlin-Dahlem angeboten. Ich habe das Angebot gerne angenommen. An der Außenwand der Dahlemer Dorfkirche ist das Grabkreuz von Johannes Burckhardt zu finden, an dessen Arbeit als Gründer der Bahnhofsmissionen ich heute anknüpfen darf. Berliner Paare zu trauen, deren Kinder zu taufen und die Berliner Bestattungskultur kennenzulernen, hat meine Lebenserfahrung als Pfarrer sehr bereichert.

Beim Nachdenken über die Erfahrungen des Engagements im Ruhestand habe ich die Erkenntnis gewonnen, dass es im gesamten Berufsleben – und nicht nur dort – förderlich ist, Netzwerke zu bilden mit Menschen, denen man mit Respekt und Offenheit begegnet. Es wird vorkommen, dass später aus diesem Kreis Menschen wieder Kontakt suchen. Sie werden aufgrund ihrer Erinnerungen und der erlebten Kompetenzen auf Leute zukommen, die Zeit und Freude daran haben, sich auf neue Erfahrungen einzulassen. Mit dem ehrenamtlichen Engagement nach der Berufsphase nimmt man keinem jüngeren Menschen Arbeit weg, sondern ergänzt sie und kann Impulse ein-

bringen, die aus dem Erfahrungsschatz stammen. Die Opas und Omas, von denen ich eingangs erzählt habe, verfügen über ein großes Potenzial, das gesellschaftlich nützlich sein kann. Dazu bedarf es der inneren Motivation, sich zu engagieren, der Bereitschaft, Wissen weiterzugeben und Neues zu lernen, und der Offenheit, sich auf neue Aufgaben einzulassen.

Jürgen Lenski

EHRENAMT? EHRENAMT!

Jürgen Lenski war Fachbereichsleiter an Volkshochschulen.

Wer nicht sofort »nein« sagt, hat schon verloren. Viele haben diesen Sprachfehler, es fehlt das »nein« im Wortschatz, und schon erfüllen sie ein Amt – Vorstandsmitglied mindestens, am Ende noch Vorsitzender – und verzichten damit auf Freizeit. Und nicht nur das: Oft handeln sie sich damit auch noch Ärger ein. Sei es als Mitglied im Gemeinde- oder Stadtrat, in irgendeinem Verein, bei der Freiwilligen Feuerwehr und Ähnlichem.

So erging es auch mir, obwohl ich zum Teil wusste, was auf mich zukommen würde. Ich war bereits Vorstandsmitglied bei einer Bürgerstiftung und Mitglied im Vorstand eines Vereins, der sich um Belange Zugewanderter kümmern wollte – alles natürlich gemeinnützig und im Ehrenamt, d. h. ohne Entlohnung, mit Glück mit Aufwandsentschädigung; also Fahrtkostenerstattung vielleicht. In vielen Vereinen gibt es nicht einmal das. Warum tut man sich das an?

Aber der Reihe nach: Vereinsvorsitzende sind der Mitgliederversammlung rechenschaftspflichtig, in Stiftungen ist das der Stiftungsrat oder das Kuratorium. Alles auch Ehrenamtliche, die es im Zweifelsfall aber besser wissen und manchmal hohe Ansprüche formulieren. Ich kenne beides. Vereinsmitglieder sind in aller Regel dankbar, dass es Menschen gibt, die diese Aufgaben im Vorstand übernehmen. Die Diskussion über den Rechenschaftsbericht und die Entlastung des Vorstandes sind dann nur Formalia. Bei Stiftungen zeigt sich schon mal ein anderes Bild: Da mögen Stifterinnen oder Stifter im Kuratorium sitzen, die genau darauf achten, was denn mit dem aus dem Kapital erwirtschafteten Geld geschieht. Wenn der Vorstand (egal, ob haupt- oder ehrenamtlich) Glück hat, geschieht das auf Augenhöhe. Manchmal allerdings vergessen die Kuratoriumsmitglieder, dass sie die Arbeit des Vorstandes unterstützen und nicht im operativen Bereich beaufsichtigen sollen.

Vereine machen gerne schon mal Projekte und werben dafür Drittmittel ein. Dazu müssen sie Anträge stellen, die aber nicht immer positiv beschieden werden. Diese Arbeit erfolgt natürlich auch ehrenamtlich. Falls es einen positiven Bescheid gibt, muss nach Ablauf des Projektes abgerechnet und ein Verwendungsnachweis erstellt werden. Dafür haben kleine Vereine keine Verwaltungsabteilung und müssen auch das im Ehrenamt stemmen. Manche Drittmittelgeber (Land, Bund) erwarten sogar, dass ein Eigenanteil erbracht wird. Der kann dann großzügigerweise durch Arbeitsstunden der Ehrenamtlichen nachgewiesen werden, wobei die Höhe der anrechenbaren fiktiven Vergütung zwischen acht und zwölf Euro liegt.

Nicht zuletzt mangelt es oft auch an verlässlichen Mitstreiterinnen und Mitstreitern. Viele sind zwar für einzelne Aktionen zu gewinnen, backen für eine Feier mal einen Kuchen oder geben Getränke aus – aber sich auf Dauer festlegen? Verantwortung übernehmen? Nein, lieber doch nicht.

Puuh, und das alles ehrenamtlich? Da muss die Motivation schon groß sein! Und doch sind 17 Millionen Menschen in Deutschland ehrenamtlich tätig. Das sind gut 21 Prozent! Ohne sie würde unsere Gesellschaft in vielen Bereichen nicht funktionieren. Ich bin einer von ihnen.

Warum machen wir das? Was treibt uns an?

Der Brockhaus nennt drei Motive: Übernahme sozialer Verantwortung, Förderung sinnvoller Freizeitbeschäftigung, soziale Kommunikation. Alle drei treffen auch auf mich zu und bringen mich dazu, mich einzubringen.

Eine Gesellschaft wird dadurch stark, dass viele sich engagieren und sich für ein gedeihliches Miteinander aller einsetzen. Wie viele haben sich nach 2015 für die Integration der Zugewanderten eingesetzt. Sie haben – wie ich auch – unentgeltlich Deutschkurse angeboten (und tun es immer noch), sich mit Behörden herumgeschlagen, bei der Bewältigung diverser bürokratischer Erfordernisse mitgeholfen oder sogar selbst Obdach gewährt. Vielerorts mussten sie auch Anfeindungen ertragen und haben trotzdem weitergemacht. Leider wurden sie allerdings auch von den Hilfesuchenden frustriert. Ich habe es selber erlebt, dass sich gerade auch muslimische Frauen darüber beschwerten, zu wenig Kontakt zu Einheimischen zu haben. Angebote, an Kursen oder Treffen teilzunehmen, wurden dann aber nicht wahrgenommen. Ja, auf Nachrichten in den sozialen Medien kam gelegentlich nicht einmal eine Reaktion. Festzuhalten bleibt aber, dass ohne das Engagement zahlreicher Menschen eine Integration noch weniger erfolgreich gewesen wäre. Und natürlich gab es auch Erfolge, die motivierten, auf dem Weg weiterzugehen und nicht nachzulassen. So schrieb mir kürzlich ein aus Syrien stammender Teilnehmer meines Deutschkurses: »Ihre Methode, Deutsch zu lernen, ist fantastisch.«

Selbst eine höfliche Übertreibung abgezogen, steckt doch viel Dankbarkeit drin.

Aber auch die ehrenamtlichen Mitglieder von Gemeinde- und Stadträten, die sich lange Abende daran festbeißen, ob hier eine Straßenlaterne fehlt oder dort ein Bürgersteig neu gepflastert werden muss, die sich ins Haushaltsrecht der Kommune einfuchsen oder sich in Bebauungs- und Flächennutzungspläne vertiefen. Sie kümmern sich für ein meist geringes Sitzungsgeld ebenfalls um den Zusammenhalt. Oder natürlich die Freiwillige Feuerwehr oder Helfer beim DRK oder oder oder ...

Das zweite Motiv für eine ehrenamtliche Tätigkeit ist die Förderung sinnvoller Freizeitbeschäftigung. In der Tat, auf dem Sofa liegen, Serien gucken oder Ähnliches stellt sicher keine sehr sinnvolle Freizeitbeschäftigung dar. Martin Luther und Karl Marx hatten sicher Recht: Der Mensch will seine Welt gestalten. Und zwar nicht nur in dem Sinn, dass er im Garten für seine Kinder eine Schaukel baut (je weniger handgreiflich die Produkte seiner Berufsarbeit, desto dicker die Stämme), sondern in dem umfassenden Sinne als Erfüllung seiner »Berufung«.

Viele berufliche Tätigkeiten zeigen wenig greifbare Ergebnisse. Als Kind habe ich mich oft gefragt, was mein Vater im Büro so macht. Wenn wir ihn dort besucht haben, hat er entweder geredet oder telefoniert. Dass im Gegenzug am Ende des Monats das Gehalt auf dem Konto landete – dieser Zusammenhang war uns Kindern verschlossen. In früheren Zeiten war es natürlich ganz anders: Der Vater ging im oder am Haus seinem Handwerk nach und am Ende gab es ein greifbares Ergebnis: bspw. ein Hufeisen oder ein Schuh, Mehl oder Brot.

Diese Verbindung hat sich weitgehend aufgelöst und so bietet wenigstens manche ehrenamtliche Tätigkeit den Ausgleich: eine Broschüre, eine Festschrift, eine neue Straße, an der man mitgeplant hat, die restaurierte Dampflok, der renovierte Kindergarten oder die coronakonforme Lüftungsanlage in der Schule. Hier bietet ein Ehrenamt mannigfaltige Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung – und das Schöne ist, dass es in aller Regel selbstbestimmt oder wenigstens mitbestimmt geschieht. So kann der Ehrenamtler seinem Tun einen Sinn geben, sich im marxschen Verständnis im Produkt entfremden, d.h. seinen Gestaltungswillen in diesem Produkt verobjektivieren und veräußerlichen ohne die Sorge, vom »Arbeitgeber« um den Nutzen und den in diesem Fall materiellen und immateriellen Gewinn gebracht zu werden. Den Stolz und die Erfüllung, die Anerkennung, Wertschätzung und Bestätigung gibt es – hoffentlich und gratis – dazu.

Alles dies tut der Mensch im Ehrenamt, wenn er Glück hat, nicht allein. Damit komme ich zum letzten Punkt auch meiner Motivation im Ehrenamt: die soziale Kommunikation. Auf dem Sofa zu liegen, ist keine Option, aber auch der selbstgestaltete Garten reicht für einen Menschen mit kommunikativen Bedürfnissen nicht aus. So ging es auch mir. In beruflichen Zusammenhängen gab es für mich keinen Mangel an Kommunikation – im Gegenteil. Manchmal war ich froh, in meinem Büro in einer Volkshochschule mal niemanden sitzen zu haben, der oder die etwas wissen, fragen oder sich beschweren wollte. Nach der Berentung würde dies alles wegfallen und außerdem wollte ich von meinem Arbeits- und Wohnort im Bergischen Land fortziehen. Wie oft leiden die ehemaligen Kolleginnen und Kollegen, wenn der Ehemalige wieder aufkreuzt und Aufmerksamkeit haben möchte. Noch schlimmer – was auch häufig vorkommt – wenn er oder sie unbedingt loswerden möchte, wie es früher so war, was man anders und im Zweifelsfall besser gemacht hat und doch jetzt wieder machen könnte. Der ehemalige Bischof Axel Noack der Kirchenprovinz Sachsen brachte es auf schöne Weise mit einem Witz zum Ausdruck: »Was muss ein Pfarrer nach seiner Pensionierung tun, damit er in den Himmel kommt? An einen anderen Ort ziehen!«

Also habe ich mir gewissermaßen gezwungenermaßen an meinem neuen Wohnort Gruppen gesucht, in denen ich mich ehrenamtlich betätigen konnte (auch die Teilnahme z. B. an Kursen der Erwachsenenbildung hilft gegen soziale Isolation). Aber wieviel schöner und befriedigender kann es sein, gemeinsam mit anderen an einem Projekt zu arbeiten. In einem Verein, einer Initiative, in jedweder Gruppe wird man dann andere ehrenamtlich Tätige treffen und in einem mehr oder weniger intensiven sozialen Kontakt kommen. Das Schöne beim Ehrenamt zeigt sich ja darin, dass man die Intensität steuern und es im Zweifelsfall auch aufgeben kann – anders als im Arbeitsleben. Meist jedoch findet man Gleichgesinnte – wenn man Glück hat, auch über Generationengrenzen hinweg.

Nach welcher Seite die Waage sich letztlich neigt, muss natürlich jeder und jede selbst entscheiden. Wer aber im Leben bleiben und es nicht damit verbringen will, die Kleinanzeigen in der Tageszeitung zu studieren, der geht ins Ehrenamt und sucht sich einen Bereich, der zu ihm passt und inhaltlich und sozial Befriedigung bringt. Es dient der psychischen, mentalen und physischen Gesundheit. Nicht umsonst unterhalten große Unternehmen wie Volkswagen eigene große Abteilungen, die sich darum kümmern, dass die ausscheidenden Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in ein Ehrenamt finden.

NACHSATZ I

Wie denken eigentlich andere Menschen darüber, die auf den ersten Blick nichts mit Ehrenamt zu tun haben?

Erstaunlich positiv. Ich hatte die Gelegenheit, in einem Kurs des Jobcenters, in dem junge Arbeitslose zwischen 18 und 25 Jahren sitzen, eine kleine Meinungsabfrage machen zu können. Es kamen die fast zu erwartenden negativen Aspekte – wie keine Anerkennung, wenig Geld, keine Bezahlung –, aber auch vieles Positives – wie ehrenhaft, Erfahrungen sammeln, gut zum Überbrücken der Zeit bis zur Ausbildung (das bezog sich z. B. auf das FSJ), Verantwortung, von und für Menschen, soziales Engagement, die Freiwilligkeit wurde betont und als mögliche Bereiche Hospiz und Pflege benannt. Am schönsten war die Karte »Herzensmenschen«.

Im Gespräch stellte sich heraus, dass einige aus der Gruppe schon Erfahrung mit dem Ehrenamt hatten – bei der Freiwilligen Feuerwehr, in der Bahnhofsmision oder die Idee, beim THW in der Katastrophenhilfe mitzuwirken. Erstaunlich und ermutigend!

NACHSATZ 2: DIE PERSÖNLICHE DIMENSION

In die Wiege gelegt war mir das Ehrenamt nicht: Mein Vater war zwar im Betriebsrat aktiv, aber zu der Zeit tauchten die Väter zu Hause eher selten auf. Später, nach der Konfirmation, trieben wir uns in Jugendgruppen der Gemeinde herum, aber hauptsächlich wollten wir den Gruppenleiter vor dem Hintergrund unserer Freud-Lektüre argumentativ aufs Kreuz legen. (Oder war es doch eher die Aussicht, mit der ansehnlichen Tochter des Pfarrers in Kontakt zu kommen?) Bis zum Abitur war zwar erst einmal Ruhe, doch mit Beginn des Studiums in Köln und in Kontakt mit der 68er-Bewegung begann das politische Engagement, das ja auch eine Form der ehrenamtlichen Betätigung ist. Allerdings hatten manche linken Studentenbewegungen hohe Ansprüche an Exklusivität und so fand ich mich eines Tages von den Obergenossen vor die Wahl gestellt, ob ich weiter bei ihnen oder beim Politischen Nachtgebet mitmachen wollte. Schon allein die Tatsache, vor eine solche Wahl gestellt zu werden, machte mir die Entscheidung leicht. Dorothee Sölle und all die anderen engagierten – und ja, hier passt der alte Begriff am besten – Damen sowie Fulbert Steffensky boten doch mehr Perspektive für ein glaubwürdiges Agieren.

Später und im Rahmen des Biologiestudiums verschoben sich die Inhal-

te: Die Veröffentlichung des Club of Rome »Die Grenzen des Wachstums« und andere Lektüren machten mir damals bereits deutlich, dass es in einem begrenzten System kein unbegrenztes Wachstum geben kann. In meiner Zeit als Mitarbeiter einer Volkshochschule konnte ich entsprechende Veranstaltungen ins Programm nehmen. Das Thema blieb mir bis heute erhalten.

Ein weiteres kam dazu: Es entstand eine sehr konstruktive Kooperation mit der »Lebenshilfe e.V.« – gemeinsam haben wir einige von der Europäischen Union geförderte transnationale Projekte im Bereich Kreativität und später Sexualerziehung durchführen können. Das Schöne war, dass wir bei den ersten Durchläufen Menschen mit geistiger Behinderung mit auf die Reisen nehmen konnten. Sprachliche Barrieren verhinderten in keiner Weise deren Kommunikation untereinander – anders als bei den betreuenden Personen im Übrigen. Auch dieses Thema blieb mir nach der Berentung erhalten.

Es war klar, dass ich aus persönlichen Gründen aus dem Bergischen Land in die Altmark gehen würde und so habe ich mich rechtzeitig um Möglichkeiten gekümmert, wie ich dort aktiv werden könnte. Zunächst wurde ich Vorstandsmitglied in einem Verein, der eine Tagesstätte für Demenzkranke unterhielt. Vor diesem Hintergrund kam ich in Kontakt mit Lehrenden und Studierenden der Hochschule in Stendal, an der der Studiengang Rehabilitationspsychologie angeboten wird. Zurzeit bereite ich zusammen mit den beiden Mitarbeiterinnen des Landkreises im Bereich des Teilhabemanagements ein neues EU-Projekt vor, das sich mit dem Thema des Übergangs von Menschen mit Behinderung in den ersten Arbeitsmarkt beschäftigen soll.

Das ehrenamtliche klimapolitische Engagement lebe ich als der Vorzeigese Senior in der »Fridays for Future«-Gruppe aus. Eigentlich ein auch genuin christliches Thema, wenn man an die »Bewahrung der Schöpfung« denkt. Jede Christin und jeder Christ sollte sich dafür einsetzen. Aktuell versuchen wir in der Verbandsgemeinde einen Klimaentscheid im Rahmen der bundesweiten Initiative »Germanzero« durchzusetzen. Dabei soll der Verbandsgemeinderat über Druck von außen in Form eines Einwohnerantrages oder Bürgerbegehrens dazu gebracht werden zu beschließen, bis 2030 oder wenigstens 2035 klimaneutral zu werden.

Aber ein wenig Gestaltung der Außenwelt konnte ich auch als Ehrenamtler in meiner Funktion als Vorstandsvorsitzender der Altmärkischen Bürgerstiftung verwirklichen: Zu Ehren des (einzigen) großen Sohnes der Hansestadt Stendal, Johann Joachim Winckelmann (1717–1768), dem Begründer der Klassischen Archäologie und modernen Kunstwissenschaft, gibt es jetzt in Stendal den »Winckelmann Pfad«. Mit Hilfe von im Bürgersteig verankerten

Edelstahlplatten werden Interessierte zu den Stätten seines Lebens (Geburts-
haus, Taufkirche, Lateinschule, Denkmal) durch die Stadt geführt. Ein Faltblatt
und die Internetseite (www.buergerstiftung-stendal.de) helfen dabei und ge-
ben Hintergrundinformationen.

Jens Odewald

BERUFUNG ÜBER DEN BERUF HINAUS

Jens Odewald war u. a. Vorstandsvorsitzender der Kaufhof Holding AG und Vorsitzender des Verwaltungsrates der Treuhandanstalt.

Wenn man, gerade frisch 80 Jahre alt geworden, gebeten wird, sich zu Themen wie Beruf und Berufung zu äußern, muss man erst einmal nachdenken. Der Gedanke taucht auf, was vom Leben, das man glaubt, verantwortlich gestaltet zu haben, wichtig oder geradezu falsch war. Die ewigen Fragen – Was ist das Leben? Wofür lebt der Mensch? – tauchen unter anderem auf. Manche Menschen werden andere Fragestellungen wählen. Häufig stellen sich auch ganz andere Probleme, denn in der Regel hängen die Fragen davon ab, welchen Blickwinkel man hat. Da es nicht darum gehen kann, alle Antworten hier differenziert zu analysieren, möchte ich das Naheliegende tun, und von den Situationen berichten, in denen ich handelte oder unterließ, etwas zu tun.

Das Leben bringt einen oft in Entscheidungsprozesse, die bei realistischer Betrachtung weder erwünscht sind noch echte Handlungsspielräume bieten. Diese Fälle möchte ich heute nicht behandeln. Vielmehr geht es um die Bereitschaft, Situationen mit Handlungsbedarf zu erkennen und zu nutzen. In meinem Fall umschließt das Bereiche wie Kunst, Gesellschaft, Kultur, Kirche, Wissen und Wissenschaftsvermittlung. Ich möchte nun einige dieser Situationen aus meinem Leben schildern. Vielleicht rufen sie bei dem Leser Fragen hervor, ob Hilfsbereitschaft oder »Wohltätigkeit« multiplizierbar sind. Für mich gilt der Satz, dass jeder Tag nicht nur Risiken, sondern auch Chancen beinhaltet. Wenn in meinen Überlegungen, die auch zum Thema »Ruhestand« verfasst wurden, wenig über »Ruhestand« zu lesen ist, so liegt das weitgehend daran, dass meine beruflichen und sozialen Tätigkeiten für mich einen nahtlosen Übergang in das sogenannte »Pensionsalter« darstellten.

Geboren wurde ich in den Wirren der Kriegsjahre am 21. September 1940 in Hannover. Nachdem wir dort ausgebombt wurden, zogen meine Mutter und meine zwei älteren Schwestern zur Evakuierung nach Lautenthal im Harz, mein Vater war in Kriegsgefangenschaft. In Hannover, wohin wir 1948

zurückkehrten, besuchte ich die Volksschule und anschließend das neu-sprachliche Bismarck-Gymnasium. Während der Oberstufe gründete ich dort ein politisches Forum für hannoversche Oberschüler. Nach dem Abitur begann ich in Freiburg im Breisgau Rechtswissenschaften zu studieren und wurde Mitglied in der schlagenden Verbindung Cimbria. Mit guten Vorsätzen für das Leben! Um meine Französisch-Kenntnisse zu verbessern, setzte ich mein Studium in Genf fort, wo der Studienbetrieb sehr viel intensiver und persönlicher war. So fragte mich beispielsweise einer der Professoren, nachdem ich an einem Tag nicht zur Vorlesung erschienen war, ob es mir gesundheitlich besser ginge, wobei die Frage gleichzeitig die Antwort war. Im 16. Jahr nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs hatte Genf für mich etwas Ermunterndes und Erfrischendes – mit vielen Neuigkeiten an Restaurants, im Shopping und an angenehmen Kollegen. Als Dank hatten wir in einem Semester die juristischen Professoren eingeladen. Der Professor, der Gast der Studenten war, stellte in einer kurzen Rede die Frage, was die Jurisprudenz und ein Käsefondue gemeinsam hätten. Die Antwort lautete: »Beides Käse!«

Zum fünften Semester wechselte ich nach Göttingen, um mich dort auf das Examen vorzubereiten. Die Universität dort galt als Arbeitsuniversität – Freiherr vom Stein hatte einmal über Göttingen geschrieben: »Wenn man nicht vor Langeweile sterben will, bleibt einem nichts übrig, als zu arbeiten.«

An der Göttinger Universität lehrte Professor Werner Weber öffentliches Recht. Bei ihm schrieb ich während meiner Referendarzeit am Oberlandesgericht Celle eine Doktorarbeit im Bereich Verfassungsrecht. Als berufliches Ziel hatte ich lange Zeit eine Tätigkeit im Auswärtigen Amt vor Augen. Jedoch erschien mir dies nach einem Besuch etlicher deutscher Botschaften im Ausland in Anbetracht des Abbaus des Nationalstaates nicht mehr attraktiv. Durch einen glücklichen Umstand traf ich mit einem Juristen zusammen, der im Steuerrecht eine besonders effiziente Ergänzung sah. Dies überzeugte mich. Und so begab ich mich nach dem zweiten juristischen Staatsexamen auf die Suche nach einem adäquaten Arbeitsplatz.

Für einen Anfänger fand ich das Angebot der Hauptverwaltung der Deutschen Esso AG gut: Vor einer Betätigung in der zentralen Steuerabteilung in Hamburg bot mir die Gesellschaft ein neunmonatiges »Rotation« an, das mich in die Bereiche Finanzierung, Recht und Marketing mit Public Relations einführte. Auf die darauffolgende Tätigkeit in der Steuerabteilung bereitete ich mich in einem zweijährigen Kurs vor, der abends außerhalb der Dienstzeiten stattfand. Das Examen, mit dem dieser Kurs endete, war für mich wohl die schwierigste Prüfung in meiner Ausbildung, denn ich hatte wichtige Bereiche der Betriebswirtschaft an der Universität nicht hinreichend gelernt. Interes-

sant und lehrreich waren für mich während der Rotation ein sechsmonatiger Einsatz im Bonner Verbindungsbüro des Konzerns mit vielen wichtigen Kontakten zu bemerkenswerten Personen.

Im Jahre 1974, in dem ich in der Steuerabteilung sehr spürbar vorangekommen war, erhielt ich von der Logistikfirma Kühne & Nagel das Angebot, die Führung des gesamten kaufmännischen Bereiches des Unternehmens in Deutschland zu übernehmen. Da der Finanzgeschäftsführer aus gesundheitlichen Gründen früher als geplant ausstieg, wurde ich bereits nach einigen Monaten mit der kaufmännischen Geschäftsleitung betraut. Ein Jahr später berief mich der Verwaltungsrat der Konzern Holding Kühne & Nagel International AG in der Schweiz in den Vorstand. Die Tätigkeit war von besonderem Interesse, weil das Unternehmen Filialen und Beteiligungen in allen Kontinenten aufgebaut hatte. Besonders intensiv begleitete ich den Bereich Nordamerika (USA und Kanada) sowie einige in Europa ansässige Beteiligungen.

Bei einer geplanten Verlängerung meiner Aufgabe der internationalen AG versuchte der Gesellschafter eine Residenzpflicht in der Schweiz für mich zu statuieren. Damit verbunden war die Frage, ob ich weiter in der Geschäftsführung der nationalen AG in Hamburg bleiben könnte, denn das internationale Geschäft war sehr erfolgreich, verlangte allerdings auch einen hohen zeitlichen Aufwand. Meine Frau, die damals als Ärztin am Universitätsklinikum Eppendorf tätig war, wäre ohne größere Probleme, die ich ihr nicht zumuten wollte, nicht zum Wechsel bereit gewesen. Also gaben wir den zusätzlichen Wohnsitz in der Schweiz am Zürichsee auf. Danach erfolgte eine Tätigkeit von anderthalb Jahren in der Wirtschaftsprüfungsgesellschaft Susat & Partner, an die ich gerne zurückdenke. Die Adresse Susat war gut, die Kollegen waren kenntnisreich und sympathisch und man war zufrieden. Ich hatte jedoch den Eindruck, dass eine Beratungstätigkeit auch bei einer hochqualifizierten Wirtschaftsprüfungsgesellschaft etwas anderes ist als eine operative Tätigkeit in einem Großunternehmen. Es fiel mir schwer, aber per saldo war die Entscheidung, in den Vorstand des Warenhauskonzerns Kaufhof einzutreten, die richtige – auch aus heutiger Perspektive. Damit einher ging ein Umzug von Hamburg nach Köln, wo Kaufhof seine Zentrale hatte. Kurz nach meinem Eintritt in die Kaufhof AG zeichnete sich ein Wechsel auf der Gesellschafter-Ebene ab: Die Metro AG übernahm einen maßgeblichen Anteil als Gesellschafter, und Herr Erwin Conradi, Metro Vorstandsvorsitzender, löste den Dresdner Bank Bankier Dr. Bresser als Vorsitzenden des Aufsichtsrates ab. Da die Warenhäuser durch veränderte Marktverhältnisse nicht mehr wie gewünscht resultierten, erwarben meine Vorstandskollegen und ich Anteile an jungen Fachmärkten verschiedener Branchen sowie andere Beteiligungen,

die gut resultierten. Besonders erfreulich entwickelte sich die Kaufhof-Beteiligung an Hapag Lloyd. Während meiner Zeit im Kaufhof-Konzern brachte insbesondere das ertragreiche Wachstum der jungen Gesellschaften viel Positives, jedoch blieben die Strukturprobleme von Warenhäusern verbesserungsbedürftig. Im Jahr 1995, als Probleme im Tourismusbereich auftauchten, kam es schließlich zur einvernehmlichen Auflösung meines Vertrages.

Mit der Frage konfrontiert, was man mit 55 Jahren noch Neues tun kann, rieten mir Freunde unter Hinweis auf viele erfolgreiche Beteiligungen, die ich in meiner Kaufhof-Zeit gekauft hatte, in diesem Bereich selbst aktiv zu werden. Ein eigenes Geschäft aufzubauen, entsprach sehr meinen Vorstellungen. Ich gründete eine Private-Equity-Gesellschaft mit 150 Mio. Euro Eigenkapital, die ich von erstklassigen Kapitalanlegern einwerben konnte. Da ich in Berlin interessante Ansatzpunkte für Wachstum sah und dieser Standort auch von potenziellen Partnern für gut befunden wurde, haben wir anderthalb Jahre nach meinem Ausscheiden bei Kaufhof Holding in Berlin die Odewald & Compagnie GmbH für Beteiligungen gegründet. Inzwischen hatte ich über Freunde einen guten Kontakt zu Joe Rice, dem Gründer einer der führenden US-amerikanischen Private-Equity-Firmen Clayton Dubilier Rice gewinnen können. Dies hat mir einen guten Einblick in das amerikanische Private-Equity-Geschäft vermittelt, wobei auch Differenzen zu Deutschland ersichtlich wurden. Da unser Wachstum besonders stark war, gründeten wir für neuere Aktivitäten die Odewald KMU, eine Investmentgesellschaft für mittelgroße Investments, die interessante Renditen erwirtschaftet, wobei sie bereits jetzt eine Neugründung mit erhöhtem Eigenkapital ins Auge fasst. Das Private-Equity-Geschäft wird weiter wachsen, wenn auch Variationen denkbar sind.

Gut 15 Jahre nach der Gründung der Odewald & Compagnie GmbH war der Punkt gekommen, an dem ich mich aus dem aktiven Management zurückzog. Den Interessen meiner Frau und dem restlichen Teil der Familie habe ich mich weitgehend genähert, auch wenn die Wirklichkeit immer wieder Versuchungen bringt und ich gelegentlich zu schwach bin, diese vollständig von mir zu weisen.

Was treibt mich an und was bringt mich dazu, etwas zu tun? Die Antwort hierauf zu finden, ist für mich relativ einfach und schwierig zugleich: Es geht für mich darum, ob ich im eigenen Engagement etwas Positives entfachen und ob ich denen helfen kann, die der Hilfe bedürfen. Jeder Tag bietet neue Chancen und Möglichkeiten. Ich freue mich, genau in dieser Richtung tätig sein zu können. Die Arbeit – wenn es überhaupt eine solche ist – fällt leicht und macht Freude. Schwieriger zu finden ist die Antwort auf die Frage, warum

ich mich für eine bestimmte Option entscheide, wenn mehrere zur Auswahl stehen. Prioritäten zu setzen, kann auch bedeuten, festzulegen, was später oder gar nicht kommt. In dieser Lage musste ich gelegentlich entdecken: Ich habe es getan, und zwar gern.

Wenn ich heute das ansehe, was zum Teil mit meiner Unterstützung versucht wurde, um Hilfe für andere zu leisten, ergibt sich folgendes Bild: Die Bereiche, in denen wir bzw. ich Unterstützungen eingebracht haben, umfassen Soziales, Kunst und Kultur, Wissensvermittlung und Wissenschaften sowie die Kirche (als Gemeindemitglied im lokalen Umfeld als auch in größeren Dimensionen auf Bundes- und Landesebene). In all diesen Bereichen gab es jeweils unterschiedliche Gründe für ein Engagement, wobei insbesondere die Geschichte der letzten hundert Jahre Fragen aufwirft, wo man Fehler vermeiden und Dinge anders gestalten müsste.

Als ich Anfang der 1990er Jahre in Berlin war, herrschte dort eine gewisse Aufbruchsstimmung. Dies traf auch für die Humboldt-Universität zu Berlin zu. Während eines Abendessens in dem Privathaus eines Berliner Unternehmers wurde ich nach dem Dessert gefragt, ob ich mir eine Unterstützung der Studenten der Humboldt-Universität vorstellen könnte, wobei organisatorisch auch etwas Neues entstehen müsste. Da man bei einer derartigen Aufgabe auch deren Dimension richtig zu bewerten hat, galt es Mitstreiter zu finden. Dabei war der Einsatz von Prof. Dr. Michael Hofmann-Becking, Prof. Dr. Hannes Rehm und Dr. Christian Olearius und vielen anderen in Form einer Kapitaleinlage ein wichtiger Baustein für die Gründungsarbeit der Stiftung, wobei natürlich alle Arbeiten zur Gründung der Stiftung von uns erledigt wurden. Auch hat uns Prof. Dr. Christoph Marksches, der damalige Präsident der Humboldt-Universität, in der Gründungsphase der Stiftung und darüber hinaus herausragend unterstützt, und zwar in einer Weise, die der jungen Stiftung besonders gut tat. Wie häufig üblich, hatten wir ein Kuratorium auszusuchen, das gemeinsam mit einem Vorstand, die Arbeit der Stiftung prägte. Wichtig, wie bei Führungsgremien überhaupt, war die Mischung von individuellen Stärken, die sich ergänzten.

Projekte für die Stiftung gab es hinreichend, sie lagen sowohl in der umfangreichen Bausubstanz, die nach dem Stiftungszweck als erhaltenswürdig galt, als auch in operativen Aufgaben, die der materiellen Unterstützung dienten. Ein gutes Netzwerk trug dazu bei, in kurzer Zeit Evidentes zu erschaffen. Ein besonderer Reiz dieser Arbeit, die einen erheblichen Aufwand darstellte, bestand darin, eine der einst führenden Universitäten der Welt, die durch den Zweiten Weltkrieg und seine Folgen an Boden verloren hatte, auf dem Weg zu hoher Leistungskraft in Forschung und Lehre zu begleiten. Es gab ei-

nen erheblichen Nachholbedarf: An der Universität gab es weder Stiftungen noch eine Alumni-Kultur sowie nur wenig Kapital für die Förderung. Bei der Stiftung Humboldt-Universität galt es dem Anspruch des Gründernamens, der sich im Zuge der Arbeit immer wieder als hilfreich erwies, und der Lage der Universität im Zentrum der neuen alten Hauptstadt des vereinten Deutschlands gerecht zu werden.

Einen nachhaltigen und sichtbaren Baustein der Stiftungsarbeit stellt heute das wiedererstellte Tieranatomische Theater dar, das älteste Lehrgebäude Berlins und eindrucksvolles Werk Carl Gotthard Langhans'. Die generöse Spende der Hermann Reemtsma Stiftung gab die Initialzündung für den Wiederaufbau, nicht nur des Theaters selbst, sondern auch seiner Anbauten. Dazu beigetragen haben nicht zuletzt auch eine Vielzahl weiterer Spenden.

Eines der Projekte, die der Stiftung am Herzen liegen, ist ein Projekt, das wir mit der Bayer-Stiftung realisieren konnten: Das Humboldt-Bayer Mobil ist ein großer, grüner LKW, ein fahrendes Schülerlabor, das Schülerinnen und Schülern – also den Studenten von morgen – im Bereich der Lebenswissenschaften, besonders der Physik und der Medizin, die Möglichkeit bietet, selbständig zu experimentieren und in direkten Kontakt mit der Universität zu kommen. Ein weiteres Thema sind reizvolle Forschungsprojekte, die von Wissenschaftlern zur Unterstützung durch die Stiftung vorgeschlagen werden. Die gelegentlich im Rahmen der Stiftung von den Forschern präsentierte wissenschaftliche Projektarbeit ist für viele Förderer eine überzeugende Argumentation für ihr Engagement. Die einzelnen Themenvorschläge werden hinsichtlich ihrer Eignung, weitgehend durch Wissenschaftler – auch durch Hinzuziehung von Wissenschaftlern der HU – geprüft und anschließend in den Stiftungstreffen, die zweimal im Jahr für Freunde und Förderer veranstaltet werden, von den Wissenschaftlern selbst präsentiert. Diese Treffen sind ein Forum, Menschen außerhalb des universitären Zusammenhangs für wichtige Themen zu begeistern. Die Stiftung dient hier als Scharnier zwischen Universitätslehrkörper und Unterstützern.

Darüber hinaus werden Studierende direkt gefördert, in sogenannten Deutschlandstipendium-Themenklassen, die immer ein Thema unter interdisziplinären Aspekten behandeln und dabei von Lehrenden begleitet werden. Die Ergebnisse der Studierenden, die sich in einem Bewerbungsprozess als Stipendiaten qualifizieren, werden den Unterstützern vorgestellt. Dabei besteht die Möglichkeit, auch in kleinerem Rahmen zu spenden. Es handelt sich um eine nachhaltige Förderung für junge Menschen, die so ein besonderes Studierenerlebnis haben – und vielleicht selbst einmal als Alumni ihre Dankbarkeit durch Unterstützung für die Humboldt-Universität zeigen.

Ein völlig anderes Betätigungsfeld ergab sich durch meine Mitgliedschaft im Kuratorium der Guardini Stiftung, in die mich ein prominenter Katholik eingeführt hatte. Die 1987 gegründete Stiftung wurde zu einem Brückenschlag für einen Kulturdialog zwischen Kunst, Wissenschaft und Glauben. Bevor ich mich als private Person für eine Mitgliedschaft im Kuratorium der Guardini Stiftung entschieden hatte, beeindruckte mich die Offenheit Guardinis und es reizte mich die Erkenntnis, dass man die Chancen, die die Pensionärszeit eröffnet, durch einen engeren Bezug mit der christlichen Philosophie verbinden kann. Diesem Zweck dient auch die Mitgliedschaft in einem theologischen Gesprächskreis.

Eine Aktivität, die nicht nur für die Betroffenen, nämlich Museum und Museumsfreunde hilfreich ist, sondern auch mir selbst immer wieder Inspirationen und bereichernde Stunden bietet, ist die Mitgliedschaft im Vorstand der Freunde des Wallraf-Richartz-Museums und des Museums Ludwig in Köln. Hierzu hatte mich 1980, nachdem ich in den Vorstand des Warenhauskonzerns Kaufhof eingetreten war, Dr. Christians, damals zugleich Aufsichtsratsvorsitzender der Deutschen Bank, eingeladen. Auch nach dem Ausscheiden aus der Kaufhof Holding AG bin ich in diesem Vorstand inzwischen mehr als 40 Jahre aktiv.

Im Jahr 1990 wurde ich von Bundeskanzler Dr. Helmut Kohl gefragt, ob ich bereit sei, als Nachfolger von Detlev Rohwedder den Vorsitz des Verwaltungsrates der neugegründeten Treuhandanstalt zu übernehmen. Ich übte dieses Amt von 1990 bis 1994 ehrenamtlich aus, wobei die gleichzeitige Ausübung mit dem Vorstandsvorsitz in der Kaufhof Holding einen hohen persönlichen Einsatz forderte. Nicht zuletzt die Ermordung Detlev Rohwedders, die für uns alle sehr schmerzlich war, machte auch die persönlichen Gefahren klar, denen man sich in diesem Amt ausgesetzt sah. Die Belastung war enorm. Wenige verantwortliche Staatsbürger waren dazu bereit, eine ähnliche Doppelbelastung einzugehen. Ich habe diese Aufgabe nicht nur in ihrer mannigfachen Komplikation gesehen, sondern auch als eine Chance, meine Kollegen, in welchen Gremien sie auch immer saßen, zu begleiten. Es ging immerhin um das Wohl von rund 17 Millionen Menschen, denen die Einheit neue Wege bot, die nicht immer leicht zu begehen waren. Es bedeutete für mich, dass bei dieser Integration ein hohes soziales und humanitäres Thema gelöst werden musste, was mit der außerordentlichen Hilfe vieler hochqualifizierter Verwaltungsmitglieder gelang. Als Anfang 1994 ein ernster Krankheitsfall in meiner Familie auftrat, war für mich jedoch die Grenze der Belastbarkeit erreicht. Nach vier Jahren, in denen ich mich dieser Aufgabe gewidmet hatte, bat ich darum, das mir anvertraute Amt niederlegen zu können. Zu dem Zeit-

punkt waren rund 90 Prozent der Arbeit der Treuhandanstalt erledigt. Ein guter Mann, Dr. Manfred Lennings, übernahm dieses Amt mit gutem Erfolg.

Das »Pensionsalter« habe ich inzwischen erreicht und den Vorsitz der Stiftung Humboldt-Universität im 80. Lebensjahr niedergelegt. Ich brauche nicht zu überlegen, was ich »danach« machen könnte, im Gegenteil: Es ist notwendig das Tagespensum allmählich zu reduzieren – und so vielleicht auch ein wenig mehr Zeit für meine Sammlung von Kunstaussstellungskatalogen zu haben.

Bernt Renzenbrink

ES IST NICHT DAS ENDE, ES IST ABER DER WEG

»Das Wunder besteht darin, dass überhaupt Menschen geboren werden, und mit ihnen der Neuanfang, den sie handelnd verwirklichen können kraft ihres Geborenses. Nur wo diese Seite des Handelns voll erfahren ist, kann es so etwas geben wie ›Glaube und Hoffnung‹.«

Hannah Arendt, »Vita activa«

Bernt Renzenbrink war Geschäftsführer der Heilpädagogischen Hilfe Bersenbrück und Gründer des SCSD e.V.

EIN LEBEN FÜR INKLUSION

Jeder Mensch ist von seiner Geburt an einmalig und einzigartig. Dies findet in der biblischen Schöpfungsgeschichte seinen wunderbaren Ausdruck: »Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn«, und im Psalm 139,14: »Ich danke dir dafür, dass ich so wunderbar gemacht bin: wunderbar sind deine Werke; das erkennt meine Seele«. Hierdurch erfährt der Mensch von Anfang an seine individuelle Menschenwürde, die auch als höchstes, zuerst genanntes und am beschützungswertestes Gut in Artikel 1 unseres Grundgesetzes »im Bewusstsein vor Gott und den Menschen« (Präambel) aufgenommen ist: »Die Würde des Menschen ist unantastbar«. So geht es in unserem Handeln darum, sich immer wieder bewusst zu machen, dass dieser existenzielle Grundsatz für alle Menschen gilt – ob mit oder ohne Behinderung, ob alt oder jung, gesund oder krank, ob mit oder ohne Migrationsgeschichte. Die Inklusion, welche die Ermöglichung der aktiven Teilhabe aller am Leben in unserer Gesellschaft beschreibt, ist dabei nicht nur ein schöner Titel, sondern ein tragendes Menschenrecht, das allerdings immer wieder neu erstritten werden muss.

In meinem eigenen beruflichen Leben bin ich früh mit der Welt der Menschen mit besonderem Hilfebedarf konfrontiert worden. Wie bei vielen Menschen verlief mein berufliches Werden zunächst nicht gradlinig, sondern recht turbulent. Das lag jedoch nicht nur an meinem Temperament. Die gesellschaftlichen Verhältnisse in der Zeit mit ihren vielfältigen sozialen Her-

ausforderungen prägten mich persönlich und trieben mich um. Im Rückblick kann ich sagen, dass ich mich den Aufgaben mit Leidenschaft stellte, mich von »Guten Mächten wunderbar geborgen« (Dietrich Bonhoeffer) fühlte, mich aber auch von ihnen beauftragt sah – häufig im Zusammenwirken von Inspirationen und Mut machenden Impulsen durch andere Menschen. So konnte es gelingen, dass grundlegende Verbesserungen der Rahmenbedingungen für das Leben vieler Menschen mit einer psychischen Erkrankung und Behinderung erreicht werden konnte.

Meist ging mein Weg recht dynamisch voran. Immer wieder wurde aber auch von mir Wertvolles mit Wehmut zurückgelassen – vertraute Menschen, gute Arbeiten, liebenswerte Orte. Manchmal erschienen mir jedoch die Veränderungen und Neuanfänge meines Lebens wie ein wundersames neu Geboren-Werden. Persönlich stimmig für mich war es dann, wenn ich das gegenwärtige Leben und Arbeiten mit den vergangenen Prozessen meines Wirkens wie mit einem geistig gewebten wunderbaren Band verbunden und inspiriert fühlte. Eingewebt ist da auch ein roter Faden, der mir bis heute Gewissheiten und Richtung gibt.

WAS WILLST DU DENN MAL WERDEN?

Schon Kinder werden gefragt: »Was willst du einmal werden?« Damit wird der spätere Berufswunsch zum Thema gemacht – eine bedeutende Sache für das Leben. Ich kann mich noch daran erinnern, dass ich als Nachkriegskind Bankdirektor werden wollte; denn das Geld, das wir in der Familie zur Verfügung hatten, war schrecklich knapp und reichte nie aus. Ein Bankdirektor hat genug davon. Aber diese Idee verflüchtigte sich bald wieder. Als Blankeneser Kind spielte ich gern an der Elbe und träumte sehnsuchtsvoll den großen Schiffen nach, die in die weite Welt hinausfuhren. Kapitän wäre auch nicht schlecht. Aber da fehlte es mir wohl an Talent. Die Sehnsucht nach weiten Horizonten allerdings blieb.

Nach dem Waldorfschulbesuch wusste ich zunächst so gar nicht, was ich werden wollte und sollte. In dieser Zeit wurde ich von meiner um fünf Jahre älteren Schwester zu einem Besuch nach Norwegen eingeladen. Sie war dort in einem heilpädagogischen Heim in Kap am schönen Mjøsasee tätig und mit ganzem Herzen dabei. Ihre Arbeit erschien mir so nah am Menschen und unglaublich wichtig für das Leben. Es war beeindruckend für mich zu erleben, wie die behinderten Kinder und Jugendlichen ganz existenziell ihre mitfühlende Hilfe brauchten, aber auch viel Liebe zurückgaben. Mit dem Be-

such öffnete sich eine Welt für mich und ich spürte den starken persönlichen Impuls, Heilpädagoge zu werden. So absolvierte ich die Ausbildung am »Sonnenhof« in Arlesheim in der Schweiz, ganz nah und intensiv verbunden mit dem Leben der »seelenpflegebedürftigen« Kinder, wie sie dort respektvoll genannt wurden. Danach erfolgten der Zivildienst im Kreiskrankenhaus Pinneberg auf einer chirurgischen Station und das Pädagogik-Studium in Kiel.

Durch meine Arbeit mit Menschen und die wissenschaftstheoretische Ausbildung fühlte ich mich eigentlich recht gut gerüstet für das berufliche Werden. Doch nun kamen Welten bzw. Lebenswirklichkeiten auf mich zu, die in keinem der mir bekannten Lehrpläne behandelt wurden und mit denen ich vorher auch keine Berührung gehabt hatte. Während meines Studiums bis 1973 waren die menschenunwürdigen psychiatrischen Verwahranstalten kein Thema, als wären sie nicht existent, als hätte es sie nie gegeben. Doch ich begegnete zwei Menschen – einem Arzt und einer Pädagogin – in Lübeck, die sich beide für die Reform in der Psychiatrie in Schleswig-Holstein engagierten. Sie drückten mir ein damals neu herausgegebenes Buch mit dem schlichten Titel »Gruppenarbeit in der Psychiatrie« in die Hand und fragten mich, ob ich nicht schon einmal mit offener Gesprächsarbeit für psychisch kranke Menschen in Lübeck beginnen könnte. Das habe ich getan und bei einer Kirchengemeinde Unterschlupf für die Gruppenarbeit gefunden. In Lübeck, einer Stadt mit über 200.000 Einwohnern, gab es sonst nichts – außer einem Krankenhaus für die Akutversorgung und ein paar Nervenärzten (damaliger Versorgungsschlüssel: ein Nervenarzt für 68.000 Menschen). Zur gleichen Zeit erschien eine Anzeige in der »ZEIT«: Die Uniklinik Heidelberg suchte für ihre Außenstelle in Mannheim zur praktischen Unterstützung beim Aufbau der sozialpsychiatrischen Arbeit so jemanden wie mich. Das war wie ein Weckruf. Da musste ich hin und man wollte mich auch haben. Für mich war das alles unendlich bewegend und für mein berufliches Werden und Wirken prägend.

DAS ZENTRALINSTITUT FÜR SEELISCHE GESUNDHEIT

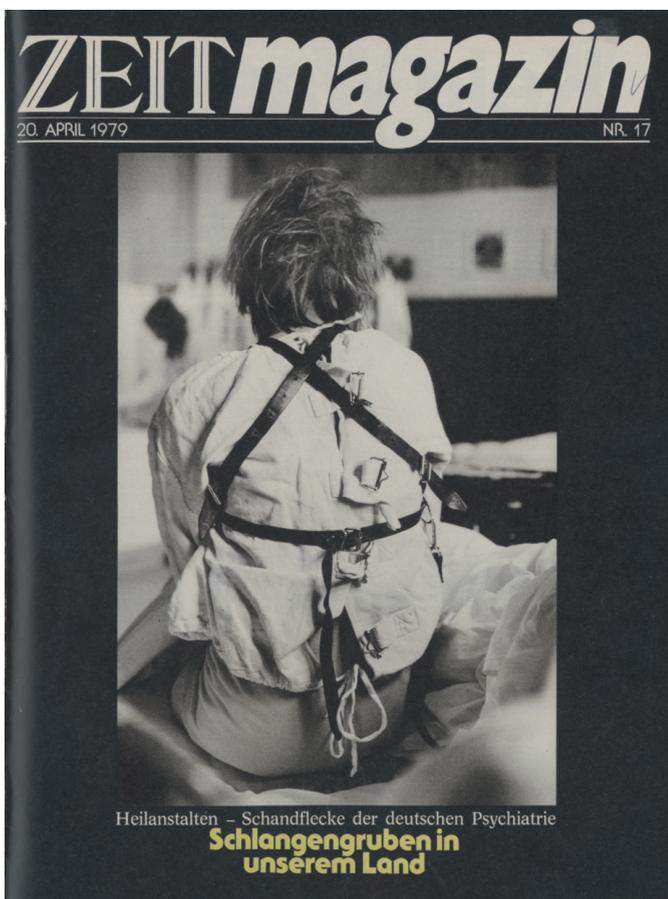
In der Uniklinik ging es für mich zunächst für ein Jahr auf die psychiatrische Akutstation – wieder nah bei Menschen in schwierigsten Lebenssituationen. Zugleich war die Fachwelt um mich in einzigartigem Aufbruch. Es galt, den Umzug in das neue »Zentralinstitut für Seelische Gesundheit« (ZI) vorzubereiten, der im Sommer 1975 erfolgen sollte und verbunden war mit der Planung der klinischen psychiatrischen Versorgung für den Großraum Mann-

heim mitsamt der zu etablierenden Lehre für die Studenten und einem epidemiologischen Sonderforschungsbereich. Wir befanden uns fach- und abteilungsübergreifend in einem offenen kommunikativen Informations- und Meinungsaustausch, der von dem Zusammenfluss aus wissenschaftlichen Studien und fundierten praktischen Erfahrungen lebte und sich höchst konstruktiv auf die psychiatrische Reformarbeit auswirkte.

Ich wechselte nach dem Jahr auf der Akutstation in die Ambulanz, um gemeindepsychiatrische Förderangebote für die Patienten zu entwickeln. Die Arbeit meiner Kollegen und mir wurde hier in interdisziplinären Teams reflektiert.

Parallel dazu galt es, die Psychiatrie-Enquête, die im Auftrag der Bundesregierung im September 1975 mit der Darstellung eines umfassenden Reformbedarfs für psychisch kranke und behinderte Menschen dem Bundestag vorgestellt werden sollte, fertigzustellen. Meinem damaligen hochkompetenten und ebenso engagierten Chef und ärztlichen Direktor Heinz Häfner kam hierbei eine federführende Aufgabe zu. Verbunden war dieser Prozess mit einer Vielzahl von Fachtagungen und Öffentlichkeitsarbeit, aber auch Visitationen in psychiatrischen Großkrankenhäusern (Bedburg-Hau, Haar, Weinsberg, Wunstorf, Schussenried). Wir besuchten die Häuser mit Ihren großen Schafsälen, Gummizellen, Behandlungsräumen, verängstigten Menschen und sprachen mit den Patienten, die man damals abfällig Schwachsinnige und Geisteskranke nannte. Es war alles schrecklich erbärmlich, unwürdig und kaum zu ertragen. Anschließend diskutierten wir mit dem Personal und den Krankenhausleitungen, die sichtlich Rechtfertigungsprobleme für ihr Handeln hatten. Eigentlich war allen klar: So kann es, so darf es nicht weitergehen. Das Titelbild vom ZEIT-Magazin von 1979 steht für die damalige Situation.

Ich selbst wurde gebeten, die Leitung des Sozialpsychiatrischen Rehabilitationszentrums Bodelschwingh-Haus in Neuss – einer damaligen Modelleinrichtung im Rheinland mit 41 Betten, mitten in einem Wohnviertel – zu übernehmen. Wir legten sogleich kräftig los und erlebten uns als Befreier gepeinigter Menschen aus den Psychiatrie-Anstalten. Das Gefühl war berechtigt; denn damals gab es noch sehr dicke, hohe, schier unüberwindbare Anstaltsmauern. Man sprach in der Fachwelt noch ganz unverblümt von intramuraler (mit rund 100.000 Betten) und extramuraler (Nervenärzte) Versorgung. Murus heißt: die Mauer. Die »Behandlung« fand damals noch ganz überwiegend innerhalb der Anstaltsmauern statt. Viele Menschen mit einer psychischen Erkrankung oder geistigen Behinderung verbrachten dort ihr ganzes Leben. Die Lebenserwartung war eher gering.



Schlangengruben in unserem Land: eine Patientin eines psychiatrischen Landeskrankenhauses in der Zwangsjacke (Foto: Rudi Meisel/VISUM)

Im Bodelschwingh-Haus bauten wir für die stationäre Rehabilitationsphase spezifische, wissenschaftlich fundierte Verhaltenstherapien in Zusammenarbeit mit dem Zentralinstitut für Seelische Gesundheit auf, schufen offene Wohnappartements und entwickelten den Aufbau verschiedener Arbeitsmöglichkeiten für die Rehabilitanden, später auch unter Nutzung des Rechtssystems der »Werkstatt für behinderte Menschen«, das im Rahmen des damals noch neuen Schwerbehindertengesetzes möglich wurde. Die Beschäftigungs- und Arbeitstherapie gewann in den Anstalten an Bedeutung und wurde weiter professionalisiert. Dass zum menschlichen Leben Angebote zur Tätigkeit und Arbeit dazugehören, die offene Räume brauchen, wurde mehr und mehr zur Maxime.

Waren es am Anfang nur Wenige, die sich beruflich engagierten, kamen binnen weniger Jahre viele dazu, die sich mit großem Einsatz und Herzblut einbrachten. Innerhalb der Sozialpsychiatrie wuchs eine breite, interdisziplinäre Bewegung heran, wo die Berufsgruppen der Krankenschwestern und Krankenpfleger, Ärzte, Ergotherapeuten, Sozialarbeiter, Sozialpädagoginnen und Psychologen und andere mehr aus der ganzen Bundesrepublik im »Mannheimer Kreis«, der »Deutschen Gesellschaft für soziale Psychiatrie« und der »Aktion Psychisch Kranke« zusammenkamen, mit Engagement über die Verbesserung der Verhältnisse diskutierten und Konzepte entwickelten. Es wurde eine Vielzahl von neuen, differenzierten Angeboten in den Regionen geschaffen. Ebenso wurden umfangreiche Enthospitalisierungsprogramme realisiert. Gemeinsam – auch im Zusammenwirken mit der Politik, den Ministerien und Verwaltungen – wurde tatsächlich vieles erreicht. 25 Jahre nach der Einreichung der Psychiatrie-Enquête im deutschen Bundestag konnte Heinz Häfner bei der Jubiläumsfeier in Bonn resümierend sagen: »Wir haben die Wende von einer hilflosen, vernachlässigten und schließlich der Unmenschlichkeit verfallenen Bewahrspsychiatrie zu einer offenen, hilfsbereiten und über wirksame Behandlungsinstrumente verfügenden, personennahen Psychiatrie erfahren dürfen.«

Eine der zentralen Fragen stand bei sehr vielen der betroffenen Menschen im Raum: Wie geht es weiter mit Arbeit und Beruf bei mir? Wo gibt es Perspektiven und reale Möglichkeiten? Was macht da noch Sinn? Ständig wurde ich mit diesen Fragen konfrontiert. Sie gingen mir persönlich nahe. Da gab es nichts, auf das man zurückgreifen konnte. Alles musste von Grund auf neu bedacht und konzipiert werden.

VITA ACTIVA

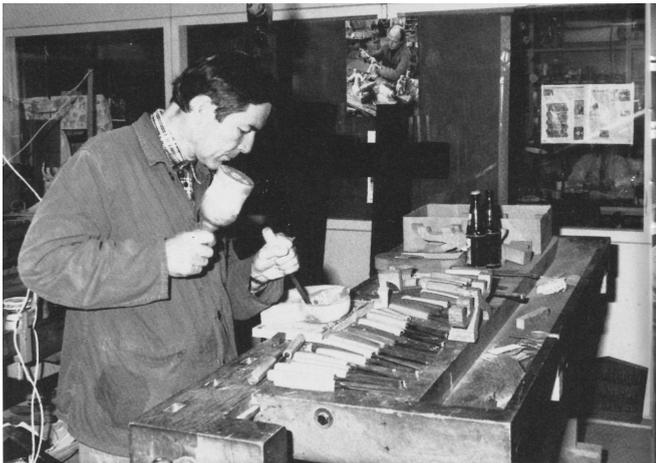
Bei der Suche nach praktischen Antworten auf diese Frage fand ich zu Beginn der 1980er Jahre die Aufgabe des Pädagogischen Leiters der Gemeinschaftswerkstätten in den v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel (Bielefeld) im Rechtsrahmen einer Werkstatt für behinderte Menschen – bis Ende der 1980er Jahre waren es rund 1000 Mitarbeitende. Hier bestand die Herausforderung, für die wachsende Anzahl der Menschen mit und ohne Behinderung ein vielfältiges Arbeitsleben zu organisieren, das ihre individuellen Fähigkeiten und Bedürfnisse fördert.

Eine gute Grundlage für die Entwicklung des Arbeitslebens war, dass schon für Friedrich von Bodelschwingh die produktive und schöpferische Ar-

beit eine zentrale Bedeutung hatte. So gab es hier eine Handweberei mit über 40 alten, wertvollen Webstühlen und eine dazugehörige Schneiderei sowie eine Drehselei, wo kunstvoll Weihnachtspyramiden und andere Holzprodukte hergestellt wurden. Ebenfalls gab es aus alter Tradition eine Buchbinderei, wo unter anderem kostbare alte Bibeln restauriert, aber auch Neues gedruckt und gebunden wurde.



In der Handweberei (1985)



In der Holzbildhauerei (1986)



Im Gartenbau (1986)

Neben der ständigen Weiterentwicklung der produktiven Arbeitsinhalte war es mir damals ein Anliegen, eine qualifizierte berufliche Bildung und arbeitsbegleitend fundierte pädagogisch-therapeutische Angebote zu etablieren. Mir war es wichtig, dass stets der Mensch mit seiner konkreten Bedarfslage im Mittelpunkt stand, zumal die Einrichtung einen Rehabilitationsauftrag hatte. Jedoch wurde schon damals das Spannungsfeld von pädagogischer/rehabilitativer Förderung und leistungsorientierter Produktion deutlich. Die Einrichtung war mit ihren Produktionen Partner der Wirtschaft. Aus den erwirtschafteten Erlösen wurden die Entgelte für die Beschäftigten bezahlt. Schon 1987 wurde in der Jubiläumsschrift zum 25-jährigen Bestehen der Gemeinschaftswerkstätten festgestellt: »Wohl in keiner anderen Institution wird so unmittelbar und hautnah pädagogischer und ökonomischer Auftrag programmatisch nebeneinandergestellt wie in der Werkstatt für behinderte Menschen.« Dass darin ein Zielkonflikt enthalten ist, gilt bis heute.

Zugleich haben wir uns in den 1980er Jahren gefragt: Warum ist Arbeit und Beruf eigentlich so wichtig für uns Menschen? Warum engagieren wir uns so stark für das Arbeitsleben? Lohnt es sich nicht viel mehr, von einer schönen arbeitsfreien Zeit zu träumen und über alternative Lebensformen

nachzudenken? Mit diesen Fragestellungen stieß ich mit meinen Kollegen auf Hannah Arendt. Sie schreibt in ihrem Werk »Vita activa oder vom tätigen Leben« einen Satz, der viele von uns tief angesprochen und unsere Haltung zum positiven Wert der Arbeit gestärkt hat: »Der Segen der Arbeit ist, dass Mühsal und Lohn einander in dem gleichen regelmäßigen Rhythmus folgen wie Arbeiten und Essen, die Zubereitung der Lebensmittel und ihr Verzehr, so dass ein Lustgefühl den gesamten Vorgang begleitet, nicht anders als das Funktionieren eines lebendigen Körpers.« Sie führt weiter aus, dass die Arbeit zu Recht in der Neuzeit als »Glück« zum Ideal erhoben wurde, was aber zugleich für die arbeitenden Menschen eine Selbstverständlichkeit war. Sie schreibt weiter: »Das Recht, nach diesem ›Glück‹ zu trachten, ist so unbestreitbar wie das Recht auf Leben, es ist sogar mit ihm identisch.« Wichtig war uns, dass Hannah Arendt über diesen Aspekt der Tätigkeit hinausgeht und betont, dass jeder einzelne Mensch allein durch das Wunder seiner Geburt einzigartig ist. Sie warnt vor der Verdinglichung des Menschen und seiner Selbstentfremdung im Zuge der in der Neuzeit extrem expandierenden Produktion, der Werbung und des Konsums. Diese Hinweise gaben uns damals Impulse in der Reflexionen zur Gestaltung des Arbeitslebens und zur Weiterentwicklung schöpferischer Eigenproduktionen, mit denen sich die tätigen Menschen identifizieren können.

Bei allen Schwierigkeiten in der Welt brauchen wir für unsere Existenz immer wieder neu Glaube und Hoffnung. Dazu schreibt sie sehr schön: »Daß man in der Welt Vertrauen haben und daß man für die Welt hoffen darf, ist vielleicht nirgends knapper und schöner ausgedrückt als in den Worten, mit denen das Weihnachtsoratorium die ›frohe Botschaft‹ verkünden: ›Uns ist ein Kind geboren.«

Es ist schon spannend, wieder ein Buch zur Hand zu nehmen, das vor rund 38 Jahren für mein Handeln Bedeutung hatte. Jetzt erscheint es mir noch viel offener und facettenreicher. Allgemein hat Hannah Arendt in den letzten Jahrzehnten an Berühmtheit gewonnen. In manchen Medien wird sie groß als »Die Prophetin der Freiheit« gefeiert (DIE ZEIT vom 6. Mai 2021).

Auch wenn sie heute differenziert beurteilt wird, war die Studie der Sozialforscherin Marie Jahoda über die Arbeitslosen von Marienthal (1933) für mich von Bedeutung im reflektierenden Kontext zum Wert der Arbeit ohne Entlohnung: In den 1980er Jahren und auch heute noch bekommt man in einer Werkstatt für behinderte Menschen nur ein Taschengeld – damals im Durchschnitt 160 DM im Monat, heute 150 Euro –, was in diesem Jahrhundert nicht der UN-Menschenrechtskonvention entspricht. Die Studie von Jahoda wurde 1983 unter dem Titel »Wieviel Arbeit braucht der Mensch« mit einem

Vorwort von Willy Brandt für einen breiteren Leserkreis herausgegeben. Sie beschreibt, dass Erwerbslosigkeit zwar unentwerrbar mit Armut verknüpft ist, es aber noch andere schwerwiegende Folgen von Arbeitslosigkeit gibt. Das Gravierendste dabei ist das Nichtvorhandensein einer geregelten Zeitstruktur des wach erlebten Tages. Das Zeitgefühl geht verloren und damit auch die Fähigkeit, alltägliche Vorgänge angemessen durchzuführen. Ebenso wird das deprimierende Gefühl beschrieben, nicht mehr gebraucht zu werden und kaum Kontakte außerhalb des Haushalts zu haben, mit der Folge, dass Resignation und mentale Lethargie sich breit machen. Willy Brandt betont in seinem Vorwort: »Menschliche Arbeit hat nicht nur einen Ertrag, sie hat einen Sinn. Die Ermöglichung der Arbeit ist ein moralisches Gebot schlechthin. Wie so häufig in unserem Leben erkennen wir erst bei Verlust eines Wertes, eines Gegenstandes oder einer Fertigkeit die ihm oder ihr zukommende Bedeutung.«

Unsere Intention für die Gemeinschaftswerkstätten zur Gestaltung der Arbeit war, dass der Blick sich zunächst nicht auf das Produkt konzentrieren sollte, zu dessen Herstellung man Menschen brauchte, sondern auf die Menschen selbst mit ihren individuellen Talenten, Wünschen, aber auch Einschränkungen. Dies forderte ein hohes Maß an Einfühlungsvermögen, schöpferischen Ideen, Diversität und auch Realitätssinn. Wir fragten uns damals: Müssen wir nicht als sozial Verantwortliche bei der Gestaltung des Arbeitslebens – auch im Sinne von Hannah Arendt – eigentlich Künstler sein? Brauchen wir nicht mehr Freiräume, um als solche wirken zu können?

SOZIALE PLASTIK

Mitte der 1980er Jahre hatte ich ein besonderes Erlebnis: Joseph Beuys, der 2021 zu seinem 100. Geburtstag international als einer der bedeutendsten deutschen Künstler des 20. Jahrhunderts geehrt wird, hielt in der Theologischen Hochschule Bethel einen Vortrag zu seinem erweiterten Kunstbegriff.

Die Malerei und die anderen Künste hätten heute nicht mehr wie früher eine bewusstseinsprägende Bedeutung für die Menschen. Das Bild an der Wand im Wohnzimmer oder die Kunstabbildungen in öffentlichen Räumen dienten heute in Wahrheit doch nur der Dekoration. Es käme in unserer Zeit auf die ganzheitliche und schöpferische Gestaltung sozialer Räume an. In diesem Zusammenhang sprach er von der sozialen Plastik, von den ökologischen Betrieben mit Gemeinschaftsgeist, die er weiter persönlich ausbauen wolle. »Wir haben doch alle die künstlerischen Potenziale, in schöpferischen

Prozessen aktiv mitzugestalten, jeder Einzelne hat die Gaben zum Künstler«, führte er aus. Die Trennung von Kunst und Gesellschaft solle aufgehoben und Kunst demokratisiert werden.

Seine Ausführungen wurden anschließend im Saal recht distanziert diskutiert. Ich fühlte mich allerdings persönlich von den vorgetragenen Visionen sehr angesprochen und habe mich im Nachklang gefragt: Brauchen denn nicht tatsächlich die Menschen neue Freiräume mit gesellschaftlicher und kirchlicher Unterstützung, die sie zur sozialen, ökologischen und gerechten Gestaltung im ganzheitlichen Sinne schöpferisch nutzen können? Wäre das nicht gerade nach den jüngsten bitteren Erfahrungen der Anstaltspsychiatrie, die Menschen eingemauert hat, richtig?

Wir haben diese künstlerische Inspiration jedenfalls zeitnah und aktiv zur Gestaltung einer »Sozialen Plastik« als Impuls genutzt. Die neue Textildesignerin in der Handweberei entwarf einzigartige Stoffmuster, die dann in Handweberei von den Beschäftigten gewebt und in der Schneiderei zugeschnitten wurden. Es gab eine hinreißende Modenschau mit allen Beschäftigten aus der Handweberei und Schneiderei in Bielefeld Mitte. Es war ein Kunstwerk, eine wunderbare Performance mit großem Anklang in der Bevölkerung, damals eine echte Sensation. Ich habe das Ereignis als inklusiv-künstlerisches Highlight in Erinnerung, das erkennbar vielfältige Barrieren und manche Stigmatisierungen bei den zahlreichen Besuchern abgebaut hat.

Könnte nicht die Kirche mit ihren vielfältigen großartigen Erfahrungen aus ihrer epochalen Kunstgeschichte, wo die Kunst das Bewusstsein der Menschen prägte und veränderte, dafür noch mehr Raum geben? Religion, Kunst und die Gestaltung des sozialen Lebens könnten einander wunderbar befruchten.

Und heute? Gerhard Wegner schreibt fast 40 Jahre später am 14. Januar 2021 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* einen kirchenkritischen Beitrag, in dem es um die Wahrnehmung der gesellschaftlichen Rolle der Kirche geht. Ist die Kirche nutzlos geworden? Doch bei der Religion geht es um mehr. Wegner schreibt: »Es entfalten sich grundsätzlich alternative, nicht funktionale Möglichkeiten. Wer auf sie verzichtet, muss letztlich die Welt so hinnehmen, wie sie ist. Auch Kunst illustriert nicht etwas Vorgegebenes, sondern schenkt zwanglos neue Perspektiven. Paradox gesagt: Religion ist folglich mehr als überflüssig – sie ist überschießend.« Der Funke muss also überspringen, damit Schöpferisches neu entstehen kann. Dafür braucht es entsprechend einladende freie soziale Räume.

FREIRÄUME

In Bethel empfand ich in den ersten Jahren meines Wirkens das kirchliche Leben als offen, freundlich einladend und inspirierend für das soziale Miteinander. Es wirkte sich bei unterschiedlichsten Anlässen über das Jahr mit gestalterischen Möglichkeiten, schöner Musik, gemeinschaftlichem Gesang und Sinn stiftenden Worten wohltuend im besten salutogenetischen Sinne aus. Das kirchliche Leben verbreitete Hoffnung und machte Mut, neue Wege zu gehen. Da sprang manch geistlicher Funke über in die Arbeitswelt der Gemeinschaftswerkstätten. Ich fühlte mich davon sehr angesprochen und trat in dieser Zeit wieder neu in die evangelische Kirche ein.

Doch das kirchliche Leben in den Betheler Gemeinschaften verlor in einigen Jahren rapide an Kraft. Neue Blockierungen bauten sich auf. Als ein weiterer Arbeitsbereich der Gemeinschaftswerkstätten aufgebaut werden sollte, angepasst an die besonderen Bedürfnisse psychisch kranker und behinderter Menschen, scheiterte das Anliegen am Konkurrenzgerangel mit der psychiatrischen Krankenhausleitung und innerhalb des damaligen Vorstandes. Schließlich ging es nur noch um Positionen und Macht.

Die anfänglich aufkeimenden Freiräume zur schöpferischen Gestaltung waren verschwunden, es ging nichts mehr wirklich voran. Das war wohl auch der Preis dafür, dass sich die v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel zunehmend nicht mehr als Träger vielfältiger und offener Lebensorte für Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen begriff, sondern als ein Unternehmen, das erfolgreich zu wirtschaften hatte, im Wettbewerb mit anderen stand und glaubte, sich mit seinem Management in kurzer Zeit neu und effizient aufstellen zu müssen. Verwerfungen bei Übergängen wirkten sich destruktiv aus.

NEUE WEGE

So wechselte ich nach zehnjähriger Tätigkeit Anfang 1990 zum Hessischen Diakoniezentrum Hephata in Treysa im Schwalm-Eder-Kreis, um dort die Leitung der Hephata-Werkstätten zu übernehmen. Das Unternehmen war nicht ganz so groß wie Bethel. Entscheidungsprozesse erfolgten hier bedeutend schneller und es ging konstruktiv voran. Schon nach recht kurzer Zeit gelang es, zwei qualifizierte Werkstätten für Menschen mit psychischen Erkrankungen und Behinderungen in den Orten Treysa und Fritzlar aufzubauen – darüber hinaus auch einen Bio-Bauernhof mit Ackerbau und Viehzucht plus

Kartoffelschälbetrieb für Großküchen sowie Kräuteranbau zur anschließenden Teeveredelung für den Gesundheitsmarkt: sozial und ökologisch zukunftsweisende Arbeitswelten für Menschen mit und ohne Behinderung. Ebenfalls konnte mit öffentlicher Unterstützung bereits nach drei Jahren ein Integrationsbetrieb zur Vermittlung von Menschen mit Behinderung in den Arbeitsmarkt kreiert werden: GENA – Gesellschaft zur Entwicklung neuer Arbeitsplätze gGmbH.

Parallel dazu gab es jedoch noch anderes zu tun. Der Fall der Mauer wirkte sich schon gleich am Anfang der 1990er Jahre stark auf die Situation der hessischen Diakonie Hephata aus. Hephata liegt nicht weit von der Thüringer Landesgrenze entfernt. Die DDR befand sich im Umbruch, die Wirtschaft lag am Boden, die staatlichen Institutionen und auch die Akteure in der Wohlfahrtspflege mussten sich gänzlich neu orientieren. Mit viel Einsatz half Hephata beim Aufbau eines Diakonieverbundes in Eisenach und der Weiterentwicklung des Christophoruswerkes Erfurt. Die Arbeit im Aufsichtsrat der Christophoruswerk Erfurt gGmbH, wo ich selbst mitwirkte, glich wie bei vielen Einrichtungen in Thüringen einer Baustelle, wo alles von Grund auf neu errichtet werden musste. Es gab viele Missverständnisse, auch manche Tränen, die Mentalitätsunterschiede waren größer als gedacht. Die Unterschiede im Verständnis von Wirtschaftlichkeit und Organisation zwischen Ost- und Westdeutschen waren erheblich. Es gab einen enorm großen Kommunikations- und Erklärungsbedarf, der mit sehr viel Reiseverkehr und Arbeitsbegegnungen auf unterschiedlichen Ebenen verbunden war. Vieles ist jedoch mit der Zeit gut gelungen. Beide Sozialwerke haben sich bis jetzt erfolgreich entwickelt und arbeiten eigenständig.

In Hephata erfolgte die Aufnahme behinderter Menschen seit seinem Bestehen überregional. Die Menschen wohnten und arbeiteten zu hunderten auf einem begrenzten Territorium. Damit behielt die Einrichtung ihren »exklusiven« Anstaltscharakter. Die Forcierung neuer, am Bedarf orientierter regionaler und dezentral organisierter Angebote blieb jedoch leider aus. Für die Zukunftsfähigkeit des Unternehmens reichte mir das nicht mehr aus.

LANDKREIS OSNABRÜCK

Ich folgte einer Einladung für ein Gespräch zur Heilpädagogischen Hilfe Bersenbrück e.V. im Osnabrücker Land. Man suchte dort einen neuen Geschäftsführer. Ich sagte zu. Es sollte die erfüllteste und erfolgreichste Zeit meines beruflichen Wirkens werden.

Die Heilpädagogische Hilfe war ein noch relativ junges soziales Unternehmen, gewachsen aus Initiativen von Angehörigen behinderter Menschen und verantwortlichen Mitbürgern im nördlichen Landkreis Osnabrück. Bei meinem Eintritt verfügte die Organisation schon über ein breites, dezentral organisiertes Angebotsspektrum im Kinder- und Jugendbereich mit Frühförderstellen und einem Interdisziplinären Früherkennungsteam, einem Sprachheilkindergarten und einer logopädischen Ambulanz, einem heilpädagogischen Kindergarten, einem Integrationskindergarten, einer Schule und einer Ambulanz für Menschen mit Autismus. Im Erwachsenenbereich war sie Träger einer Werkstatt für behinderte Menschen mit zwei Standorten und einem Wohnheim.

Ich traf auf eine junge und für Neues offene Mitarbeiterschaft. Es kam mir vor, als hätten sie schon eine Weile auf mich gewartet. Auch der ehrenamtliche Vorstand zeigte sich bereit für Innovationen. So konnte ich meine langjährigen Erfahrungen, meine Maximen für ein würdevolles Leben von Menschen mit Förder- und Unterstützungsbedarf konstruktiv und dynamisch einbringen. Zahlreiche neue Standorte mit bedarfsgerechten Angeboten für Kinder, Jugendliche und Erwachsene konnten nahe den Menschen in ihren Heimatorten aufgebaut werden.

Einige Erneuerungen sind hier besonders erwähnenswert: In Deutschland gab es bis dato nur ambulante Leistungen nach SGB V für somatisch Pflegebedürftige und nicht für psychisch kranke Menschen – ein Umstand, der diskriminierend und nicht hinnehmbar war. Aus Kostengründen sperrten sich damals die Krankenkassen gegen die Übernahme der Leistungen. Zusammen mit dem Fachverband für Psychiatrie stellten wir die Hypothese auf, dass eine häusliche psychiatrische Krankenpflege nicht nur den Gesundheitsprozess deutlich verbessert, sondern durch die Vermeidung von psychiatrischen Krankenhausaufenthalten den Gesamtkostenaufwand reduziert. So wurde ein dreijähriges Forschungsprojekt aufgelegt, in welches fünf Einrichtungen in Niedersachsen einbezogen wurden. Die Krankenkassen übernahmen die Pflegekosten, das niedersächsische Sozialministerium die Kosten für den Forschungsaufwand. Ergebnis: Die Medizinische Hochschule Hannover kam in ihrem Bericht zu dem eindeutigen Schluss, dass die ambulante psychiatrische Pflege sowohl ökonomisch als auch für die Kranken sinnvoll sei. Die Krankenversicherungen entschieden daraufhin 2002 in ihrem Bundesausschuss, die Kosten für diese Leistungen deutschlandweit zu übernehmen. Die Heilpädagogische Hilfe baute den ambulanten psychiatrischen Dienst in Verbindung mit der Einrichtung zahlreicher Appartements für »Betreutes Wohnen« zügig weiter aus. Dieser Schritt bedeutete einen Meilenstein auf dem Weg zu mehr Teilhabechancen für psychisch kranke Menschen.

Weiterhin wurden aufgrund des erkennbaren Bedarfes für das westliche Niedersachsen spezielle Einrichtungen für Menschen mit neurologischen Schädigungen (z. B. Schädel-Hirn-Trauma nach Unfall, Schlaganfall) zur beruflichen Rehabilitation (Phase E) und Pflege (Phase F) neu konzipiert und aufgebaut. Darüber hinaus ist es ebenfalls gelungen, den Aufbau einer Fach-einrichtung für Menschen mit Autismus zu initiieren. Zuletzt standen nach meiner 13-jährigen Tätigkeit rund 1.800 Plätze zur pädagogischen Förderung, Rehabilitation, Therapie und Pflege in vielfältiger Weise zur Verfügung. Auch wirtschaftlich stand das Unternehmen Heilpädagogische Hilfe gut da.

Während meiner Tätigkeit war ich zwei Wahlperioden, also 12 Jahre, im Vorstand des evangelischen Kirchenkreises Bramsche. Diese Zeit konnte in vielfältiger Weise fruchtbringend genutzt werden. So konnte ich den Kirchenkreis darin unterstützen, seine Managementaufgaben zu optimieren, und fühlte mich selbst durch meine Teilnahme im christlichen Glauben gestärkt.

Die Region des evangelischen Kirchenkreises Bramsche war weitgehend identisch mit dem Einzugsgebiet der Heilpädagogischen Hilfe. Seine 26 Kirchengemeinden lagen in einem überwiegend ländlichen Raum. Wir trafen uns vom Vorstand regelmäßig in einer der zugehörigen Kirchengemeinden und kamen dabei mit den Gemeindemitgliedern vor allem über die Situation der Menschen vor Ort, ihre Probleme und Anliegen ins Gespräch. Es tat gut zu erleben, dass ich in der Funktion als Geschäftsführer des sozialen Unternehmens immer wieder Lösungswege in den konkreten Lebensbereichen wie z. B. mit dem Aufbau von Kindergärten und sozialen Dienstleistungen initiieren konnte. Kirche und Diakonie waren im Entwicklungsprozess dadurch meist nah beieinander und befruchteten sich gegenseitig – ein Gegenimpuls zu dem problematischen Faktum, dass sich kirchengemeindliches Leben und diakonische Unternehmen häufig in ihrem Selbstverständnis und Handeln immer weiter auseinander entwickeln.

Schön war zu erleben, dass durch das kirchengemeindliche Engagement die Ökumene gestärkt wurde: War zunächst die Heilpädagogische Hilfe mehrheitlich bei der Caritas, dem Sozialwerk der katholischen Kirche, angebunden, konnte schließlich im Unternehmen eine durchgängig paritätische Partnerschaft mit Beteiligung des Bistums Osnabrück und der Landeskirche Hannovers erreicht werden.

»WAS WIRD WOHL AUS MIR WERDEN, WENN ICH DEMNÄCHST IN RENTE GEHE?«

Diese Frage stellte ich mir in der Phase der Vorbereitung auf die Zeit nach meiner beruflichen Tätigkeit als Geschäftsführer der Heilpädagogischen Hilfe. Eine Antwort darauf fand ich zunächst nicht so recht. Die Frage stellte ich auch einem Geschäftsführer-Kollegen in meinem Alter. Wir kamen ins Gespräch. »Vielleicht werde ich studieren«, sagte er. Da kam ich ins Nachdenken. Dieser Mann hat doch so viel Erfahrungen, so viel bewegt, so viel Wissen erworben und persönliche Potenziale mitbekommen und ausgebaut. Der Mann hat auch spürbare Motivation und Vitalität für soziales Wirken in sich, dass er dies weiterhin für das Gemeinwohl, auch im Rentenalter, wirksam einbringen sollte. Da ich dasselbe auch über mich sagen würde, ergriff ich bereits 2006 (ein Jahr vor meiner Verabschiedung und meinem Wohnortwechsel nach Berlin) die Initiative zur Gründung des Senior Consulting Service Diakonie e.V. (SCSD) und fand Gleichgesinnte. Die Botschaft der Gleichnisse von den anvertrauten Talenten aus dem Matthäusevangelium (Kap. 25) und dem Lukasevangelium (Kap. 19) war damals unser biblisch begründeter Impuls. Die Potenziale in uns Menschen sind im Wesentlichen als ein Geschenk Gottes zu verstehen. Der einzelne Mensch, aber auch die Gemeinschaft muss mit ihnen verantwortlich umgehen – so die Interpretation der Botschaft.

Ich war noch gar nicht richtig weg aus der Heilpädagogischen Hilfe, da erteilte mich über das Diakonische Werk evangelischer Kirchen in Niedersachsen ein dringender Hilferuf vom Evangelischen Kirchenkreis Lüchow-Dannenberg, der Träger einer Rehabilitationseinrichtung für psychisch Kranke war. Sie standen kurz vor der Insolvenz und befanden sich in einem desolaten Allgemeinzustand. Mit meinem Erfahrungshintergrund und Kontakten zum Sozialministerium konnte ich als Interimsgeschäftsführer schnell und wirksam helfen. Innerhalb von zwei Jahren war die Einrichtung konzeptionell, ökonomisch und baulich komplett neu aufgestellt. Es folgten viele weitere Einsätze über den SCSD.

ALT UND NEU GEBOREN

Auf mein berufliches Leben zurückschauend stelle ich fest, dass es von Anfang an um die Entfaltung der Potenziale beeinträchtigter Menschen und häufig auch um die Befreiung aus ihrer »eingemauerten« Lebenssituation ging, wo manches zum Guten für die Menschen erreicht werden konnte. Um

die eigene Wirksamkeit weiterzuentwickeln waren für mich mehrere Trägerwechsel erforderlich. Eine schöne Erfahrung dabei war, dass eigentlich jeder Wechsel wie ein Neuanfang war, in dem Neues mit erweiterten Möglichkeiten geboren werden konnte – eine wichtige Erfahrung auch für mein Älter-Werden. In der Denkschrift der EKD von 2009 »Im Alter neu werden können« wird es sehr schön beschrieben: »Das Neu-Werden-Können im Alter ist Gottes kontrafaktische Möglichkeit. In Gottes Gegenwart können Menschen trotz allem, was war und ist, immer wieder neu werden. Sie werden gleichsam »wiedergeboren« – Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden« (2 Kor 5,17).«

In den letzten Jahren meines freiberuflichen Wirkens als Älterer ist mir wieder besonders klar geworden, wie wichtig die aktiven Beziehungen zu anderen Menschen im Sozialraum – gerade auch zu Jüngeren – sind. Ein jüngstes Beispiel, wo sich neue innovative Ideen der Jüngeren mit meinen langjährigen Erfahrungen in der beruflichen Teilhabe befruchtet haben: Nach der erfolgreichen Durchführung einer öffentlichen Tagung des SCSD e.V. in Oranienburg, gemeinsam mit dem Beauftragten für Menschen mit Behinderung von Oranienburg, einer Geschäftsführerin der Lebenshilfe und einem Einrichtungsleiter der Diakonie zum Thema »Innovation zum Ausbau der Teilhabe und Inklusion in ländlichen Räumen« wurde ein gemeinsames ESF-gefördertes Entwicklungsprojekt zum Aufbau einer inklusiven Akademie zur Qualifizierung von Menschen mit Behinderung für den Arbeitsmarkt als Alternative zur Werkstatt für behinderte Menschen initiiert. Die Lebenshilfe hat sich bereit erklärt, die Trägerschaft zu übernehmen. Ich selbst bin als beteiligter Konzeptschreiber und Koordinator tiefer in die Materie eingedrungen und habe mich dabei auch sehr an meine langjährige Zeit als Werkstattleiter erinnert. Die Feststellung, dass die heutige Arbeit der Werkstatt für behinderte Menschen in mehreren Fällen nicht mehr den Menschenrechten, wie es in der UN-Behindertenrechtskonvention klar formuliert ist, entspricht, hat mich tief berührt. Immerhin sind in Deutschland über 300.000 Menschen hier beschäftigt und betroffen. Zugleich ist es für mich wie ein neues Werden – als Seniorconsultant kann ich konstruktiv mithelfen, alternative Wege für Menschen mit Beeinträchtigungen in ein inklusives Arbeitsleben zu entwickeln.

Dabei lerne ich selbst stets Neues hinzu. Das Leben erscheint mir wie ein ständiger Lernprozess, der mich motiviert, mir Ziele und Sinn gibt.

Das Leben ist nicht ein Frommsein,
sondern ein Frommwerden,
nicht ein Gesundsein,
sondern ein Gesundwerden,
überhaupt nicht ein Wesen,
sondern ein Werden,
nicht eine Ruhe,
sondern eine Übung.
Wir sind's noch nicht,
wir werden's aber.
Es ist noch nicht getan und geschehen,
es ist aber im Schwang.
Es ist nicht das Ende,
es ist aber der Weg

(Martin Luther)

Ernst Rommeney

NICHT MEHR JOURNALIST

Unterwegs als Jugendberater und Vormund

Ernst Rommeney war bis 2016 Hörfunkredakteur und engagiert sich seither in Diakonie und Kirche.

Es war eine Zäsur. Mich überraschte, wie einschneidend sie wirkte, obschon sie lange im Kalender stand. Sie fühlte sich an wie die Zeit damals nach dem Abitur. Wir fielen aus einem geregelten Alltag, ließen bisher Gewohntes gern los und tauschten es gegen Wochen in unwirklichem Leerlauf, der überbrückte, bis etwas Neues in einem anderen Rhythmus begann, meist Ausbildung oder Studium.

Dabei hatte ich mich selbst gewarnt und rechtzeitig vorbereitet. Gehörte ich doch zu der Risikogruppe, der vom ersten Tag der Rente an drohe, in ein dunkles Loch zu fallen, wenn sie nicht aufpasse. Jenseits des Berufs pflegte ich typischerweise kaum Interessen – außer Familie, Haus und Garten. Kolleginnen und Kollegen besuchten vorher Seminare, wie man gekonnt Rentner wird. Dieser Art wohlmeinende Angebote der Arbeitgeberin erlaubte ich mir zu ignorieren. Sie würden gewiss helfen, nur nicht mir.

SICHERES TERRAIN VERLASSEN

Klar war das arrogant. Und es wäre falsch, wenn ich nicht davon überzeugt wäre, dass lebenslanges Lernen eben weitergeht. Darum wählte ich ehrenamtliche Tätigkeiten, die eine Ausbildung voraussetzen. Letztlich gestaltet sich der Wechsel in den Ruhestand wie jeder andere zuvor, ob des Wohnortes, des Berufes, der Arbeitsstelle oder des Aufgabengebietes. Und er wird sicher nicht der letzte sein. Es ging mir darum, gesichertes Terrain zu verlassen, neugierig zu bleiben, mich anderen Erfahrungen zu öffnen. Bezogen auf diese Einstellung bin ich wohl Journalist geblieben. Ansonsten verließ ich bewusst die Branche. Medien mögen leiden, aber ganz bestimmt nicht an Nachwuchs. Da wird der Ältere sehr schnell noch älter. Selbstverständlich waren wir in

der Redaktion stets höflich und zuvorkommend zu Ehemaligen. Andererseits schienen uns jene suspekt, die so gar nicht von ihrer Profession lassen wollten. Zuweilen sah man sich auf dem Flur des Funkhauses, grüßte und eilte gleich weiter – der eigenen Wichtigkeit hinterher. Und dafür reichen 43 Jahre nun wirklich. Über politisch spannende Phasen hinweg habe ich erst für RIAS Berlin und danach für Deutschlandradio als Hörfunkredakteur gearbeitet. Mittendrin erlebte ich digitalen und organisatorischen Wandel, sowohl als Referent in der Verwaltungsdirektion und Abteilungsleiter von Einkauf, Bau- und Hausverwaltung als auch anschließend, wieder zurückgekehrt, in der Redaktion wie in der Arbeitnehmervertretung.

VON VERGANGENEM LÖSEN

Irgendwann war vieles erreicht und alles gesagt, ausreichend Vorlagen geschrieben, nicht zuletzt für stets aufnahmebereite Papierkörbe in anderen Büros. So hätte eine nächste Etappe sowieso angestanden. Um nicht missverstanden zu werden: Wäre nicht die Altersgrenze gewesen, hätte ich weiter fröhlich oder verbissen mitgemischt. Und würde ich heute zurückkehren, fände ich kopfschüttelnd vor, dass immer noch nicht umgesetzt ist, was wir vor Jahr und Tag empfohlen haben. Das ist sicher bedauerlich! Nur interessiert es niemanden. Denn Nachfolgende folgen nicht in erster Linie nach, sondern ihrem eigenem Kopf und Weg. Weder ihnen noch uns hilft ein selbstbestätigendes »Wir-hatten-doch-Recht« weiter, nicht einmal als Grabinschrift. Sich von Vergangenen zu lösen und nach vorn zu schauen, gehört, wie ich meine, zu den angemessenen Tipps. Ansonsten habe ich mir vorgenommen, den Schwung des Arbeitsalltags zu nutzen, um über die Zäsur hinwegzukommen und im Ruhestand neu anzusetzen. Eine allzu lange Pause also zu vermeiden, eingedenk der komischen Zeit zwischen Schule und Studium.

AUFGABEN UND ZEIT SELBST BESTIMMEN

Mir war und ist angenehm zu wissen, was immer ich unternehme, ich muss es nicht mehr tun, um die Miete zu bezahlen. Außerdem bin ich Herr meines Kalenders. Und kann mir nach Belieben die Zeit einteilen. Schwerer fällt es, die leicht erschöpft klingende Frage angemessen zu beantworten, ob ich mir dieses und jenes noch antun sollte. Sie will stets aufs Neue therapiert werden. Vor allem, wenn ich morgens im Regen an der Bushaltestelle warte.

Oder der Computer sich mir verweigert. Materialien gelesen werden wollen, die mir völlig fremd sind, aber hilfreich sein sollen. Oder mich abends eine Supervision zwingt, noch einmal aus dem Hause zu gehen. Kürzlich fiel mir auf, dass ich im ersten Jahr fünf meines Ruhestandes so viele Tools kennengelernt, Präsentationen entworfen und Excel-Tabellen erstellt habe, wie in meiner gesamten Berufszeit nicht. Früher kam es darauf nicht an. Jetzt helfen sie mir – und deswegen ist es mir gelungen, mit ihnen umzugehen. Hürden zu nehmen, dürfte niemals falsch sein.

MANDATE AUF ZEIT ÜBERNEHMEN

Dennoch ist Planen im Ruhestand schwerer als in früheren Lebensphasen. Man steuert auf Sicht, ohne zu wissen, ob daraus eine kurze oder lange Fahrt wird. Eine Aufgabe, aber auch das ganze Leben könnte schneller als gedacht vorüber sein. Was immer wir anpacken, es schwingt mit, dass es ein letztes Mandat auf Zeit werden könnte. Mein Vater erreichte mein Alter nicht. Das muss mich nicht bekümmern. Meine Mutter dagegen hatte bei seinem Tod noch 35 Jahre vor sich. Sie teilten sich in recht verschiedene Abschnitte, die zu gestalten waren. Sich darauf einzurichten, erscheint mir sinnvoll. Das bedeutet, anfangs eher mehr denn weniger ehrgeizig zu sein. Stelle ich mir eine stark ansteigende und dann sanft abfallende Kurve vor, strebe ich ein persönliches Programm an, das schnell anwächst, sich danach je nach Bedarf anpassen und reduzieren lässt. Ließe ich es treiben, bis mich Langeweile nervt, dürfte ich bald keine große Auswahl mehr haben. Das war in jungen Jahren nun wirklich anders.

In Übung bleiben

Ich gestehe, mir kam die Pandemie entgegen, als wäre ich noch berufstätig. Viele Termine ließen sich überraschenderweise per Videokonferenz erledigen. Und ebenso viele Fahrten von A nach B, die den Tag unnötig zerreißen, erübrigten sich. Doch der Lockdown zeigte, wie es ist, wenn wir nur wenig Grund haben, die eigene Wohnung zu verlassen. Soziale Distanz wird schnell zum persönlichen Manko. Schleichend, ohne dass es auffällt. Sobald wir uns zurückziehen, werden viel besprochene Blasen, in denen wir uns bewegen, weniger und enger. Sehen wir die Nachbarschaft nur durchs Fenster, das Land nur mittels Fernsehen und die Welt via sozialen Medien, verstehen

wir, wie leicht man zum Wutbürger wird, der um sich kreist und auf alles schimpft, was er nicht teilt oder nicht versteht. Wo wir das Gespür für die Umwelt verlieren, erwarten wir von anderen Leuten nörgelnd mehr, als wir jemals zugeben bereit oder in der Lage waren.

SOZIALE DISTANZ VERMEIDEN

Hinaus ins Wohngebiet zu gehen, sich gesellschaftlich zu engagieren, beugt vor. Gewiss, von diesem Effekt muss man überzeugt sein. Pessimisten werde ich nicht umstimmen. Denn ein Ehrenamt schützt nicht vor schlechten Erfahrungen. Es zehrt Kraft und kostet Nerven. Konflikte und Begegnungen mögen durchaus unangenehm sein. Ich jedoch werbe mit der positiven Seite – und so führe ich auch meine Selbstgespräche. Ehrenamt hält uns im realen Leben, lässt teilhaben und eingreifen, fordert all die sozialen und kommunikativen Techniken, die wir uns in einem langen Berufsleben angeeignet haben. Und es belohnt mit Erfolg. Woran wir ihn messen, haben wir ebenso in der Hand, wie das, was wir einbringen. Es sind Tätigkeiten, die wir freiwillig und selbstbestimmt ausüben und gestalten – zuweilen ganz anders, als wir es am Arbeitsplatz gewohnt waren.

Unsere Gesellschaft fördert Individualität, folglich zugleich Vielfalt. Sie führt zu Konflikten, die am Ende eines Meinungs austausches in faire Lösungen münden sollen. Dazu braucht es einen demokratischen wie rechtlichen Common Sense, u. a. einen Gemeinsinn, der auf Zusammenhalt achtet. Für ihn stehen Tausende von Bürgerinnen und Bürgern, die sich auf Zeit oder Dauer ehrenamtlich einsetzen. Sie waren und sind Vorreiter, geben Impulse und üben Solidarität. Und haben viel bewegt, beispielsweise seit ich 1973 Journalist wurde: für Kinder, Jugendliche und Frauen, fürs Ehe-, Familien- und Scheidungsrecht, für Breitensport und Kultur, Menschen mit Behinderungen und Krankheiten, Opfer von Straftaten und Strafgefangene, Migranten, für Mitbestimmung und Teilhabe, Stadt- und Regionalplanung, Quartiersarbeit, für Umwelt- und zugleich Katastrophenschutz. Ein kurzer Auszug einer langen Liste.

Soziale Arbeit ist gemeindenah geworden. Sie hilft Menschen, in gewohnter Umgebung zu wohnen und zu arbeiten. Ein Ansatz, der Familien gleichermaßen unterstützt, herausfordert, sogar überfordert. Nachbarschaft sucht man sich selten aus, jedoch blieb sie – aller Kritik zum Trotz – unentbehrlich. Mittlerweile bietet sie ein weites Feld für ehrgeizige Experimente. Rathaus und freie Träger haben gelernt zu kooperieren und arbeitsteilig vorzugehen.

Gerade kleine Projekte – schlecht finanziert, aber unabhängig – inspirieren mit großen Entwürfen. Als Reporter habe ich manche kennengelernt, aber nur kurz besucht. Als Rentner wollte ich länger bleiben und wählte zwei aus. Bei der Diakonie ließ ich mich zum Kinder- und Jugendberater ausbilden und bei der Caritas zum ehrenamtlichen Vormund.

KINDER UND JUGENDLICHE BERATEN

Das diakonische Kinder- und Jugendtelefon Berlin (DWBO) arbeitet in einem bundesweiten Netzwerk (Nummer gegen Kummer) und ist Partner der Kirchlichen Telefonseelsorge Berlin-Brandenburg – ebenso wie die Diakonie-Online-Beratung (Kummerkasten), die aus einer Kooperation mit dem Kinderkanal »KiKA« (ARD, ZDF) entstanden ist. Telefongespräche wie Mails bieten eine Stütze für den Moment. Ehrenamtliche dienen sich weder als Experten noch als Therapeuten an. Ihr Handlungsraum ist begrenzt, will aber genutzt sein. Es ähnelt der Ersten Hilfe am Unfallort. Sie kann lebensrettend sein, ersetzt aber keinesfalls Sanitäterin oder Arzt. Dies von Anfang an zu lernen, war für mich eine nachhallende Erfahrung der Ausbildung. Natürlich hilft fachliches Wissen, um Probleme zu verstehen, die Kinder und Jugendliche beschäftigen. Warum ritzen sie sich und wie kommen sie davon weg? Was können sie dagegen tun, in der Schule gemobbt zu werden? Wo finden sie Gesprächspartner, wenn Eltern, Geschwister oder Lehrer nicht zuhören?

Bescheid zu wissen, fühlt sich gut an. Trägt aber nicht immer. Vieles, was ich selbst so nicht erlebt habe, lerne ich erst nach und nach, mir vorzustellen. Und von etwas gehört zu haben, bedeutet noch lange nicht, darüber sprechen zu können. Jeder von uns kennt Schwellen, über die er nicht leicht hinwegkommt. Es fällt schwer und will geübt sein, selbst wenn es sich um Alltägliches handelt.

Wie gehe ich auf einen Ratsuchenden ein, der trauert, sich töten will oder Depressionen durchläuft? Was empfehlen wir einer 13-Jährigen, die schwanger geworden ist und Angst hat, sich den Eltern anzuvertrauen? Und was einer jungen Frau, die ihr Baby vom eigenen Vater hat und mit widerstreitenden Emotionen kämpft?

Manche Themen sind schlicht zu groß, um sie in wenigen Minuten oder Zeilen zu behandeln. Weshalb es darum geht, gemeinsam auszuloten, ob sich »kleine Lösungen« anbieten, die zumindest aus der Sackgasse führen, die sich im Moment auftut. Kinder und Jugendliche fragen gern nach Tipps.

Manchmal liegen sie auf der Hand. Häufig nicht. Letztlich werden Ratsuchende auf eigene Erfahrungen zurückgreifen, um auszuwählen, was ihnen bereits geholfen hat und vielleicht wieder helfen wird. Wir bewegen uns wie durch eine Black Box. Denn diese Beratungsangebote laufen anonym ab. Das verlangt, nicht nur sich selbst zurückzunehmen, nicht vorschnell Schubladen mit vorbereiteten Erklärungen herauszuziehen, sondern Nichtausgesprochenes oder Nichtbeschriebenes gedanklich einzubeziehen, das Anliegen hinter Worten und zwischen Zeilen zu entdecken.

Beim Telefonieren lerne ich, Zeit und Raum zu geben, zuzuhören, zu spiegeln und zu fragen. Das Beantworten von Mails hat mich trainiert, »Briefe« persönlicher zu schreiben. Im Gegenzug ringe ich mit dem, was ich als »schlechte Gewohnheiten« empfinde.

ALS EHRENAMTLICHER VORMUND UNTERWEGS

Ganz anders fordert elterliche Sorge. Sie nimmt sich nicht zurück, sondern packt zu. Nicht von ungefähr entstand dafür das Bild vom Helikopter-Verhalten. Ein ehrenamtlicher Vormund telefoniert und schreibt, füllt Ordner und Dateien. Kreuz und quer bin ich schon durch Berlin gefahren. Lief durch Quartiere, saß in Wartezimmern und traf Menschen, die ich sonst nie kennengelernt hätte. Ich besuchte Jugendhilfeeinrichtungen und Jugendämter, Polizei und Bürgeramt, Ausländerbehörde und Verwaltungsgericht, Botschaften, Anwaltskanzleien und Beratungsstellen, Arztpraxen und Krankenhäuser, Schulen, Vereine und Ausbildungswerkstätten, Geschäfte und Kaufhäuser, Museen, Theater und Instrumentenbauer – also Orte, zu denen ein Jugendlicher begleitet werden möchte, solange er fremd in der Stadt ist.

2015 hatte ich mich beim Vormundschaftsverein des Caritasverbandes im Erzbistum Berlin gemeldet. Er ist einer von drei Trägern, der für die Berliner Jugendämter Ehrenamtliche akquiriert, ausbildet und mit ausländischen Jugendlichen zusammenbringt, die ohne Eltern nach Deutschland eingereist sind. Dieser Vorlauf streckte sich über ein langes Dreivierteljahr – und erinnerte mich an ein Gespräch für ein Feature, das ich Jahrzehnte zuvor produziert hatte. Dabei rechnete mir die Leiterin einer Adoptionsvermittlung kühl vor, dass es neun Monate dauere, ein Kind auszutragen, mindestens ebenso lange, sich von ihm zu trennen oder sich auf ein fremdes Kind vorzubereiten. Mit Ungeduld komme man dabei nicht voran. Ihre Mahnung wurde mein Begleiter. Wie an einer Ampel hält sie mich an, darauf zu achten, ob Ehrgeiz überspringt, falsch zu werden.

Weil sich professionelle Vormünder häufig um viele Mündel gleichzeitig kümmern müssen, bevorzugt der Gesetzgeber ausdrücklich den Ehrenamtlichen, der nur ein Kind oder Jugendlichen betreut. Sobald alle Beteiligten zugestimmt haben, entscheidet das Familiengericht, händigt eine Bestallungsurkunde aus und verlangt jährlich Bericht. Die Vollmacht für die elterliche Sorge ist damit erteilt. Das Geld für Wohnung und Lebensunterhalt kommt allerdings vom Jugendamt. Dessen Sozialpädagoginnen sitzen also ebenso im Boot wie Erzieher und Lehrerinnen. Der Ehrenamtliche wie der Minderjährige gehen ihren Weg nicht allein. Bisher habe ich drei Jungen aus Afghanistan und Marokko nacheinander begleitet. Einer von ihnen öffnete sich mittlerweile über die Mittlere Reife die Tür zu einer Banklehre.

Ältere Jugendliche aus dem Ausland haben meist eine lückenhafte und abgebrochene Schulkarriere hinter sich und zudem keine Zeugnisse dabei. Mich hat beeindruckt, wie ein altes berufsorientiertes Lernangebot für Schulabbrecher aktualisiert wurde, um ihnen die Chance zu geben, als Quereinsteiger einen oder mehrere Schulabschlüsse zu erwerben. Und natürlich müssen auch Vormünder lernen, vor allem die Bestimmungen des Jugendhilfe-, Asyl- und Aufenthaltsrechts.

ASYLVERFAHREN UND INTEGRATION BEGLEITEN

Es sind 38 Jahre vergangen, seit sich Cemal Kemal Altun am 30. August 1983 aus einem Fenster im sechsten Stock des Verwaltungsgerichts Berlin stürzte. Kurz darauf kam ich dazu, um über den Ausgang seines Verfahrens zu berichten. Dem 23-Jährigen aus Ankara hatte die türkische Militärjustiz vorgeworfen, an einem Attentat beteiligt gewesen zu sein. Er bestritt den Tatvorwurf, der aus politischen Motiven konstruiert worden sei. Sein Anwalt war optimistisch, aber der junge Mann hielt in der Haft die Angst nicht länger aus, doch noch in seine Heimat ausgeliefert zu werden. Seither ist viel übers Ausländerrecht gestritten worden. Gesetzesänderungen, Altfallregelungen und Rechtsprechung haben Bestimmungen präzisiert und erweitert, verschärft und gelockert. Politische Verfolgung wird unverändert eng definiert, während humanitärer Schutz, beispielsweise für Bürgerkriegsflüchtlinge oder verfolgte Minderheiten, großzügiger wurde.

Erst als ich selbst an einem Asylverfahren beteiligt war, wurde mir deutlich, dass nicht einmal dramatische Schicksale garantieren, als solche anerkannt zu werden. Was mir als Erzählung plausibel erscheint, überzeugt einen erfahrenen Entscheider im Bundesamt für Migration und Flüchtlinge

noch lange nicht. Nun werden Kinder und Jugendliche, die allein in Deutschland leben, in der Regel nicht abgeschoben. Vielmehr können sie sich über vier Jahre bis zum 21. Lebensjahr einen Integrationsaufenthalt erarbeiten. Es lohnt sich, dieses Ziel anzugehen. Ich stelle mir vor, als befänden wir uns in einem regulären Jugendaustauschprogramm, das nach der Ausbildung Optionen bietet, in die Heimat zurückzukehren oder im Gastland zu bleiben. Tatsächlich reden wir aber gerade nicht von einem bildungsbürgerlichen Auslandsaufenthalt. Was immer die Gründe für eine Reise nach Europa waren, sie wirken in einem jungen Menschen lange nach, der tausende Kilometer weit von der Heimat auf sich gestellt lebt, allein telefonischen oder auch gar keinen Kontakt zu Verwandten hat.

BERUFLICHES INS EHRENAMT EINBRINGEN

Sicher schwingt Lebens- und Berufserfahrung mit. Als Vormund oder als Berater werden andere, bisher nicht geübte Fähigkeiten und Fertigkeiten mobilisiert. Das hatte ich ja auch beabsichtigt. Gleichwohl beschäftigte mich, was wohl ein gelernter Journalist in ein Ehrenamt einbringen kann. Falsche Frage! Die meisten werden antworten: Öffentlichkeitsarbeit übernehmen und Pressekontakte herstellen, Webseite pflegen und Newsletter schreiben, Spenden, Sponsorengelder und Fördermittel einwerben. Es ist verlorene Liebesmüh, daraufhin zu weisen, dass sich hinter diesem Aufgabenkatalog drei Berufsbilder verbergen. Grob skizziere ich sie so: Der Journalist schreibt, selbst wenn er kaum gelesen wird. Die Öffentlichkeitsarbeiterin packt nur an, was auch Reichweite bringt. Der Fundraiser betreibt Direktmarketing, das dem staunenden Publikum Dinge verkauft, die es nie haben wollte. Auf Mediengestaltung (Text, Bild, Audio, Video) greifen allerdings alle zurück.

Es spart also Zeit, sich gleich umzutun und in fremdem Metier fachgerecht zu wildern. Als erstes habe ich bedauert, was ich früher nicht zu lernen bereit war. Audiobearbeitung war mir geläufig, Bildbearbeitung aber nicht, das Befüllen einer Webseite so gerade, Webdesign ganz und gar nicht, ebenso wenig das Aufnehmen und Bearbeiten von Videos. Ich hätte früher darauf kommen sollen, was die Pandemie erzwungen hat: Aktive Medienkompetenz gehört längst zum Grundwissen für jedermann – erst recht, wenn sie oder er sich in Initiativen, Vereinen oder Gemeinden engagiert –, weshalb Ältere nicht nur untereinander, sondern mit Jüngeren zusammenarbeiten sollten. Das Geld-Einsammeln fällt dann doch aus dem Rahmen. Es ist wahrlich kein Nebenjob. Große NGO machen vor, dass Klotzen mehr bringt als Kleckern. Sie

investieren in ihre Spendenkampagnen mit Personal, Zeit und Ausdauer. Mithin stellt Fundraising fürs Ehrenamt ebenfalls eine eigene Disziplin dar, allerdings ist für eine Ausbildung tief in die Tasche zu greifen.

Ausgebildet wird für viele Einsätze: Rettungswesen und Feuerwehr, Unfallseelsorge und Hospizdienste, Telefon- und Onlineberatung, Assistenz für Menschen mit Behinderungen und Krankheit. Es gibt jede Menge Gruppen zur Selbsthilfe, deren Mitglieder sich gegenseitig stützen und ihre Familien entlasten. Würde man aus allen Ausbildungen ein Basismodul entwickeln, entdeckte man zweierlei: Die Elemente ähneln denen, die betriebliche Kommunikationsseminare vermitteln, und sind als Grundlage für qualifiziertes Ehrenamt allgemeinbildend. Darauf baut soziales Engagement, bevor es sich spezialisiert.

AUF BWL RÜCKBESINNEN

Ich habe Betriebswirtschaftslehre studiert – ein Fach, von dem ich am wenigsten Ahnung hatte, wo ich aber die meisten Freunde wiederfand. Von meinem Abschluss als Diplomkaufmann machte ich beruflich kaum Gebrauch, besann mich auf ihn aber im Ruhestand. Mich interessieren Projekte – inhaltlich und organisatorisch. Bei ihnen passen journalistische und betriebliche Vorkenntnisse vielleicht am besten zusammen. Immer schon hat mich gestört, wie engagierte Leute wirtschaftliches Kalkül verachten, als ob sie von Licht, Luft und Sonne leben würden. Sie dulden, was sie als Bürokratie ansehen, aber nur, solange sich Andere darum kümmern. Eine Einstellung, die einem Betrieb wie einem Verein den Garaus machen kann. Nach einem Berufsleben in einer mittleren, geschmeidig laufenden Körperschaft schaute ich mich nun unter kleineren Einheiten im Non-Profit-Bereich um. Schließlich bin ich beim Senior Consulting Service Diakonie Mitglied und Schatzmeister geworden, beim Wettbewerb »startsocial« Coach und Juror sowie in einem Berliner Kirchenkreis ehrenamtlicher Rechnungsprüfer.

Schon als Reisekorrespondent für RIAS Berlin (1983 bis 1989) nahm ich in der DDR Reportagen über Menschen mit Behinderung auf. Berichtete über die diakonischen Neinstedter Anstalten in Thale (heute Sachsen-Anhalt), über eine Tour von »Rollern und Latschern« durch den damaligen evangelischen Kirchenkreis Oranienburg, über eine Tagesstätte der Caritas in Dresden und über das Alterskrankenhaus St. Elisabeth Stift in Berlin-Prenzlauer Berg. Die Feature erzählten von ehrgeizigen Projekten, über Handicaps hinweg einen »normalen« Alltag zu simulieren – aus eigener Kraft der Teilnehmer wie mit



Hörfunkaufnahmen in der Diakonie Neinstedt 1986 (Quelle: Reinhard Winkelmann)

Hilfe von Betreuerinnen. Im Vergleich zu herkömmlicher Pflege arbeiteten sie aufwendig und stets gegen die Zeit. Gerade erworbene oder wieder aktivierte Fähigkeiten gingen schnell verloren, wurden sie nicht ununterbrochen trainiert.

Eine bunte Vielfalt sozialer Initiativen ist uns selbstverständlich geworden. Wir nehmen selten wahr, wieviel Einsatz sie am Laufen hält. Wieder respektvoll zu staunen, dazu hat mich »startsocial« gebracht. Der bundesweite Wettbewerb vergibt jährlich 100 Stipendien als »Hilfe für Helfer«. Vier Monate lang werden sie kostenlos beraten, Ideen und Organisation weiterzuentwickeln, anschließend 25 für den Projektfortschritt besonders geehrt und 7 obendrein mit Geldpreisen im Gesamtwert von 35.000 Euro belohnt. Dass sich nicht nur »alte Hasen«, sondern viele Startups bewerben, zeigt wie lebendig die Selbsthilfe-Szene ist. Und nicht allein Spenden, vor allem persönliche pro-bono-Leistungen quer durch alle Fächer lassen sie gelingen. Da ist der Heimatverein, der mit Social-Coins Nachbarschaftshilfe motiviert, die Trauerbegleitung, die Eltern und Geschwister vor Lebenskrisen bewahrt, Stadtteilprojekte, die Jung und Alt aus der Einsamkeit holen, Kulturangebote, die Besuche von Theater, Ausstellungen und Konzerte ermöglichen, Umweltkonzepte, die Kinder für den Klimaschutz interessieren, Peer-to-Peer-Gruppen, die herz- oder krebskranke Kinder und Jugendliche sowie deren Familien beraten.

INTEGRATIONSBETRIEB EMPFOHLEN

Allgemeine Beratung und Nachbarschaftshilfe, Fahrdienste und Begegnungsorte halten Menschen in Kontakt, wo Familien weggezogen, Partner oder Freunde gestorben sind, Kneipen und Geschäfte geschlossen haben, Verkehrslinien gestrichen und alltägliche Wege weiter geworden sind. Das fanden wir vor, als ein Team des SCS-Diakonie mit der evangelischen Kirchengemeinde im Raum Guben ein Ortsteilprojekt startete. Wir entwickelten ein Nutzungskonzept für ein Ensemble aus Kirche, Kirchhof, Pfarrhaus und Garten in Groß Breesen, das als Dorf zur Vorstadt wurde. »Einheimische« und Gäste von nah und fern sollten eine attraktive Adresse für Freizeit und Veranstaltungen erhalten, die sich in Konkurrenz zu anderen Angeboten, vor allem in der Altstadt, behauptet. Wir empfahlen, einen Integrationsbetrieb zu gründen, der ein kleines Hotel mit einem Hofladen und einem Ortteilzentrum verbindet, eingebunden ins Kultur- und Naherholungsprogramm von Stadt und Region.

Kirchengemeinden sind herausgefordert. Mitgliederzahlen sinken. Doch ihre Gebäude bleiben Wahrzeichen fürs Quartier. Sie zu erhalten, dabei nur beschränkt zu nutzen, bedeutet, ein finanzielles Riesenrad zu drehen. Andererseits wollen Christen Zeit, Kraft und Mittel für ihren pastoralen Weg konzentrieren – und der führt sie vielleicht weg von Standorten und hinein in soziale Räume ihres Sprengels.

KIRCHENGEMEINDEN WIRTSCHAFTLICH GESEHEN

Wirtschaftliche Ergebnisse spiegeln sich in der Jahresrechnung, mit der auch die kleinste Körperschaft ihr Geschäftsjahr beendet und die Gesellschafter – Wirtschaftler, Gemeindekirchenrat, Mitglieder – in die Pflicht nimmt. In der Landeskirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz teilen sich örtliche Ehrenamtliche mit dem Kirchlichen Rechnungshof die regelmäßige Prüfung der Buchführung. Zu meinen »Mandanten« zählten bislang fünf Kirchengemeinden und drei Kirchhöfe. Auch wenn sie einem städtisch geprägten Kirchenkreis angehören, erlauben sie einen breiten Einblick in eine älter werdende Ortskirche, die sich religiös wie basisdemokratisch zu behaupten sucht.

Bei Körperschaften und Vereinen hapert es nicht selten an einer mittelfristigen Finanzplanung. Zugegeben, es ist eine lästige Fleißaufgabe, wolkige Vorhaben entlang einer Zeitachse zu sortieren und zu kalkulieren. Vieles, was die Zukunft bringen mag, liegt fern, zudem meinen wir, es irgendwie im

Kopf zu haben. Das Gemeinnützigkeitsrecht beispielsweise treibt an, Spenden möglichst schnell für den beworbenen Zweck auszugeben, verbietet aber nicht begründete Vorsorge. Aber sobald teure Maßnahmen, insbesondere bauliche, überraschen, zehren sich selbst beachtliche Rücklagen flugs auf. Es ist also sinnvoll, sie frühzeitig mit voraussehbaren Projekten zu hinterlegen.

AUF FLÜGELN DER BERUFUNG GETRAGEN?

Daran lässt sich – in scharfer Kurve – ein Gedanke zu pastoral-diakonischem Marketing anschließen. Was ist die Mission fürs Ehrenamt? Historisch verbrannt und aktuell kein Alleinstellungsmerkmal mehr! Jede Influencerin, jeder Influencer, jede Werbung pumpt sich damit künstlich auf. Gesellschaftliches Engagement hat für mich nichts mit Berufung zu tun, jedenfalls nicht notwendigerweise. Läuft es doch auf selbst gestellte Ziele und Aufgaben hinaus. Sie zu erfüllen, mag leicht fallen oder hart erarbeitet sein, mag fordern oder zuweilen überfordern. Empathie und Talent, Demut und Selbstvertrauen helfen ohne Zweifel – und sei es als kritischer Ratgeber.

»Berufung« erlebte ich als schillerndes Phänomen. Natürlich erzählen sich Schlüsselerlebnisse hervorragend und rechtfertigen, was Anderen eher wunderlich erscheint. Ärgerlich aber empfinde ich den Begriff, wenn er schlechten Ökonomen in die Hände spielt, die mit ihm verbrämen, dass sie nichts von Mitbestimmung oder fairen Arbeitsbedingungen und Vergütungen halten. Klüger ist es wohl zu wissen, wozu wir nicht berufen sind – beispielsweise kirchliches Kapital an fernen Häusermärkten zu investieren und zu verlieren, wo doch »verlorenes Geld« bei »Brot für die Welt« oder »Misereor« sinnstiftend angelegt wäre. Selbst in einer kirchlichen Risikokapitalgesellschaft. Nicht wenige soziale Startups dürften an einer Einlage oder einem Mikrokredit interessiert sein.

VOM GLAUBEN MOTIVIERT?

Hat ein Ehrenamt wenigstens mit Glauben zu tun? Wohl eher mittelbar als unmittelbar! Was wir tun, prägt Einstellungen und Ethik und wird umgekehrt von ihnen beeinflusst. Sie sind nicht zu denken ohne Elternhaus, Schule und Gemeinde, Caritas und Diakonie. Und sicher leide ich als Christ mehr an der Kirche als am ADAC oder am DFB. Doch engagiere ich mich nicht, um persönliche oder religiöse Botschaften unter die Leute zu bringen, jedenfalls

nicht ungebeten und schon gar nicht im beratenden Dialog. Das macht es ja so schwer zuzuhören, das Gesagte auszuhalten, sich auf eine Gesprächspartnerin, einen Ratsuchenden einzustellen, um aus deren Alltagserfahrung eine Antwort abzuleiten. Dabei zu lernen, wie es ist, Hilfe zu benötigen und anzunehmen. Angenommen, ich würde meinen Glauben urplötzlich verlieren, dann wären Haltung und Engagement nicht anders begründet als zuvor – vielleicht sogar essentieller.

Kürzlich wurde ich zur Rede gestellt, warum ich in einem kirchlichen Kontext das Gender-Sternchen verwandt hätte. Schließlich sei geklärt – allemal von der Kurie, dass es kein drittes Geschlecht gebe. Da ist sie wieder jene »schwarze« Theologie, die grundsätzlich entscheiden will, ob die Erde rund oder eine Scheibe ist, ohne der Sache gewachsen zu sein. Gerade caritativ gesehen, geht es nicht um mich, sondern um den Respekt gegenüber Identität und Lebensgefühl derjenigen, denen ich begegne und die ich anspreche. Das Sternchen ist ein Symbol für Räume, helle wie tief dunkle, ja für Freiräume, die sich mir nur so weit erschließen, wie ich mich in einem von ihnen bewege oder bewegt habe. Das muss ich akzeptieren. Sie »objektiv« zu definieren, gar zu determinieren, würde »subjektiv« ihre Funktion zerstören. Davon wäre selbst das Konstrukt »Drittes Geschlecht« nicht ausgenommen. Daher diskutiert man Grundsätzliches besser im Lichte des Verfassungsrechts, etwa als Recht auf Selbstbestimmung.

HIS STORY NICHT FÜRS GANZE HALTEN

Fundamentales – noch eine Gedankenkurve – haben mir seit den 1970er Jahren »Theologie der Befreiung« und »feministische Theologie« erklärt. Wir können den Karfreitag nicht ignorieren, nicht Leid und Missstände. Dürfen bei ihm aber nicht verharren, nicht in Selbstmitleid oder Schuldzuweisung. Vielmehr gehen wir weiter zum Ostersonntag, zu kleinen wie großen, persönlichen wie politischen Lösungen, welche gerade in unserer Macht stehen. Kalendarisch wie operational folgt der Montag also dem Sonntag und nicht dem Freitag – auf der jeweils nächsten Wegstrecke.

Und History beschränkt sich nicht auf »his story«, so brachten es schon damals Theologinnen auf den Punkt. Sie engt den Blick nicht auf eine Sichtachse ein. Bündelt rund um die Welt eine Vielfalt von Perspektiven, die – jede für sich – Geltung beanspruchen, auch wenn sie untereinander nur schwer zu vermitteln sind. Dabei irdische Dominanz auszuüben, widerspricht einem religiösen Selbstverständnis, das sich auf jene Transzendenz beruft,

die der biblische Bund Gottes mit dem Volk Israels ausdrückt. Meine Position mag für mich unabdingbar sein. Sie darf aber nicht zur Dachlatte werden, die ich anderen Leuten vor den Kopf schlage, damit sie sich dem beugen, was ich »glaube«. Anders gewendet, wer sich den Text eines Jesuitenschülers reinzieht, ist selbst dran schuld, wenn er vom Glauben abfällt.

Christian Sundermann

MEINE ERFAHRUNGEN ZUM WECHSEL IN DEN RUHESTAND

Christian Sundermann war Superintendent in Hannover und Theologischer Geschäftsführer von Bethel im Norden.

Am 27. Juni 2015, beim 90. Geburtstag meines Vaters, traf ich einen seiner alten Vikare. Es begann der übliche Smalltalk mit den Fragen: »Wie geht es dir? Was machst du?« Seine Antwort: »Ich bin seit zwei Jahren im Ruhestand. Ich bin gesund und mir geht es dabei so gut wie noch nie. Es ist die schönste Zeit in meinem bisherigen Leben. Freue dich drauf, wenn es soweit ist!« Das war eine Ansage! Und gleichzeitig die offene Frage: »Wird das bei mir wohl auch so sein wie bei ihm?«

In meinem Berufsleben als Pastor war ich lange Zeit überall der Jüngste: Mit gerade 25 Jahren wurde ich Vikar bei meinem Vikariatsleiter Görgen Brockbalz in Langenholtensen bei Nordheim – da fühlte ich mich den Jugendlichen in der Jugendarbeit näher als dem erfahrenen Pastor oder später im Predigerseminar Imbshausen den beiden Leitern der Pastorenausbildung Axel Denecke und Horst Emse. Als Sprecher der Vikare war ich schon in dieser Zeit in kirchlichen Gremien unterwegs – immer als der Jüngste. Das hatte auch etwas. Es gab keine dummen Fragen und kritisches, auch kirchenkritisches Denken war in diesen Jahren en vogue. Meine erste Pfarrstelle trat ich in der Kreuzkirchengemeinde in Wolfsburg an. Meine Ordination fand statt am 23. März 1983 zusammen mit der Amtseinführung von Hinrich Buß als neuem Superintendenten – ich war 27 Jahre alt und wieder einmal der Jüngste. Das galt auch, als ich 2002 mit 46 Jahren zum Superintendenten des Amtsbereichs West des Stadtkirchenverbandes Hannover mit Sitz an der Herrenhäuser Kirche berufen wurde, wo ich mit meinen Kollegen Wolfgang Puschmann, Gisela Fähndrich, Martina Szagun und Michael Klatt und später mit Thomas Höflich und Hans-Martin Heinemann zusammenarbeitete. Doch in diesen Jahren kam ich in der Mitte des Berufslebens an und mir wurde bewusst: Ich werde bald nicht mehr der Jüngste sein, sondern irgendwann sogar der Älteste – und das ging schneller, als ich dachte. Schon während meiner

Superintendentenzeit wurde ich Vertreter der Superintendenten bei Beratungen im Landeskirchenamt, wurde in die Synode gewählt und konnte meine vielen Erfahrungen in der Leitung von diakonischen Einrichtungen, aber auch im Baubereich und im Personalwesen in die jeweiligen Ausschüsse des Stadtkirchentags einbringen. Aus dem Jüngsten wurde der Erfahrene.

Es muss in den ersten Jahren des Dienstes in Herrenhausen gewesen sein. Damals digitalisierte ich die Terminplanung in der Superintendentur: Stolz war ich, dass es mir selbst gelang, eine entsprechende Software zu finden und zu installieren, sodass sich meine Termineintragungen in mein PDA (Personell Digitaler Assistent, Vorläufer des Handys) mit denen auf meinem PC und auf dem meiner Sekretärin automatisch synchronisierten. Eine meiner ersten Eintragungen in den digitalen Kalender damals war: »1. April 2020, Eintritt in den Ruhestand«. Edda Böttcher, meine damalige Ephoralsekretärin, musste lachen: »Das ist ja noch fast 20 Jahre hin!« Mir aber war bewusst, dass meine Zeit als berufstätiger Theologe begrenzt ist.

Meine Leitungserfahrungen im Amtsbereich West, mein Verständnis für wirtschaftliche und finanzielle Zusammenhänge und Verwaltungsabläufe, meine Gremienerfahrung im Bereich der Landessynode und im Präsidium des Diakonischen Werkes der Landeskirche, dessen Präsident ich fünf Jahre lang war, und besonders meine tieferen Einblicke in ambulante und stationäre Pflegeeinrichtungen durch meine Verbandsarbeit im diakonischen Altenhilfeverband machten mich für die v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel interessant. Das Angebot als theologischer Geschäftsführer von Bethel im Norden (mit Sitz in Hannover) zu arbeiten, nahm ich nach reiflicher Überlegung an – auch deshalb, weil es mich reizte, in den letzten zehn Berufsjahren noch einmal etwas ganz Neues und Anderes zu tun als bisher. Dabei konnte ich meine ehrenamtlichen Aufgaben in der Synode, im Aufsichtsrat des Diakonischen Werkes und als Vorsitzender des Niedersächsischen Evangelischen Verbandes für Altenhilfe und Pflege (Nevap) weiterführen. Waren in den ersten 18 Berufsjahren die pastoralen Aufgaben in einer Kirchengemeinde mein berufliches »Standbein« gewesen und die Mitarbeit in Ausschüssen oder die Geschäftsführung der Diakoniestation eher mein berufliches »Spielbein«, drehte sich dies im Laufe der zweiten Berufshälfte immer mehr um: Zwar blieb ich in den letzten zehn Berufsjahren auch Vorsitzender von zwei Anstaltsgemeinden, aber Seelsorge und Predigtendienst waren zu meinen beruflichen »Hobbies« geworden.

Dies hatte sicher auch mit einer Veränderung meines persönlichen Glaubens zu tun. Durch mein Elternhaus geprägt, war für mich als junger Mensch die Vorstellung eines persönlichen Gottes, der uns Menschen in Jesus Christus

nahegekommen ist, vollkommen selbstverständlich. Mein Konfirmations-spruch, der auch schon der meines Vaters war, weist darauf hin: »Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, ergreife das ewige Leben, dazu du auch berufen bist und bekannt hast ein gutes Bekenntnis vor vielen Zeugen.« (1 Tim 6,12) Das wollte ich als Pastor tun – mich in den Dienst stellen, den Gott an uns Menschen tut. Und das hieß für mich konkret: Verkündigung dieser guten Nachricht von Gottes Liebe. Doch besonders als Superintendent in Hannover machte ich später die Erfahrung, dass immer mehr Menschen diese Verkündigung nicht mehr annahmen. Sie kehrten der Kirche den Rücken zu, traten aus, belächelten uns, wenn wir über unseren Glauben sprechen wollten. Die Gottesdienstbesucherzahlen schrumpften und es gehörte damals zu meinen Aufgaben, sechs Gemeinden zusammenzulegen und drei Kirchen zu schließen – weil einfach nicht mehr genug Christen da waren. Das löste Krisen in den Gemeinden aus, das löste aber auch bei mir eine Glaubenskrise aus. Die Frage nach dem Schweigen Gottes, nach seiner Ab- oder Anwesenheit und Erfahrbarkeit in der Welt trat in den Vordergrund. Stimmt das alles, was ich bis dahin verkündigt hatte? Hatte der christliche Glaube als inneres Band in einer sich globalisierenden Gesellschaft noch Zukunft? Ich denke heute, dass dies der innere Auslöser bei mir war, sich nun mehr dem christlichen Dienst am Nächsten zuzuwenden. Denn Gott handelt in unserer Welt durch Menschen, und dort, wo wir als Christen Licht in die Dunkelheiten von Menschen bringen, geben wir praktisch, erfahrbar und konkret von Gottes Liebe weiter. Diese Art von Verkündigung war und ist für mich bis heute immer wichtiger geworden. Deshalb fand ich es stimmig, mich als Theologe dieser Aufgabe zu stellen. Natürlich blieb ich dabei auch Pastor. Anders als in der Gemeinde redeten die meisten Mitarbeitenden mich in meiner Betheler Zeit als »Pastor Sundermann« an, obwohl ich auf diese Anrede gar nicht bestand. Deshalb war es auch klar, dass Sitzungen unter meiner Leitung mit einem geistlichen Impuls begannen, dass gesungen wurde, dass bei Beratungen über Arbeitspapiere oder öffentlichen Stellungnahmen die theologische Perspektive von mir eingebracht wurde. Und natürlich war ich zuständig für religiöse Bildung in der Mitarbeiterschaft. Das und vieles mehr blieben wichtige berufliche Aufgaben. Aber ich war eben in erster Linie Geschäftsführer mit voller, auch wirtschaftlicher Verantwortung für Jugendhilfe, für Altenhilfe, für Bildungseinrichtungen, für Personal insgesamt, für Öffentlichkeitsarbeit und für das diakonische Profil – eingetragen im Handelsregister bei sechs gemeinnützigen Gesellschaften. Es gehörte zu meinen Aufgaben, die Wirtschaftlichkeit dieser Angebote in der Alten- und Jugendhilfe sowie im Bildungsbereich zu sichern. Ich bin davon überzeugt: Dies muss letztlich die Grundlage für alles andere

sein. Wir können als Diakonie noch so menschenzugewandt arbeiten, wenn wir dabei die Wirtschaftlichkeit außer Acht lassen, sind wir nicht mehr lange da. Umgekehrt spielt das diakonische Profil und die erfahrbare Menschlichkeit eine große Rolle bei der Akzeptanz und bei der Nachfrage des Angebots und hat durchaus positive Folgen für die Wirtschaftlichkeit. Auf das richtige Gleichgewicht beider Faktoren kommt es eben an! Manchmal musste ich als Geschäftsführer auch gegen meine eigenen (christlichen) Überzeugungen Entscheidungen treffen, z. B. die Kürzung der Jahressonderzahlung für Mitarbeitende durchsetzen (was im Arbeitsrecht der Diakonie Deutschland ein letztes legales Mittel ist), weil sonst Einrichtungen in ihrem Bestand gefährdet waren. Meine zentrale Aufgabe war es, die Rahmenbedingungen von Pflege, Erziehung und Ausbildung für die Nutzer und für Mitarbeitende zu gestalten. Ich musste dafür sorgen, dass Seelsorge in unseren Einrichtungen gut aufgestellt ist, aber ich selbst war eben nicht mehr Seelsorger. Ich hätte es mir nicht träumen lassen, als Theologe einmal aus einer vorgelegten Statistik über den Windelverbrauch eines Pflegeheims Rückschlüsse auf die Pflegeintensität und -qualität von Mitarbeitenden ziehen zu können. Oder die korrekte Übertragung der Arbeitszeiten aus Dienstplänen in Abrechnungsbögen zu überprüfen. Oder mich mit der Rechtssystematik im kirchlichen Arbeitsrecht befassen zu müssen und in Kommissionen zu sitzen, wo über prozentuale Steigerungen, Nachtarbeitszuschläge und Wechselschichtzulagen gestritten wird. Ich bin heute noch meinem Mathelehrer auf dem Gymnasium dankbar, dass er mir die Grundlagen und das Verständnis für Zahlen so gut erschlossen hat, dass ich mein Leben lang davon profitieren konnte.

Zu Beginn meiner Tätigkeit bei Bethel wurde ich im Vorstellungsgespräch gefragt, was denn mein Ziel sei, wie denn Bethel im Norden am Ende meiner beruflichen Tätigkeit dort – nach zehn Jahren also – aussehen würde. Ich antwortete: »Alle Einrichtungen haben sich dann weiterentwickelt und ein klares diakonisches Profil. Das Unterstützungsangebot ist zeitgemäß angepasst und modern, sowohl in Bezug auf die Inhalte der Unterstützung selbst als auch auf die Rahmenbedingungen wie Gebäude und Räumlichkeiten, in denen gelebt und gearbeitet wird. Unsere Nutzerinnen und Nutzer sind sehr zufrieden und die Wirtschaftlichkeit der Angebote mittelfristig gesichert.« Besonders Letzteres war vor zehn Jahren eine gewagte Vision, da Bethel im Norden zu jener Zeit ein jährliches Minus von weit über 1 Million € erwirtschaftete (insbesondere durch die damals nur schlecht refinanzierte Altenhilfe). Aber es ist mir zusammen mit meinen Kolleginnen und Kollegen in der Geschäftsführung Luise Turowski, Christoph Nolting, Stefanie Schwinge-Fahlberg und am Ende noch Claus Freye gelungen, dieses Ziel zu erreichen.

2020 war das wirtschaftlich erfolgreichste Jahr von Bethel im Norden seit Jahrzehnten. Ich hoffe, dass dies auch in Zukunft anhält.

Zehn Jahre Bethel im Norden – sie vergingen schneller, als ich dachte. Und das Jahr 2020 füllte sich immer mehr mit Terminen. Meinen alten Kalendereintrag zur Pensionierung nach meinem 65. Geburtstag im April 2020 hatte ich auf das Jahresende verschieben müssen, weil die gesetzlichen Grundlagen geändert wurden und mein Geburtsjahrgang 1955 neun Monate über den 65. Geburtstag hinaus arbeiten musste, bis der reguläre Renteneintrittstermin erreicht wurde. Zufällig endete am gleichen Tag (31. 12. 2020) mein zweiter Fünf-Jahres-Vertrag als Geschäftsführer mit Bethel. Die Koinzidenz dieser beiden Ereignisse war für mich der Hinweis, dass die Zeit gekommen war, in den Ruhestand zu gehen. Es war auch diesmal so wie bei meinen beruflichen Abschieden aus den Aufgaben vorher: Die Menschen, mit denen ich zusammen gearbeitet hatte, waren traurig, dass ich ging, und baten mich, doch länger zu bleiben. Aber mein Entschluss stand fest, schließlich wollte ich doch auch von der prognostizierten »besten Zeit im Leben« etwas haben – außerdem finde ich es besser, die Zurückbleibenden sind traurig, dass jemand geht, als wenn sie froh sind, dass einer endlich weg ist.

Meine Vorstellungen und inneren Bilder von meinem Berufsende waren ganz andere, als ich es dann tatsächlich erlebte. Zunächst einmal hatte ich schon ein Jahr vorher alle an meiner Verabschiedung aktiv Beteiligten auf einen Termin verpflichtet. Am 9. Dezember 2020 um 14 Uhr konnten es meine Vorgesetzte im Betheler Vorstand, Johanna Will-Armstrong, und der Vorstandsvorsitzende Ulrich Pohl einrichten, in Hannover meine Verabschiedung durchzuführen. Die Marktkirche war dafür fest reserviert. Mir war es wichtig, dass bei meiner Verabschiedung auch ein Vertreter der Hannoverschen Landeskirche eine aktive Rolle einnimmt, schließlich hatte ich ihr 28 Jahre lang hauptberuflich und weitere zehn Jahre in verschiedenen Ehrenämtern »gedient«. Regionalbischöfin Petra Bahr war dazu gern bereit und hielt diesen Termin ebenso frei. Freunde und Kolleginnen und Kollegen gab ich den Termin frühzeitig bekannt, der Rahmen der Verabschiedung war festgelegt, mit dem Bachchorleiter Jörg Straube war die musikalische Gestaltung vorbesprochen. Ich freute mich schon auf diesen Tag – in Gedanken ging ich bereits erste Entwürfe meiner Abschiedspredigt durch. Bis dahin, so stellte ich mir vor, würde ich nun noch ein paar ruhige Monate meinen Dienst tun, dabei eine Aufgabe nach der anderen abgeben und am Ende so im Ruhestand landen, wie ein Segelflugzeug auf den Boden gleitet.

Und dann kam Corona. Zunächst dachte ich, die Epidemie wäre zum Jahresende 2020 längst überstanden. So sah es wenigstens bis in den Spätsom-

mer hinein aus. Doch als dann die große zweite Corona-Welle heranschwappte mit immer mehr einschränkenden und einschneidenden gesetzlichen Auflagen, wurde ich immer unruhiger. Der Betheler Vorstand verhängte in diesen Wochen ein striktes Verbot für alle Formen der direkten Begegnung seiner Mitarbeitenden. Angesichts der hohen Infektionsgefahr musste das Risiko für die von uns betreuten Menschen besonders in Einrichtungen für Alte, Kranke und Behinderte auf ein Minimum reduziert werden. Was hätte es für ein Bild von Verantwortungslosigkeit abgegeben, wenn sich Mitarbeitende auf einer selbst durchgeführten Veranstaltung angesteckt und dies an betreute Menschen weitergegeben hätten! Mir leuchtete diese Entscheidung unmittelbar ein. Und auch den Gedanken, dann vielleicht nur mit Vertretern der hannoverschen Landeskirche und der niedersächsischen Diakonie eine kleine Verabschiedung zu gestalten, verwarf ich bald. Es wäre nur eine halbe, nein, eher eine achtel Sache gewesen. Und so musste ich meine Vorstellungen von einer Verabschiedungsfeier verwerfen. Ich war darüber sehr traurig. Denn ich hatte es als Superintendent ja selbst erfahren (und es oft bei den Verabschiedungen von Pastorinnen und Pastoren in den Ruhestand selbst gestaltet), wie wichtig ein gelungenes Ritual am Ende des Berufslebens für die Zeit des Ruhestands sein kann. Die Entpflichtung und der Segen Gottes für die Zukunft trugen dazu bei, Aktivität zu reduzieren und trotzdem gestärkt und gehalten in die Zukunft zu gehen. Mir war es als Superintendent wenigstens in zwei Fällen gelungen, durch eine entsprechende Würdigung des zu Verabschiedenden auch Brüche und Spannungen in der Berufsbiographie so aufzulösen, dass sie die Zukunft nicht mehr belasteten (was beide mir im Nachhinein bestätigten). Diese »heilende« Wirkung einer gelungenen Verabschiedung war bei mir persönlich zwar nicht wirklich nötig, dennoch fehlte mir ein richtiger, ein guter Abschluss eines langen Berufslebens und die Stärkung für den weiteren Lebensweg. Natürlich war und ist mir vollkommen bewusst, dass jede und jeder, die oder der in diesen bewegten Zeiten Geburtstag, Hochzeit oder andere Anlässe festlich begehen wollte, dies nicht konnte. Für meinen plötzlich verstorbenen früheren Superintendentenkollegen Michael Klatt gab es ja noch nicht einmal eine Trauerfeier! Und angesichts der beruflichen Schicksale von Menschen ganzer Branchen, die durch Corona ihre Arbeitsplätze oder ihre wirtschaftliche Existenz verloren haben, war der Ausfall meiner Verabschiedung eine Lappalie. Trotzdem war ich traurig.

Auch die andere Vorstellung, in die Pensionierungszeit quasi hineinzugleiten, erfüllte sich nicht. Es war am Ende wie der Sprung aus einem dahinsrasenden ICE. Corona verlangte von uns in der Geschäftsführung mehr Ein-

satz und Kraft als in normalen Zeiten. Und dazu kam, dass ich – anders als geplant – aus bestimmten Gremien nicht ausscheiden konnte, weil es coronabedingt keine Neuwahlen geben konnte. So musste ich auch diese Ämter bis kurz vor Jahresende weiterführen. Auch hatte ich nicht daran gedacht, dass ich meinen Nachfolger Michael Krause, Superintendent aus Herford, in die Details meiner bisherigen Arbeit einarbeiten sollte, was naturgemäß erst in den letzten Wochen vor der Übergabe passieren kann. Das machte mir zwar große Freude, weil ich von meinen Erfahrungen einiges an ihn weitergeben konnte, kostete aber Kraft und Zeit, die dann immer knapper wurde. Bis zum Ausscheiden aus dem aktiven Dienst mussten dringende Aufgaben wie die Einführung neuer Vergütungsregelungen nach AVR DD im Birkenhof Bildungszentrum erledigt werden. Dies lag mir sehr am Herzen und ich hatte die Umsetzung schon weit vorangetrieben. Am Ende hat es glücklicherweise noch geklappt, aber es war knapp geworden, zumal die Mitarbeitervertretung immer wieder Zwischenforderungen stellte, die das gesamte Verfahren verzögerten.

So kam ich ziemlich abgehetzt und fertig im Dezember 2020 an. Der Betheler Vorstand verabschiedete sich von mir in Bielefeld bei einer Tasse Kaffee mit Brötchen und überreichte mir meine Entlassungsurkunde, die die hannoversche Landeskirche ausgestellt und die ich für diesen Anlass selbst mitgebracht hatte. Und dann kam der letzte Arbeitstag in der Geschäftsstelle in Hannover: Es gab ein Ständchen des Lehrerkollegiums und der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Verwaltung im Freien. Das ersatzweise geplante Verabschiedungsfrühstück wurde coronabedingt immer weiter reduziert – am Ende waren es noch meine beiden Kollegen in der Geschäftsführung, mein Nachfolger und die Schulleitung des Birkenhof Bildungszentrums, die mir offiziell Lebewohl sagten. Von den mir im Laufe meines Berufslebens wichtig gewordenen Menschen hatte ich mich vorher selbst durch eine Rundmail verabschiedet. Zahlreiche Briefe, Geschenke und gute Wünsche kamen in diesen Tagen bei mir an. Ich bin dafür sehr dankbar. Viele enthielten eine Würdigung meiner Person und immer Dank für die gute Zusammenarbeit.

Und dann war plötzlich nichts mehr. Der Ruhestand war da. Aber war ich im Ruhestand schon wirklich angekommen? Ich spürte, dass die letzten Monate Kraft gekostet und mich komplett absorbiert hatten. Was gerade in meinem privaten Umfeld, in meiner Familie, in meiner Ehe los war – ich hatte es kaum noch wahrgenommen. Das Loslassen-Müssen von Aufgaben, der Wegfall der täglichen Zeitstruktur und eines wichtigen, für mich vielleicht des wichtigsten Lebensinhaltes löste in mir eine starke Verunsicherung aus. Das Hin und Her um die Verabschiedung war offenbar nur die äußere Schale eines

dahinter liegenden tieferen Konflikts in meiner Psyche. Hatte ich als Pastor und Theologe mein Ziel erreicht, hatte ich wirklich einen Beitrag dazu leisten können, Gott für Menschen konkret zu machen, Glaube, Liebe und Hoffnung weiterzugeben? Wie war das noch? Ruhestand als schönste Zeit im Leben – davon spürte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht viel.

Ich hatte mir für die Zeit meiner Pensionierung viel vorgenommen. Schließlich wurde ich während des letzten Jahres ja immer wieder gefragt: »Und was machen Sie, wenn Sie pensioniert sind?« Natürlich hatte ich versucht, mich darauf vorzubereiten. Denn ich wollte auf keinen Fall in ein leeres Loch fallen. Einerseits freute ich mich riesig auf die bevorstehenden Freiräume, ohne den Druck und Zwang von beruflichen Anforderungen einfach das tun und lassen zu können, was ich gerade möchte. Andererseits fürchtete ich mich davor, zog ich doch aus meiner Arbeit auch immer ein Stück Anerkennung für mich selbst und Struktur für meinen Alltag – und das würde eben im Ruhestand auch wegfallen. Den neu gewonnenen Freiraum wollte ich ausfüllen: erst einmal Abstand gewinnen und unterwegs sein, mit dem Fahrrad und natürlich mit Reisen, die aufgrund der beruflichen Selbständigkeit meiner Frau nun nicht mehr durch eine feste Anzahl von Urlaubstagen zeitlich eingeschränkt waren. Und dann hatte ich mir verschiedene Projekte vorgenommen: mein Arbeitszimmer zuhause vom Bücherballast nicht mehr benötigter Literatur befreien und neu gestalten, meinen Kleiderschrank von den Dienstklamotten entlasten und mich neu einkleiden (quasi als »neuer Mensch«), meine gefühlten 100.000 analogen und digitalen Fotos ordnen, den jahrelang zugemüllten Bastelkeller wollte ich ausmisten und neu einrichten, unsere Holzterrasse am Haus erweitern. Ich hatte mir vorgenommen, wieder Klavierunterricht zu nehmen und systematischer zu üben, als ich es bisher konnte, und mein Englisch in einem Volkshochschulkurs aufzupolieren. Außerdem plante ich, einen Literaturkreis zu gründen, mit anderen Interessierten gemeinsam Bücher zu lesen und uns darüber auszutauschen. Ich war schon zu Jahresbeginn 2020 in den Senior Consulting Service Diakonie e.V. (SCSD) eingetreten und hatte im Laufe des Jahres an zwei Versammlungen teilgenommen. Ich hoffte, dass sich durch diese Mitgliedschaft Aufgaben in der Diakonie ergeben würden, die ich nach meiner Pensionierung übernehmen könnte. So konnte ich ein Stück fortsetzen, was mir als Theologe wichtig geworden war: Gottes Liebe für andere konkret machen. Was mich besonders am SCSD reizte war die Vorstellung, dabei die eigene innere Freiheit erhalten zu können, indem ich Zeitpunkt, Dauer und Intensität einer Tätigkeit nach der Pensionierung selbst bestimme. Dabei wollte ich von den gerade in den letzten Jahren dazugewonnenen Erfahrungen weitergeben und

mithelfen, diakonische Einrichtungen zu unterstützen, wenn es nötig war. Und natürlich würde ich auch Predigten und Gottesdienste halten wollen. Das Recht dazu blieb mir ja auch als pensionierter Pastor. Über alles freute ich mich darauf, mich um mein erstes Enkelkind zu kümmern, das 2020 zur Welt kam, und alte Freundschaften wieder aufzunehmen und besser zu pflegen, als es mir in den letzten Jahren gelungen war. Ich rechnete fest damit, dass sich durch meine Pensionierung auch mein Anteil an der Haus- und Gartenarbeit vergrößern würde, zumal meine Frau weiterhin wie bisher berufstätig bleiben würde. Natürlich würde ich auch einige bisherige ehrenamtliche Aufgaben mit in die Pensionszeit nehmen. Ich bliebe bis Frühjahr 2022 Mitglied der Arbeitsrechtlichen Kommission in Berlin und freute mich auf die bevorstehenden vielen Sitzungen in der Hauptstadt, die ich dann um ein oder zwei Tage verlängern wollte, um mir Berlin anzusehen. Daneben bliebe ich auch im Stiftungsrat von Diakovere, den drei großen diakonischen Krankenhäusern in Hannover, sowie im Kuratorium des Zentrums für Gesundheitsethik – aber diese Gremienarbeit würde keine so große Rolle spielen, weil sie nur aus jeweils zwei Sitzungen pro Jahr bestand.

Ich fand, ich hatte gut für die Pensionierungszeit vorgedacht und geplant. Aber diese Ideen und Vorhaben ließen sich durch Corona nicht so umsetzen, wie ich es ursprünglich glaubte. Der geplante Urlaub zum Beginn des Ruhestands mit der Familie über Weihnachten und Jahreswechsel reduzierte sich zunehmend, je länger die Zeit ins Land ging. Noch im Frühjahr 2020 dachten wir an eine längere Kuba-Reise für das Jahresende, dann schon mit Corona planten wir, ins Ferienhaus unserer früheren Nachbarn an die Côte d'Azur zu fahren und anschließend die Cinque Terre in Italien zu besuchen. Am Ende blieben wir zuhause – die Epidemie ließ uns keine andere Wahl. Auch meine Ideen, allein auf Tour zu gehen, um Abstand zu gewinnen, ließ sich nicht umsetzen: Alle Hotels und Unterbringungsmöglichkeiten waren geschlossen. (Erst im Sommer 2021 sollte ich dies ein wenig nachholen können und war dann wirklich eine Woche mit dem Rad unterwegs.) Die Vorstellung, mit viel Zeit Berlin zu erkunden, zerbrach ebenfalls an den Realitäten: Die erste reguläre Sitzung der Arbeitsrechtlichen Kommission mit realer Anwesenheit ist erst im September 2021 geplant. Alle bisherigen Sitzungen fanden per Videokonferenz statt – eine enorme Zeitersparnis und Risikominimierung für die berufstätigen Gremienteilnehmer, die sonst aus ganz Deutschland zu den Sitzungen anreisen. Doch ich selbst hätte ja Zeit gehabt und hätte gern neben den Berlinerkundungen auch die persönlichen Beziehungen zu einigen Kollegen in der Kommission gepflegt. Auch den angedachten Literaturkreis und den Englischkurs konnte ich nicht realisieren: Es durften sich bis weit

ins Jahr 2021 hinein immer nur Menschen aus maximal drei Haushalten privat treffen.

Um nicht in ein Loch zu fallen und mich zu verzetteln, hatte ich mir eine Strategie überlegt, meine neu gewonnene Zeit sinnvoll zu nutzen: Ich schrieb mir morgens eine To-do-Liste für den Tag, so wie ich es auch während meines Berufslebens immer wieder getan hatte: damals besonders dann, wenn zu viele Aufgaben mich zu überlasten drohten, jetzt, um mich vor innerer Leere und Verzettelung in Nichtigkeiten zu bewahren. Dieses System hatte teilweise Erfolg und ich konnte einige meiner angedachten Vorhaben tatsächlich umsetzen, z. B. den Klavierunterricht, den ich jetzt wieder nehme und wofür ich tatsächlich intensiver übe als früher, oder den Erweiterungsbau unserer Terrasse, der mir viel Geschick und Zeit abverlangte, aber mir auch viel Freude bereitete. Auch mein Kleiderschrank hat jetzt wieder mehr Platz für Neues. Meinen Enkel Jasper betreue ich regelmäßig einmal in der Woche. Neben der Entlastung der Eltern hoffe ich dadurch eine gute Beziehung zu ihm aufbauen zu können und etwas an ihm wieder gut zu machen, was ich bei meinen eigenen Kindern versäumt habe. Meine Frau und ich haben mittlerweile wieder mit Reisen angefangen und uns hinausgewagt, zunächst noch innerhalb von Deutschland nach Sylt und an die Ostsee, aber unsere Gedanken gehen schon wieder in die Welt hinaus. Ob das wieder einmal risikolos möglich sein wird und ob es ökologisch verantwortbar ist – mit diesen Fragen werden wir uns auseinandersetzen. Was mir auch bisher gelungen ist: Kontakte zu alten Freunden wieder zu beleben und meine bisherigen Freundschaften besser zu pflegen, obwohl dabei noch Luft nach oben ist.

Besonders in den ersten Wochen des neuen Jahres schrieb ich oft meine To-do-Listen. Nur selten gelang es mir, diese vollständig abzuarbeiten. Immer nahm ich mir mehr vor, als ich wirklich schaffen konnte. Deshalb setzte das aus der Zeit vor der Pensionierung her bekannte Gefühl ein, nie genug Zeit zu haben, immer von einer Angelegenheit zur nächsten zu hetzen. War das sinnvoll? Statt eines Pensionsloches befand ich mich im Pensionierungsstress und hatte kaum noch Zeit, mich einfach mal hinzusetzen und nichts zu tun. Nein, ich war wirklich noch nicht gut im Ruhestand angekommen und hatte noch nicht das richtige Gleichgewicht von gefüllter Zeit und Ruhe gefunden.

Was mir schließlich sehr geholfen hat, die Trauer über die nicht stattgefundene Verabschiedung zu verarbeiten und gleichzeitig ein Gleichgewicht zwischen Aktivität und Passivität zu finden, war die Leitungsvertretung im Birkenhof Wohnstift in Hannover-Kirchrode. Kurz vor meinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst kam meine Kollegin mit dem Anliegen auf mich zu, ob ich mir für drei Monate die Vertretung des Stiftsleiters im Wohnstift vor-

stellen könnte. Der Leiter gehe Ende Januar bis Ende April 2021 in Elternzeit – und solange wollte sie dieses Haus nicht ohne Leitung lassen, zumal dort gerade personelle Strukturveränderungen eingeführt worden waren, die zu Unruhe in der Mitarbeiterschaft führen konnten. Der Leiter selbst sei mit meiner Vertretung sehr einverstanden. Nach Rücksprache und gemeinsamen Überlegungen mit meiner Frau sagte ich zu. Und machte damit sehr gute Erfahrungen.

Die drei Monate in der Leitung des Wohnstiftes waren für mich ein guter gelungener Übergang in den Ruhestand. Einmal dadurch, dass ich nur vier Stunden am Tag dort anwesend sein sollte und ich mir diese Zeit selbst aussuchen konnte. Der im Ruhestand gewonnene Freiraum und die Selbstbestimmung über Zeiten der Aktivität blieb also stückweise erhalten. Das Hineingleiten in mehr Ruhe, so wie ich es mir gewünscht hatte, wurde jetzt nachträglich doch noch realisiert. Das war organischer und fühlte sich viel »gesünder« an.

Inhaltlich war diese Zeit für mich wie ein Brennglas, in dem sich meine Erfahrungen des gesamten Berufslebens bündelten und intensiv noch einmal erlebbar wurden. Ich hatte im Laufe meines Berufslebens immer wieder Neues gesucht und gefunden. Und jetzt auch hier: Neu war die Position und Funktion, die ich hatte – eingebunden in einen Leitungsapparat wie vorher auch, jetzt aber zwei Hierarchiestufen tiefer. Dadurch nahm ich die Aufgaben von Kolleginnen und Kollegen in der Einrichtungsleitung ganz neu wahr und würdigte sie entsprechend. Und ich hatte ganz andere Begegnungen und Kontakte zu Bewohnerinnen und Bewohnern mit ihren Anliegen und zu den Mitarbeitenden an der Basis, als dies vorher in meiner Geschäftsführertätigkeit möglich war. Es waren tatsächlich wieder meine seelsorgerlichen Fähigkeiten als Pastor gefragt. Zuhören können, wenn eine Bewohnerin mir ihre Lebensgeschichte erzählt; behutsam, aber auch klar Versammlungen der Bewohner leiten – die Coronakrise verunsicherte viele sehr und löste ständig neue Fragen aus, vom richtigen Testen bis zur Organisation der Impfungen über Kontakte und Besuch von und nach außen. Und ich habe im Wohnstift auch gepredigt und Gottesdienst gehalten. Ich konnte durch meine konkreten Erfahrungen den Menschen dort sagen, dass wir alle, Bewohner und Mitarbeitende, unter dem Segen Gottes stehen und uns in unserem Handeln an Jesus Christus orientieren. Meine reichhaltige Gremienerfahrung konnte ich auch bei Dienstbesprechungen einbringen. Und was ich schon als Superintendent wollte, konnte ich hier noch viel stärker tun: die Rahmenbedingungen so einrichten, dass Mitarbeitende ihre Arbeit gut und zufrieden leisten können – letztlich zum Wohl der Bewohner, letztlich, um glaubwürdig zu sein und

christliche Werte nicht nur vor sich her zu tragen, sondern sie konkret erfahrbar zu machen. Dies gelang mir besonders dadurch, dass ich jede und jeden in ihren und seinen Aufgaben als Experte ernst nahm, mir ihre Anliegen genau anhörte und sie inhaltlich einbezog in meine Leitungsaufgaben. Und selbst wenn Entscheidungen anders ausfielen, als einzelne sich das wünschten, wusste ich, dass sie diese mittragen würden, wenn sie verstehen, warum anders entschieden wurde. Aus bloßen Informations- und Aufgabenverteilungstreffen wurden beratende Dienstbesprechungen auf Augenhöhe für alle. Aus nebeneinanderher Arbeitenden wurde ein Team, wenigstens ansatzweise. Dieses Grundprinzip führte in den drei Monaten meiner Vertretungstätigkeit zu einer spürbaren Zufriedenheit bei fast allen Mitarbeitenden und Bewohnern – und zu wachsendem Vertrauen zu mir. Sogar von der Mitarbeitervertretung. Dies zeigte mir, quasi noch einmal live zum Berufsende: Ja, ich habe segensreich wirken können. Während es wegen der ausgefallenen Verabschiedung nicht vor allen ausgesprochen werden konnte, zeigte sich genau dies noch einmal innerhalb eines großen Kreises von Menschen. Und das erfüllte mich mit Freude und Stolz. Ich führte die begonnen Strukturveränderungen wie geplant weiter, war dabei in Rücksprache mit der Bereichsleitung und mit dem Stiftsleiter. Am Ende dieser drei Monate waren alle sehr zufrieden – ich selbst eingeschlossen. Und ich wurde vom Stiftsleiter schon gefragt, ob ich so eine Vertretung noch einmal machen würde – im nächsten Jahr plane er eine unbezahlte Auszeit für seine Familie. Ich kann mir das heute gut vorstellen. Meinen Predigtendienst im Wohnstift werde ich auf jeden Fall weiterführen.

Und so bin ich so richtig eigentlich erst ab Mai 2021 im Ruhestand angekommen. Sehr viel zufriedener als Ende des letzten Jahres. Meine To-do-Listen führe ich noch weiter, aber nicht mehr täglich, und es gelingt mir immer besser, einen inneren Ausgleich zwischen Aufgaben, Projekten und Ruhe zu finden. Nur wenn beides zu seinem Recht kommt, kann der Ruhestand als schönste Zeit im Leben gelingen.

Ewald Stephan

ENGAGEMENT-ERFAHRUNGEN VON MENSCHEN ÜBER DEN EINTRITT IN DEN RUHESTAND HINAUS

Ewald Stephan war Vorstand der Verka VK Kirchliche Vorsorge VVaG Berlin.

Mit 66 Jahren glaube ich, mich im Leben einigermaßen auszukennen, und kann behaupten, einen gewissen Schatz an Erfahrungen gesammelt zu haben, über den ich nun entsprechend verfügen kann. Er besteht aus vielen positiven, aber natürlich auch subjektiv als negativ empfundenen Erfahrungen. Diese repräsentieren durch individuelle Anschauungen, Wahrnehmungen und Empfindungen gewonnenes Wissen als Grundlage von Erkenntnissen. In der Tat bilden diese Erfahrungen in ihrer Gesamtheit für mich einen Schatz mit unermesslichem Wert, der pekuniär alleine gar nicht darstellbar und messbar ist. Dabei stammen meine Erfahrungen aus ganz unterschiedlichen Bereichen des Lebens und sind deshalb so facettenreich. Ich habe Erfahrungen in allererster Linie natürlich in der Familie, in der Schule, während meines Studiums und letztlich 43 Jahre lang im Beruf gesammelt, daneben aber auch in zahlreichen ehrenamtlichen Engagements in Kirche, im Katastrophenschutz und im Rettungsdienst, in Sport und Hobby, im Freundes-, Bekannten- und Verwandtenkreis und in zahlreichen weiteren Bereichen. Dabei habe ich festgestellt, dass mir zunächst subjektiv als negativ empfundene Erfahrungen später im Leben geholfen haben, Entscheidungen auf dieser Grundlage zu treffen und sie dann in positive neue Erfahrungen umzusetzen. Dies verhalf mir sehr häufig zu vielen schönen Erfolgs- und Glückserlebnissen. Auch wenn wir primär zurecht glücklich sind über positive Erfahrungen und Erlebnisse, so sind insbesondere die negativen Erfahrungen wichtig und prägend für unser Leben, da diese häufig ein gewisses Lernverhalten bedingen, Adaptionsfähigkeiten ermöglichen und antizipatives Denken und Handeln auslösen.

Beim Schreiben dieser Zeilen bin ich seit vier Monaten im sogenannten Ruhestand, möchte diese neue Zeit mit neuen Herausforderungen in dieser Lebensphase aber nutzen für zahlreiche weitere Aktivitäten und dabei auf

meinem Erfahrungsschatz aus meinem bisherigen Leben aufbauen. Mein Ziel ist es, damit nicht nur mir selbst, sondern auch meinen Mitmenschen einen Nutzen, also einen Mehrwert bringen zu können. Mir ist in meinem Leben vieles in die Wiege gelegt und/oder geschenkt worden. Deswegen möchte ich aus Dankbarkeit dafür so viel wie möglich zurückgeben bzw. an andere Menschen weitergeben.

Naturgemäß bin ich während meiner Kindheit sehr stark durch meine Eltern und auch meine Großeltern geprägt. Ich stamme aus einem Elternhaus mit christlicher Grundeinstellung. Meine Eltern waren evangelisch im damals überwiegend katholischen Köln. Mein Vater wurde in Breslau geboren und wuchs mit fünf Geschwistern auf einem Bauernhof im ländlichen Schlesien auf. Wie damals üblich mussten die Kinder neben dem Schulbesuch auf dem Hof mitarbeiten oder Beeren und Pilze im Wald sammeln. Für mich war das als Kind absolut unverständlich – solch ein Leben konnte und kann ich mir bis heute nicht vorstellen. Bald nach der Schule wurde mein Vater ohne Ausbildung von der deutschen Wehrmacht eingezogen und musste schnell in seinen ersten Kriegseinsatz. Er erzählte nur sehr ungern über seine Kriegserlebnisse, die sicherlich teilweise sehr schrecklich gewesen sein mussten. Viele seiner Freunde musste er sterben sehen und auch mein Vater erschoss sogenannte gegnerische Soldaten. Er hoffte bis zu seinem Tod von Herzen, dass unser Herrgott ihm diese Sünde vergibt. Daran glaube ich bis heute fest. Wir sind im Glauben an einen gütigen und vergebenden Gott aufgewachsen, der uns liebt und unsere Sünden nicht anrechnet, wenn wir ihn um Vergebung bitten und unsere Taten bereuen. Dieser feste Glaube war für meinen Vater – und ist es auch für mich – lebensbegleitend. Ich und insbesondere meine in Friedenszeiten aufgewachsenen Kinder können uns diesen psychischen Druck, der in der damaligen Zeit herrschte, nicht im Ansatz vorstellen. So hatte meine Großmutter bereits vor Beginn des Krieges ihren wunderschönen Vornamen Sara, der sie verdächtig machte, Jüdin zu sein, gegen den arisch anmutenden Namen Hildegard getauscht. Seitdem war sie unverdächtig. Viele derartige Erlebnisse, die Angst, Tod, Hunger und Verrat beinhalteten, haben mir meine Eltern und andere Familienangehörige erzählt. Die Erinnerungen daran sind prägend für das ganze Leben. Nie wieder Diktatur, Gewalt und Krieg – das war die »Botschaft«, die mein Bruder und ich als Kinder indoktriniert bekamen. Diese Einstellung hat sich bis heute nicht geändert.

Nach der Kriegsgefangenschaft führte der Zufall meinen Vater nach Köln, wo es Arbeit gab. Im Jahr 1948 lernte er dort meine damals 20-jährige Mutter beim Tanz kennen und lieben. Auch die Eltern meiner Mutter wurden durch

den Krieg zu Vertriebenen. Sie stammten ursprünglich aus Rostock und gehörten einer strengen katholisch-apostolischen Gemeinde an. Mein überaus penibler Großvater beschäftigte sich in der Zeit, in der meine Großmutter mit ihren beiden Töchtern spielte, mit so überaus wichtigen Dingen wie dem Nachrechnen und Kontrollieren von Kassenbelegen und Rechnungen. Zahlen waren seine große Leidenschaft und er verfügte über ein phänomenales Gedächtnis.

Bis zur Hochzeit und baldigen ersten Schwangerschaft mit meinem Bruder war meine Mutter als gelernte Schneiderin berufstätig. Doch wie es sich zur damaligen Zeit gehörte, blieb meine Mutter nach den Geburten ihrer beiden Söhne als Hausfrau zu Hause und lediglich mein Vater ging fast rund um die Uhr arbeiten, um das kleine Reihenhaus, der ganze Stolz meiner Eltern, so rasch wie möglich abzuzahlen. Mit drei Jahren kam ich in einen katholischen Kindergarten. Noch heute erinnere mich genau an meine unbegleiteten morgendlichen Fußmärsche im Dunkeln und im Regen zum zwei Kilometer entfernten Kindergarten. Die Grundschulzeit in neuer Umgebung und mit netten Freunden und Lehrern habe ich in sehr guter Erinnerung. Schnell wurde ich ein sehr guter und fleißiger Schüler mit Vorzeigepotenzial. Ich war aber wohl auch der Liebling unserer Klassenlehrerin. Sie war jedoch enttäuscht, dass meine Eltern ihrer Gymnasialempfehlung für mich nicht folgen wollten und mich auf die Realschule zur Weiterbildung schickten. Da auch mein älterer Bruder die gleiche Realschule besuchte und vor allem für meinen »ungelernten« Vater die Realschule das höchste Maß aller Gefühle war – die Hauptschule hätte auch gereicht –, war es für ihn der gesunde Kompromiss und Garant dafür, dass es seinen Kindern einmal besser gehen sollte als ihm. Das Gymnasium war seiner Ansicht nach der Elite vorbehalten und nicht der Arbeiterklasse und insofern außerhalb seiner gedanklichen Reichweite. Doch ein wohlwollender Klassenlehrer und ein umsichtiger Rektor verhalfen mir bereits nach einem Schuljahr auf der Realschule doch noch aufs Gymnasium.

Die Schule ließ genügend Freiraum für zahlreiche Freundschaften, die sich ganz überwiegend auf die evangelische Jugend bezog. Im Kellergeschoß der kleinen Kirche befanden sich die Jugendräume. Hier trafen wir uns fast täglich zu Bibelarbeit, Vorbereitung von Kinder- und Jugendgottesdiensten und zu gelegentlichen Partys, die von unserem Pfarrer argwöhnisch beaufsichtigt wurden und leider nie allzu lang dauerten. Besonders die Gestaltung der Kindergottesdienste machte mir große Freude. Gelegentliche Freizeiten im Kölner Umland waren stets eine willkommene Abwechslung. In der Kinder- und Jugendarbeit half mir die langjährige Grundlage biblischen Wissens,

die mir meine Mutter und meine Großmutter mit auf den Weg gegeben hatten. Auch das tägliche gemeinsame Nachtgebet und der gemeinsame Dank zu den Mahlzeiten waren mir wohl vertraut. Der familiäre sonntägliche Kirchgang gehörte zum festen Programm und der Pfarrer wartete bereits jedes Mal persönlich an der Kirchpforte mit der Bemerkung »Wenn die Stephans da sind, können wir ja anfangen«. Mein Vater ließ sich sogar – trotz innerer Bedenken – überzeugen bzw. überreden, sich zur Wahl ins Presbyterium aufstellen zu lassen. Natürlich wurde er gewählt und quälte sich eine Amtszeit durch dieses Amt. Leider fühlte er sich aufgrund seiner eigenen fehlenden beruflichen Ausbildung unterqualifiziert für dieses wichtige Amt und nie auf Augenhöhe mit den anderen. Er kam jedes Mal frustriert aus den langen abendlichen Sitzungen nach Hause und musste von uns erst wieder »aufgebaut« werden. Wohler fühlte er sich sonntagsnachmittags, wenn er mich gelegentlich zum Fußballspiel mitnahm, wo wir nach der ersten Halbzeit keinen Eintritt mehr zahlen mussten und ohne Obolus ins Stadion gelassen wurden. Alternativ machten wir alle gemeinsam einen routinemäßigen Spaziergang, im Sommer ging es stets auf den gleichen Rundweg durchs Grüne, im Winter kämpften wir uns durch die tief hängenden Schwefelschwaden in den Straßen einer benachbarten chemischen Fabrik im Kölner Osten. Wir Kinder lernten unseren Vater dann in den ersten bescheidenen Urlauben mit Selbstverpflegung auf Bauernhöfen im Westerwald, im Sauerland oder im Schwarzwald besser kennen und genossen die gemeinsame Zeit mit Spielen. Dabei konnten wir endlich unsere Familienbande auch zu unserem Vater festigen, der ansonsten durch seine hohe Arbeitsintensität wenig Zeit für uns hatte. Zuvor waren wir deutlich und einseitig eher auf unsere Mutter fixiert gewesen, die uns anfangs auch bei gelegentlichen schulischen Defiziten tatkräftig unterstützte, bald aber wegen fehlender eigener Vorbildung das Handtuch warf, so dass wir uns alleine durchschlagen mussten.

Ein Höhepunkt in der Jugendzeit war die Konfirmation im engen und trauten Familienkreis. Nach bestandenen Prüfungen im Katechumenen- und Konfirmandenunterricht wurden wir zur Konfirmation zugelassen. Mit dem selbstgewählten Konfirmationsspruch »Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater denn durch mich« (Joh 14,6) konnte nun nichts mehr schief gehen. Dieser wunderschöne Spruch begleitet mich durch mein ganzes Leben und ist bis heute das Fundament meines Glaubens.

Leider erlitt mein Vater zwei Jahre nach meiner Konfirmation kurz hintereinander zwei schwere Herzinfarkte, die viel zu früh zu seiner Berufsunfähigkeit führten. Nach langem Krankenhausaufenthalt und anschließender Rehabilitation eröffnete der behandelnde Hausarzt meiner Mutter und mir,

dass mein Vater nach ärztlicher Einschätzung nur noch eine sehr kurze Lebenserwartung von nur noch wenigen Wochen habe. Eine Welt brach in diesem Augenblick für uns zusammen und die Gebete zu unserem Herrgott wurden noch intensiver und häufiger. Offenbar hatte es geholfen, denn aus den wenigen Wochen wurden glücklicherweise zwar gesundheitlich für meinen Vater beschwerliche, aber letztlich für uns alle schöne und intensive 17 Jahre, die auch meine Eltern noch näher zusammenbrachten.

In der Schule hatte ich Glück mit meinen Lehrern, vor allem mit meinem Klassenlehrer und der Religionslehrerin, die mich in meiner Persönlichkeitsentwicklung stark prägten und förderten und einen liberalen, offenen und ehrlichen Zeitgeist propagierten. Sie alle sind mir bis heute in bester Erinnerung geblieben. Unsere Abschlussfahrt vor dem Abitur 1973 nach Prag kurz nach dem Prager Frühling unter Alexander Dubček und den anschließenden blutigen Niederschlagungen durch die Sowjets vermittelte uns Abiturienten deutlich die bis heute sich immer weiter verfestigte Einsicht, wie wertvoll ein Leben in Freiheit und Demokratie ist und wie zärtlich diese Pflanze immer wieder neu gepflegt werden muss. Ein Besuch im durch die Nazis ausgerotteten Dorf Lidice bei Prag mit den dort verübten Gräueln an der Bevölkerung verfestigte diese Meinung noch erheblich. Spätestens hier kam ich zu der Einsicht, nach dem frühen Abitur kurz vor dem 18. Lebensjahr nicht zur Bundeswehr gehen zu wollen, sondern etwas »sinnvolles« anderes zu machen. Da ich eigentlich Medizin studieren wollte, was aber knapp am Numerus Clausus scheiterte, lag es nahe, in den Katastrophenschutz und Rettungsdienst zu gehen. In der der evangelischen Kirche nahestehenden Johanniter-Unfall-Hilfe e.V. fand ich eine sehr gute Alternative. Die notwendige Verpflichtung über zehn Jahre störte mich nicht, der Dienst am Nächsten war für mich vielmehr so inspirierend, dass aus den ursprünglichen zehn Jahren letztlich 23 Jahre ehrenamtlicher Rettungsdiensttätigkeit wurden. D. h. nach der Ausbildung zum Rettungsassistenten und anschließend zum Rettungsassistenten fuhr ich dann mehr als 20 Jahre lang an zahlreichen Wochenenden im Jahr Einsätze im Kranken- und Rettungswagen und später auch im Notarztwagen auf einer Rettungswache der Feuerwehr in Köln. Daneben gab es in der Woche oftmals Einsätze als Sanitäter im Kölner Karneval, bei Großveranstaltungen oder im Theater und Opernhaus. Die Möglichkeit, anderen Menschen in Notlagen helfen zu können, war ein enormer Ansporn und ließ mich nicht locker, bis ich wegen eines beruflich bedingten Umzuges dann später doch diesen Dienst einstellen musste. Natürlich gab es viele schwere und tragische Momente mit Schwerstverletzten, Todkranken und Toten, aber im Moment der Hilfe konnte ich die Dramatik der Situation gut ausblenden und erkennen,

was an konkreter Hilfe notwendig ist. Anders kann man diese Arbeit auch nicht machen. Erst zurück auf der Rettungswache oder nach Beendigung einer Schicht habe ich das Geschehene dann doch reflektiert und überlegt, was ich hätte besser machen können oder ob ich einem Todkranken auf dem wohl letzten Weg ins Krankenhaus nicht doch die Hand hätte noch länger halten oder Zuspruch geben können. Mit der Zeit ist in mir aber auch die Erkenntnis gereift, dass das wärmende und zärtliche Halten einer Hand oft segensreicher ist als viele Worte in einer Situation, wo einem die richtigen Worte ohnehin fehlen. Hier habe ich gelernt, was Begriffe wie Demut und Bescheidenheit wirklich bedeuten. Wenn dieser Dienst zum Segen wurde für die vielen Menschen, denen ich begegnet bin, dann hat unser Herrgott entscheidend geholfen. Im Verlauf der vielen Jahre wuchsen in mir die Erkenntnis und die Dankbarkeit, wie gut es mir und meiner Familie selbst geht. Wir leben in Sicherheit und Freiheit, sind gesund und leben mehr als auskömmlich und ohne Sorgen. Und wenn wir gelegentlich Anflüge von Sorgen haben, können wir sie im Gebet sehr gut bei unserem Herrn ablegen. Er sorgt für uns, wir sind nie allein. Das ist immer wieder die beste Erkenntnis in meinem Leben. Gott trägt mich und Gott liebt mich, ohne Vorbedingung und so wie ich bin.

Diese gute und sehr segensreiche Alternative zur Bundeswehr erlaubte mir den frühzeitigen Beginn eines Studiums. Da ich lange auf einen Studienplatz in Medizin hätte warten müssen, entschied ich mich zum Studium der Betriebswirtschaftslehre in Köln und begann damit zum Sommersemester 1974 – nach einem zweimonatigen Auslandsaufenthalt in den USA. Die Reise hatte ich mir durch meinen Studentenjob bei der damaligen Deutschen Bundesbahn im Fahrkartenverkauf im Kölner Hauptbahnhof finanziert. Hier arbeitete ich 2–3 Mal pro Woche in Früh-, Spät- oder Nachtdienst fast vier Jahre lang und finanzierte damit gleichzeitig auch mein Studium. Ich bekam zwar finanzielle Unterstützung durch Bafög, die aber mein Vater sofort konfiszierte, da er diese als notwendige Kompensation für kostenloses Wohnen im Elternhaus wertete. Er stand immer auf dem Standpunkt, dass er meinem Bruder und mir einem Studium nicht entgegenstehen wollte und dies prinzipiell auch fördern würde, aber die Mittel hierfür nicht aufbringen konnte bzw. wollte. Wir müssten uns unser Studium selbst finanzieren und selbstverständlich aus den Einkünften auch einen Obolus für Wohnen, Waschen, Putzen, Kosten etc. entrichten. Da ich das Ferienjobben bereits mit 14 Jahren begonnen hatte und auch neben der laufenden Schule noch die eine oder andere Tätigkeit wahrnahm, fiel es mir nicht schwer, mich auf die neue Situation einzustellen und aus den Erlösen meinem Elternhaus einen Beitrag für Kost

und Logis zu entrichten. Da die Arbeit öfters in Randzeiten wie spätabends, nachts, samstags, sonntags und feiertags anfiel, gab es Zulagen, die den Verdienst versüßten. Außerdem konnte ich kostenlos mit der Bahn durch Deutschland reisen, was ich bei jeder sich bietenden Gelegenheit auch gerne machte. Auch wenn es aus heutiger Sicht unseren Kindern schwer verständlich erscheint, dass wir keine finanzielle Unterstützung durch unser Elternhaus erfuhren und sogar noch etwas zum Lebensunterhalt beitragen mussten, so haben wir durch diese »harte Schule« das Haushalten mit Geld gut gelernt, was mir im späteren Verlauf des Lebens privat wie beruflich sehr geholfen hat. Während des Hauptstudiums konnte ich eine Tätigkeit als studentische Hilfskraft am Lehrstuhl meines Professors übernehmen, was neben einem weiteren finanziellen Anreiz auch den Vorteil bot, dass ich im Lehrstuhl gut bekannt und vernetzt war.

Direkt nach dem Abschluss zum Diplom-Kaufmann startete Ende 1978 meine nächste Lebensphase mit dem Eintritt als Vorstandsassistent einer großen Kölner Versicherung. Auch privat begann ein neuer Lebensabschnitt mit meiner ersten Ehe, in die ich mich – im Nachhinein betrachtet – doch ein wenig unentschlossen und unüberlegt begab. So kam es wie es kommen musste. Wir starteten zwar zu Beginn noch ganz harmonisch, bekamen auch rasch zwei tolle Kinder, auf die ich – wie auf meine anderen drei Kinder auch – sehr, sehr stolz und für die ich meinem Herrn dankbar bin, aber mit verstärkter beruflicher Karriere und mehr Arbeitseinsatz lebten wir uns rasch auseinander. Das gegenseitige Verständnis für die jeweilige Rolle des anderen war nicht ausgeprägt genug, um diese schwierige Phase des Lebens zu meistern. Da ich auch nach wie vor im Rettungsdienst im Einsatz war und zusätzlich ein Amt als Presbyter in unserer Kirchengemeinde angenommen hatte, fand ich aus Sicht meiner damaligen Frau immer weniger Zeit für sie und die Kinder, so dass sie sich vernachlässigt fühlte und letztlich andere Wege beschritt, die nicht förderlich für unsere Ehe waren.

Beruflich erfolgreich, privat aber gescheitert, stand ich bald vor einem Scherbenhaufen. Aus meiner Sicht war eine Rettung nicht möglich und so zog ich die Reißleine trotz größter Bedenken. Vor allem meine beiden Kinder taten mir leid. Eine Fortsetzung der dauernden Krise schien aber auch nicht die Lösung zu sein. Hilfe in dieser schwierigen Zeit aus dem Presbyterium und/oder der Gemeinde fand ich leider nicht, obwohl ich es erhofft hatte. Einzig meine Eltern atmeten hörbar auf, als ich die Trennung von meiner Frau und den Auszug aus unserem Haus bekanntgab. Sie mochten mich nicht länger leiden und unverstanden sehen, wie sie dann zugaben. Ich habe in dieser Lebensphase ganz viel gelernt und gespürt, dass in Krisen oftmals

nur auf wenige Menschen wirklich Verlass ist und man sich sehr schnell irgendwie alleingelassen fühlen kann. Geholfen hat die jederzeit tröstende Hand Gottes, er war einer der wenigen, die mir kein schlechtes Gewissen bereiteten und mir Vorschriften erteilen wollten, was ich nun zu tun und zu lassen hätte. Er vorverurteilt ebenso wenig, wie er verurteilt. In seiner Gnade werden wir getröstet und sind wir geborgen. Gott hat mich getragen und durch diese schwierige Zeit gelotst. Dies hat mir Kraft und neue Zuversicht und bald auch die ganz große Liebe in meinem vermeintlich gescheiterten Leben gebracht. Jetzt wusste ich endlich auch, was ich wirklich im Leben wollte. Ich wollte meinem Herzen folgen. Die beste Entscheidung meines Lebens fiel mir leicht und nun sind meine Frau und ich bereits 25 Jahre lang glücklich zusammen und haben drei wunderbare Töchter. Die Anfangsphase unseres neuen Glücks war zum Teil sehr belastend, schweißte meine Frau und mich jedoch noch viel fester zusammen. Die Scheidung mit Rosenkrieg und Instrumentalisierung meiner großen Kinder zog sich über Jahre hinweg, aber drei Tage nach der Scheidung konnte ich endlich meine Liebe des Lebens heiraten. Meine Frau ist mir bis heute ein wichtiger Sparringspartner. Mit ihr kann ich Herausforderungen mit Tatkraft, Überzeugung, Rückhalt und mit dem Gefühl der Sicherheit angehen. Sie steht mir mit großer Toleranz fest zur Seite, unterstützt mich mit Rat und Tat und lässt mich das ein oder andere Geschehen auch mal durch eine andere Brille sehen. Sie hat mich sehr im positiven Sinne zu einem erwachsenen Menschen geformt, der weiß, was wichtig im Leben ist.

In der Zwischenzeit hatte sich auch schon zweimal Nachwuchs eingestellt und so konnten wir nicht nur heiraten, sondern auch zwei Taufen zeitgleich feiern. Unser befreundeter Pfarrer erwähnte in der Taufansprache so schön, dass die Früchte unserer Liebe gleichzeitig auch unsere Trauzeugen seien. Leider haben mein Vater und meine Großeltern dieses schöne Erlebnis nicht mehr miterleben können. Aber in unserem festen Glauben an ein Weiterleben in der Ewigkeit waren sie dann doch dabei und sind es auch weiterhin.

Beruflich ging es zunächst weiter nach oben, allerdings erfolgte während der Schwangerschaft und kurz vor der Geburt unserer ersten Tochter ein jäher Absturz. Als Geschäftsführer in einer Tochtergesellschaft eines großen deutschen Energieversorgers bemerkte ich Unregelmäßigkeiten, in die nicht nur mein eigener Aufsichtsrat, sondern auch einige Konzernvorstände verwickelt waren. Es ging um Vorteilsnahmen in größerem Umfang, die um die Jahrtausendwende vielfach noch als Kavaliersdelikte gewertet wurden. Nach einer schlaflosen Nacht konfrontierte ich meinen Aufsichtsratsvorsitzenden mit meinen für ihn und andere belastenden Entdeckungen. Diese wurden

mit dem kurzen Kommentar versehen, dass ich entweder »bei diesem Spiel mitmachen könne und die Klappe zu halten habe oder abhauen könne«. Auf der anschließenden Fahrt nach Hause stellte ich fest, dass die Radmuttern der Reifen gelockert waren. Das Auto hatte tagsüber in der abgeschlossenen Tiefgarage der Firma gestanden. Es gab nur eine Lösung für diese Problematik und deshalb entschied ich mich für eine Trennung von der Firma. In kriminelle Machenschaften wollte ich nicht verwickelt werden. »Du musst jederzeit in den Spiegel schauen können«, das hatte ich vom meinem Vater gelernt. Dies ist wichtiger als alles Geld und nette Accessoires wie der ein Jahr zuvor zugeteilte neue Dienstwagen, ein vor PS strotzender Mercedes. Ich hasste dieses Auto, aber mein Vater war so stolz und erzählte es überall. Es war für ihn ein Zeichen, dass sein Sohn es im Leben ganz nach oben geschafft hatte. Aber spätestens mit diesem Erlebnis wurde mir klar, dass es im Leben nicht um Rendite, Geld, Macht, Neid, Geiz und Gier um jeden Preis gehen kann und darf. Andere Werte, vor allem gelebte christliche Werte wie Liebe, Mitmenschlichkeit und Nächstenliebe sowie Demut und Bescheidenheit sind viel wichtiger und diese kann man zum Glück nicht kaufen. Ich bin überzeugt, dass mein Gottvertrauen und meine Zuversicht, gepaart mit der Kraft unserer neuen Liebe uns gestärkt durch diese Situation geführt haben. Bereits nach nur kurzer Arbeitslosigkeit fand ich eine neue und gute Position in Norddeutschland, wo wir unser junges Familienglück genießen konnten.

Leider starben zwei Jahre später mein Schwiegervater und dann auch mein Vater viel zu früh innerhalb von nur 14 Tagen und erlebten die Geburt unserer zweiten Tochter ebenso wenig wie den Rückzug ins Rheinland. Hier leben wir nun gemeinsam mit unserer dritten Tochter seit mehr als zwanzig Jahren und werden wir voraussichtlich auch unseren Altersruhesitz haben.

Zurück im Rheinland waren die folgenden zehn Jahre als Vorstand in einem internationalen Großkonzern außerordentlich spannend und herausfordernd. Lange Arbeitszeiten, Präsenz im 24/7-Modus, viele Dienstreisen und kurzfristiges Denken und Handeln zur Gewinnmaximierung im Sinne der Shareholder-Value-Optimierung wurden mir im Laufe der Zeit allerdings immer mehr zuwider. Schön war im Gegenzug jedoch die Internationalität der Belegschaft mit vielen bunten Kulturen. Es war immer wieder ein wunderbares Erlebnis, zu erfahren, wie gut wir letztlich alle miteinander harmonierten, ein Wir-Gefühl im Team, leider nur vor dem Hintergrund einer fragwürdigen und einseitigen Ausrichtung des Konzerns, bei dem letztlich Geld das Maß aller Dinge war. Familie, Kinder und die aufkommende Diskussion um die Work-Life-Balance standen an letzter Stelle der Prioritätenskala. Das war zunehmend nicht mehr meine Welt.

So wechselte ich dann letztmalig in eine ganz andere Kultur, die – wie ich dachte – meinen Wertevorstellungen und Idealen am nächsten kommen sollte. Ich wurde in den Vorstand einer Pensionskasse der evangelischen Landeskirchen und der EKD mit Sitz in Berlin berufen. Die Arbeitsbelastung war deutlich geringer als in den Jahren zuvor und ich hatte viel mehr Zeit für Familie, Hobbies und Freizeit. Geld war auch hier nicht mehr das Maß aller Dinge. Was ich allerdings etwas unterschätzt hatte, war eine gewisse Behäbigkeit der Kollegen und Mitarbeiter und ein Denken im Sinne von »lieber verwalten als gestalten«. Ein Glas kann immer halbleer oder halbvoll sein. So wie absolutes Renditestreben entspricht auch die Denkweise des halbleeren Glases nicht unbedingt meiner Mentalität und meine Erfahrungen sagten mir, dass die Kasse mit etwas mehr Dynamik noch besser nach vorne hätte kommen können. Unabhängig davon haben wir aber alle gemeinsam einige exogene und endogene Schocks im Laufe der Jahre gut gemeistert. Menschlichkeit, Herzlichkeit und wachsender Teamspirit haben geholfen. Christliche Wertevorstellungen und den Wunsch nach einer besseren Welt konnte ich endlich nach all den vielen Berufsjahren auch in die Praxis einbringen. Der anfangs nur langsame, inzwischen aber starke Trend zur Nachhaltigkeit, insbesondere natürlich auch ausgelöst durch die Klimakrise, bestätigt eindrucksvoll, dass die früh und konsequent auf Nachhaltigkeit ausgerichtete Kapitalanlagenpolitik der Kasse ein richtiger Schritt war und sich zudem auch noch in guter Rendite und Performance für die Versorgungsberechtigten auszahlt. Das Erzielen einer notwendigen Rendite – nicht um jeden Preis – lässt sich hervorragend vereinbaren mit dem Adressieren ökologischer und sozialer Aspekte. Das hatte mir meine Lebenserfahrung schon früh indiziert, nun konnte ich es in der Praxis beweisen. Dabei ist der Mensch nicht Mittel zum Zweck, sondern steht im Mittelpunkt allen Denkens und Handelns. Und wenn es dann noch gelingt, alles generationengerecht zu gestalten, nehmen wir unsere Kinder und Enkel mit auf dem Weg zur Bewahrung der Schöpfung.

Viele wunderbare Reisen bis in entlegenste Winkel in mehr als 100 Länder auf vier Kontinenten dieser Erde (mit Ausnahme Australien) haben mir gezeigt, wie wichtig es ist, unseren wundervollen, aber leider schon bis an seine Grenzen arg strapazierten Planeten zu erhalten und allen Menschen so vieler bunter Kulturen unter Wahrung der Menschenrechte gleiche Chancen einzuräumen. Nur so können Gerechtigkeit und Nächstenliebe wirklich Platz greifen in unserem Leben, was für unsere gemeinsame Zukunft von elementarer Bedeutung ist. Diese wunderbare gemeinsame Zeit in der Familie während unserer zahlreichen Reisen hat uns allen nicht nur diese Erkenntnis gebracht, sondern gleichzeitig unsere Familienbande gefestigt und befruchtet.

So können wir verantwortungsbewusst und mit offenen Augen durch dieses Leben gehen. In noch hoffentlich vielen weiteren Reisen wollen wir diese Erfahrungen auch weiterhin gemeinsam genießen und ausbauen.

In der kirchlichen Gemeindegarbeit ist der »Dienst« am Nächsten auf ehrenamtlicher Basis nach wie vor stark gefragt. Es fehlt an vielen Ecken an Expertise, die in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft reichlich vorhanden ist. So liegt es nahe, sich in der einen oder anderen kirchlichen Aktivität zu engagieren. Inzwischen liegen einige Jahre Konfirmandenarbeit hinter mir, die mir sehr viel Freude bereitet haben. Ich hatte nicht gedacht, dass man mit Jugendlichen so offen und intensiv über Themen wie Taufe, Abendmahl, Beten, Tod und Nächstenliebe und deren Bedeutung für das eigene Leben reden kann. In dieser Verfassung der Jugend ist mir vor der Zukunft der Gesellschaft nicht bange. Lediglich beim Thema, ob Jesus auch einem Serienmörder oder einem Terroristen eine zweite Chance im Leben geben würde, wenn die Voraussetzungen nach Absitzen einer Strafe dafür gegeben sind, schieden sich regelmäßig die Geister. Ich bin auf jeden Fall froh und dankbar, überwiegend positive Erfahrungen auch für mich selbst gemacht zu haben. Diese »Arbeit« macht deutlich mehr Freude als die Mitarbeit als Presbyter in der Leitung der Gemeinde. Voller Zuversicht und mit vielen Ideen wurde ich vor zwei Jahren in dieses Leitungsgremium gewählt. Es wurden vor allem auch Unternehmer und Christen mit Fachexpertise gesucht, die gewillt sind, Zeit und Muße zu investieren, um die Zukunft der Gemeinde in Zeiten sinkender Steuereinnahmen mitzugestalten und Kirche attraktiver werden zu lassen für so viele Menschen, die auf der Suche nach Halt und dem Sinn des Lebens sind. Eine erste Zwischenbilanz fällt allerdings ernüchternd aus. Letztlich geht es in den abendlichen langen Sitzungen fast immer nur um Verwaltungsangelegenheiten mit geringem Unterhaltungswert, aber langen fruchtlosen Debatten im Detail. Entscheidungen werden vertagt und der Ruf der Experten verhallt. Manchmal drängt sich der Verdacht auf, dass der Chef, also unser Herrgott, schwer in Ordnung ist, aber das Fußvolk leider grottig. Die Gestaltung und die Leitung der Gemeinde hatte ich mir jedenfalls wie einige andere neue Presbyter anders vorgestellt. Vielleicht liegt es aber nur daran, dass durch Corona fast alle Sitzungen virtuell durchgeführt wurden und der persönliche Kontakt damit auf der Strecke geblieben ist. Besserung ist von allen Seiten gelobt und jetzt gilt es, einen Neuanfang zu wagen. Es bleibt viel zu tun – und zwar mehr, als nur die reine Verwaltung der Institution Kirche mit einer guten Versorgung ihrer Kirchenbeamten und der häufigen Beschäftigung mit sich selbst. Ich hoffe, wir können Kirche mit Leben und lebenswerten Aufgaben füllen.

Letztlich bleibt auch in meinem aktuellen »Unruhezustand« viel zu tun und Themen gehen mir niemals aus. Dies gilt auch für meine neu gestarteten beruflichen Aktivitäten in der Diakonie sowie in der Beratung von Unternehmen in Fragen der Nachhaltigkeit. Hier ist meine jahrelange – durch nationale und internationale Preise ausgezeichnete – Erfahrung im Bereich der nachhaltigen Kapitalanlage eine gute Voraussetzung für eine fruchtbare Zusammenarbeit. Ich bin der vollen Überzeugung, dass nachhaltig aufgestellte Unternehmen langfristig weit höhere Überlebenschancen haben, damit entsprechende Rendite erzielen und verstärkt von Kapitalgebern bedacht werden. Diese Hinlenkung zur nachhaltigen Kapitalanlage möchte ich in Deutschland und am liebsten auf der ganzen Welt verbreiten. Mein Leben bleibt herausfordernd und abwechslungsreich. Der Mensch und vor allem ich brauchen eine Aufgabe. Es entspricht nicht meiner Mentalität, mit 66 Jahren die Hände in den Schoß zu legen, in den Tag »hineinzuleben« und den lieben Gott einen guten Mann bleiben zu lassen. Ich möchte meinen Tag auch weiterhin aktiv gestalten. Eine alte Volksweisheit sagt zu recht: »Wer rastet, der rostet«. Wir alle können uns dem Alterungsprozess nicht entziehen. Aber wir können unserem Leben einen Sinn geben. Und das will ich auch weiterhin tun. Dazu gehört auch, meinen geliebten Sport weiterhin aktiv und intensiv zu betreiben. Dieser ist seit Jahrzehnten fester Bestandteil in meinem Leben und ist für mich Voraussetzung, auch weiterhin geistig fit zu bleiben. Schon die Römer haben die Bedeutung der Einheit von Körper und Geist erkannt als sie festhielten: »mens sana in corpore sano«. Und wenn wir dann irgendwann doch nicht so recht weiterwissen, bleiben uns stets der Trost und die Zuversicht aus unserem Glauben an den Herrn. Dieser spricht in Jesus: »Wenn ihr den Vater um etwas bitten werdet in meinem Namen, wird er es euch geben« (Johannes 16,23).

Wolfgang Teske

25 JAHRE TÄTIGKEIT IN DER UND FÜR DIE DIAKONIE ... UND DANN?

*Wolfgang Teske war Vizepräsident des Diakonischen Werkes der EKD
und Kaufmännischer Vorstand der Diakonie Mitteldeutschland.*

Als ich im Jahr 1994 meine Tätigkeit in der und für die Diakonie aufnahm – im Alter von 39 Jahren – konnte ich mir nicht vorstellen, dass ich bis zum Eintritt in den Ruhestand in der Diakonie bleiben werde. In meinem Berufsleben hatte ich zuvor mehrfach – in der Regel alle sieben Jahre – den Arbeitgeber gewechselt. So war ich ca. sechs Jahre Akademischer Rat an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg und im Anschluss daran ca. sieben Jahre im Bereich des Bundesministeriums der Finanzen (Oberfinanzdirektion Nürnberg und Ministerium in Bonn) beschäftigt. Doch es wurden mehr als 25 Jahre in der verbandlichen Diakonie, zunächst auf der Bundesebene als Finanzdirektor und dann als Vizepräsident des Diakonischen Werkes der EKD. Im Anschluss daran war ich noch ca. zehn Jahre auf der Landesebene – als Kaufmännischer Vorstand der Diakonie Mitteldeutschland – tätig.

Ende Januar 2021 bin ich aus dem Dienst der Diakonie Mitteldeutschland wegen des Erreichens der gesetzlich vorgesehenen Altersgrenze für den Eintritt in den Ruhestand – so die Formulierung in der Satzung des Werkes – ausgeschieden. Insofern befinde ich mich zum Zeitpunkt der Erstellung dieses Beitrags erst sehr kurz im Ruhestand und kann demzufolge hier noch nicht wirklich Erfahrungen in dieser Phase meines Lebens reflektieren. Berichten kann ich aber über den Übergang vom Berufsleben in den Ruhestand und über meine Pläne und Vorhaben.

Als das Erreichen des gesetzlich fixierten Rentenalters näher rückte, stellte sich mir die Frage, wie es weitergeht und wie ich den Übergang in meinen neuen Lebensabschnitt und diesen selbst gestalten will. Wie habe ich diese Fragen für mich beantwortet? Zunächst einmal habe ich mich frühzeitig, d. h. bereits ca. drei Jahre vor dem Erreichen des gesetzlich fixierten Rentenalters intensiv mit der Thematik beschäftigt. Konkreter Anlass hierfür

war der Eintritt meines gleichaltrigen Kollegen im Vorstand der Diakonie Mitteldeutschland in einen vorgezogenen Ruhestand nach vorausgegangener Altersteilzeit. Er hat diesen Wechsel gut vollzogen. Von ihm habe ich auch in diesem Zusammenhang viel gelernt. Dafür bin ich ihm dankbar.

Wichtig war mir, den Übergang von beruflicher Tätigkeit in die Phase des Ruhestandes bewusst selbst zu gestalten. So wollte ich nach meinem Ausscheiden aus dem Dienst der Diakonie Mitteldeutschland einen klaren Schnitt machen und mich im Februar 2021 für vier Wochen auf eine Nordseeinsel zurückziehen, um Abstand zu gewinnen und noch einmal neu nachzudenken. Dann hat mir aber die Corona-Pandemie einen Strich durch diese Rechnung gemacht, so dass ich vor der Herausforderung stand, den Übergang anders zu gestalten. Das war nicht ganz einfach. Hilfreich waren in dieser neuen Situation »tagesstrukturierende« Vorgaben, die ich mir selbst gemacht habe. Denn ich sah mich in der Gefahr, vergleichbar weiterzumachen wie bisher, nur an einem anderen Ort, also z. B. in der Rechtsanwaltskanzlei meines Freundes, in der ich bereits seit längerem als Rechtsanwalt tätig war. Um dieser Gefahr zu begegnen, nahm ich mir vor, in der Regel nur vormittags Zeit am Schreibtisch oder in der Kanzlei zu verbringen und den Rest des Tages für andere Aktivitäten zu nutzen, die in den letzten Jahren zu kurz gekommen waren. Dazu gehören sportliche Aktivitäten, wie z. B. das Radfahren, oder auch das Lesen von nicht fachbezogenen Büchern. Im Großen und Ganzen hat dies gut geklappt, wenngleich sich der Vorsatz, die Aktivitäten am Schreibtisch oder in der Kanzlei auf Vormittage zu begrenzen, inzwischen nicht mehr umsetzen lässt. Allerdings bin ich von dem Klischee »Rentner haben niemals Zeit« noch ein gutes Stück entfernt.

Bei der Beschäftigung mit der Frage, wie ich diese neue Lebensphase gestalten will, erinnerte ich mich an das Gleichnis von den anvertrauten Talenten (Matthäus 25,14–30 und Lukas 19,12–24). Nichts mehr mit den noch vorhandenen Fähigkeiten und Fertigkeiten zu tun, entspricht dem Handeln desjenigen in dem Gleichnis, der das anvertraute Geld in der Erde vergraben hat, ohne dass es Frucht bringt. Ich war und bin nicht bereit, die Fähigkeiten und Fertigkeiten, die ich im Laufe meiner beruflichen Tätigkeiten erlernt und gesammelt habe, mit dem Erreichen der gesetzlich fixierten Grenze für das Rentenalter vollständig brachliegen zu lassen, zumal diese Fähigkeiten und Fertigkeiten nicht mit dem Verfallsdatum »Eintritt in den Ruhestand« versehen sind.

Da ich Jurist bin, habe ich mich schon vor meinem Eintritt in den Ruhestand – mit dem Einverständnis des Aufsichtsrates der Diakonie Mittel-

deutschland – als Rechtsanwalt zugelassen und arbeite seitdem in der Kanzlei eines Freundes in Leipzig mit. Meine Schwerpunkte sind dabei das (kirchliche) Arbeitsrecht und das Recht der Non-Profit-Organisationen, angefangen vom Vereins- und Stiftungsrecht bis hin zum steuerrechtlichen Gemeinnützigkeitsrecht. Dabei interessieren mich nicht allein die juristischen Aspekte der jeweiligen Themen, sondern auch ihre ökonomischen und gesellschaftlichen Dimensionen. Dies entspricht auch meinen bisherigen beruflichen Aktivitäten, denn ich habe stets an den Schnittlinien von Recht und Ökonomie geforscht und gearbeitet.

In diesen Zusammenhang gehört auch mein über den Beginn des Ruhestandes hinausgehendes Engagement für das Zentrum für Non Profit Recht im Institut für Steuerrecht der Juristenfakultät der Universität Leipzig. Dieses Zentrum, das von Prof. Dr. Roth geleitet wird, hat sich in den letzten Jahren zu einem wichtigen Impulsgeber für die Weiterentwicklung des Rechts der Non-Profit-Organisationen entwickelt und bildet zugleich eine Plattform für den Austausch von Theorie und Praxis im Osten Deutschlands, so z. B. mit seinen jährlichen Septembertagungen.

Während meiner beruflichen Tätigkeit in der Diakonie war ich auch in verschiedenen Aufsichtsgremien insbesondere diakonischer Unternehmen und von kirchlichen Banken sowie von Banken für die Freie Wohlfahrtspflege aktiv. Ich habe dies immer als eine sinnvolle und bereichernde Tätigkeit empfunden, die ich gerne auch im Ruhestand weiterführen wollte. Allerdings habe ich die Mandate, die mir aufgrund meiner bisherigen beruflichen Tätigkeit als Vorstand der Diakonie Mitteldeutschland übertragen worden waren, niedergelegt. Denn es macht keinen Sinn, funktionsbezogene Mandate nach dem Eintritt in den Ruhestand weiterzuführen. Vielmehr müssen diese für die Person zur Verfügung stehen, die meine Nachfolge im Vorstand der Diakonie Mitteldeutschland angetreten hat. Es gibt aber auch Mandate, die ich in der Vergangenheit als Person und nicht in der Funktion »Kaufmännischer Vorstand der Diakonie Mitteldeutschland« übernommen hatte. Diese habe ich fortgeführt – und neue sind hinzugekommen. Denn mich haben in der Folgezeit verschiedene Anfragen erreicht, die ich nach sorgfältiger Prüfung und teilweise auch in Abstimmung mit dem Vorstand der Diakonie Mitteldeutschland übernommen habe.

Ebenso erreichten mich in den ersten Monaten nach dem Ausscheiden aus der Funktion des Kaufmännischen Vorstandes der Diakonie Mitteldeutschland verschiedene Anfragen um Beratung aus dem Kreis der Mitglieder der Diakonie Mitteldeutschland. Auch diese habe ich nur nach Abstimmung mit dem aktuellen Vorstand der Diakonie Mitteldeutschland

übernommen. Denn ich betrachte dies als nachwirkende Loyalitätsverpflichtung im Verhältnis zu meinem letzten Dienstgeber.

Eine ganz besondere Rolle bei meinen Aktivitäten im Ruhestand wird der Senior Consulting Service Diakonie e.V. (SCSD) spielen. Ich kenne diesen Verein und den Vorsitzenden seines Vorstandes, Bernt Renzenbrink, bereits seit vielen Jahren. In meinen verschiedenen beruflichen Stationen in der Diakonie habe ich häufig mit ihm zusammengearbeitet und dabei den Verein und seinen Vorstandsvorsitzenden als verlässlichen Partner kennengelernt. Mit Hilfe des SCSD war es möglich, Personen zu gewinnen, die nach ihrem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst bereit waren, noch einmal Verantwortung in diakonischen Unternehmen zu übernehmen, z.B. als Interims-geschäftsführung oder in der Begleitung einzelner Projekte. Dies war für die jeweiligen Einrichtungen und Dienste eine große Hilfe.

Deshalb habe ich mich auch sehr gefreut, als mich Bernt Renzenbrink einige Zeit vor meinem Eintritt in den Ruhestand fragte, ob ich mir vorstellen kann, im SCSD mitzuwirken. Ich habe sehr schnell »ja« gesagt und mit der noch intensiveren Zusammenarbeit begonnen. In der Folgezeit hat dies zu der Anfrage geführt, ob ich bereit bin, die Nachfolge von Bernt Renzenbrink als Vorsitzender des Vorstandes des SCSD zu übernehmen. Auch diese Frage habe ich – ohne lange zu überlegen – mit »ja« beantwortet. Am 12. Oktober 2021 hat mich nun die Mitgliederversammlung des Vereins einstimmig zum Vorsitzenden des Vereins gewählt. Ich freue mich darüber und darauf, den Verein zusammen mit den anderen Mitgliedern des Vorstandes – Ewald Stephan (Stellvertretender Vorsitzender des Vorstandes), Ernst Rommeney (Schatzmeister), Dr. Susanne Schlichtner (Beisitzerin) und Prof. Dr. Gerhard Wegner (Beisitzer) – sowie den Vereinsmitgliedern als Plattform für das Engagement von Menschen nach ihrem Eintritt in den Ruhestand fortführen und weiterentwickeln zu können. Denn Kirche und Diakonie brauchen diese Menschen mit ihren während des Berufslebens erworbenen Fähigkeiten und Fertigkeiten, um die Herausforderungen der Zukunft zu bewältigen. Würde man darauf verzichten, käme dies einem Vergraben von Talenten gleich.

ANHANG

Bernt Renzenbrink

ÜBER DEN SENIOR CONSULTING SERVICE DIAKONIE E.V.

ANLASS ZUM HANDELN

Ein erfülltes Arbeitsleben im Dienst für Menschen mit Benachteiligungen lag hinter mir als langjähriger Geschäftsführer des diversifizierten Unternehmens Heilpädagogische Hilfe Bersenbrück. Nun tat sich ein ungewisses Rentenleben vor mir auf. Eigentlich war mir klar, dass ich die über Jahrzehnte entwickelten wertvollen Erfahrungen und Potenziale nicht einfach an der Garderobe abgeben wollte, sondern sie sollten weiter für das Gemeinwohl wirksam sein können. So fragte ich mich: Wie ist hier perspektivisch zu handeln?

Bei der Reflexion über die generelle Situation von Menschen in meiner Lebensphase wurde ich von den anvertrauten Talenten bei Matthäus 25,14–30 inspiriert und habe sie mit folgender Botschaft verbunden: Ihr Männer und Frauen im Seniorenalter, lasst eure von Gott geschenkten Talente, die reich in euren Lebensjahren gewachsen sind, nicht verkümmern. Eure Talente und Potenziale sind wichtig, sie werden weiter gebraucht!

Mit dieser grundsätzlichen Aussage fand ich gleichgesinnte kompetente Zeitgenossen in ähnlicher Lebenslage. Darunter war u. a. der Direktor des Diakonischen Werkes der ev.-luth. Landeskirche *Henning Brandes*, Volkswirt *Wilko H. Börner*, Fabrikant *Klaus Tesch* (beide über die Arbeitsgemeinschaft evangelischer Unternehmer kommend), Schulleiter der Mamreschule der v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel *Albrecht zur Weihen*, Chefarzt der Psychiatrie im Christlichen Krankenhaus Quakenbrück *Dr. Klaus Stutte*, Chefarzt der Psychiatrie der Universitätsklinik Göttingen *Prof. Eckert Rüter*. Bald war allen klar: Wir gründen einen Verein, der das Anliegen systematisiert und engagiert umsetzt.

PLANUNGSPHASE

Das Anliegen wurde von *Horst Steinhilber*, dem damaligen Leiter der Bundesfachakademie der Diakonischen Akademie Deutschland gGmbH in Berlin, mit Interesse aufgenommen und mit den Beteiligten zielführend kommuniziert und vorangebracht. Klar war, dass der zu gründende Verein bundesweit aktiv werden sollte. Doch wie sollte die Vereinigung heißen? Der Begriff »Senior« wird im deutschsprachlichen Raum eher mit »hilfebedürftig« assoziiert als selbst unterstützend bewertet. Das ist im anglo-amerikanischen Sprachraum anders. Da gibt es z. B. den Seniorchef, der aufgrund seiner Erfahrung Anerkennung genießt. Aus dieser Reflexion heraus kam Horst Steinhilber auf den Vorschlag, den neuen Verein »Senior Consulting Service Diakonie e.V.« zu nennen. Der zentrale Gründungsimpuls – »die berufliche Expertise älterer Arbeitnehmer, insbesondere auch altersbedingt ausscheidender Führungskräfte, auch über die gesetzliche Altersgrenze hinaus«, sollten genutzt werden! – wurde in einer ersten Konzeptskizze festgehalten, die sich auch auf den damaligen Dritten Altenbericht der Bundesregierung stützte. Die Kompetenzen an Unterstützungsleistungen in dem zu gründenden Verein wurden in folgenden Bereichen gesehen, die im Prinzip auch heute noch gelten: Geschäftsführung/Leitung; Finanzen; Recht; Medizin; Theologie; Pädagogik; Psychologie; Bauwesen.

Dann wurde eine Vereinsatzung entworfen und die Zugehörigkeit zum Landesverband der Diakonie für Berlin, Brandenburg und die schlesische Oberlausitz abgeklärt. Der entwickelte Kernsatz der Satzung gilt nach wie vor. Er lautet:

§ 2 ZWECK DES VEREINS

- (1) Der Verein stellt sich zur Aufgabe,
 - a) die Ressourcen kompetenter und erfahrener älterer Frauen und Männer zur Fort- und Weiterbildung, Qualifizierung und Beratung verantwortlicher Angestellter von Institutionen im Sozial- und Gesundheitswesen zu nutzen,
 - b) das Verständnis zwischen den Generationen in der Gesellschaft, die zukünftig mit immer mehr älteren und immer weniger jüngeren Menschen leben wird, durch gemeinsame generationsübergreifende Lernpartnerschaften sowie Wissens- und Erfahrungstransfer u. a. durch die Durchführung von Gesprächsforen, Tagungen und Förderung von Publikationen zu stärken und

- c) Initiativen und Projekte zur Weiterentwicklung gesundheitsfördernder Lebensformen und gesellschaftlicher Teilhabe älterer Menschen durch den Aufbau und Durchführung gezielter Bildungsangebote sowohl fachlich als auch finanziell bzw. Spenden sammelnd zu unterstützen.

VEREINSGRÜNDUNG UND AUFBAUARBEIT

Am 10. Mai 2006 wurden die interessierten Akteure zur Gründungsversammlung in die Diakonische Akademie Deutschland in der Heinrich-Mann-Straße in Berlin-Pankow eingeladen. 14 Personen waren anwesend. Es wurde die Satzung beschlossen und der erste Vorstand gewählt: Vorsitzender Bernt Renzenbrink, stellvertretende Vorsitzender Henning Brandes, Schatzmeister Wilko H. Börner, Beisitzer Wilfried Voigt und Prof. Dr. med. Eckart Rüter.

Nun galt es, den Senior Consulting Service Diakonie e.V. (SCSD) breiter bekannt zu machen. Dazu wurden die Landesverbände der Diakonie in Deutschland vom Vorsitzendem und seinem Vertreter wie folgt angeschrieben:

»Mit dem Senior Consulting Service Diakonie e.V. (SCSD) wurde ein innovativer Verein aus der Taufe gehoben. Wir wollen die Ressourcen kompetenter und erfahrener älterer Frauen und Männer für die Unterstützung diakonischer Einrichtungen gezielt nutzen.

Unsere Möglichkeiten, z. B. durch Qualifizierung und Beratung von Führungskräften und ihren Organisationen, Vakanz Vertretungen, Gesprächsforen, Mitwirkung beim Konzipieren und Entwickeln von Projekten und Publikationen sind breit gefächert.

Das Potenzial von älteren erfahrenen Führungskräften ist vorhanden – doch es wird noch zu wenig gezielt genutzt. Unser neuer diakonischer Verein will diese bislang noch vielfach brachliegenden Kompetenzen besser nutzen, die Ressourcen bündeln und die Aktivitäten koordinieren.

Gute Erfahrungen wurden auf diesem Felde bereits in der Wirtschaft gewonnen. Der SCSD versteht sich als zentrale Anlauf- und Koordinationsstelle für diakonische Einrichtungen und zugleich für alle Menschen im Seniorenalter, die ihre beruflichen Lebenserfahrungen, ihre Bildung und ihr Wissen gezielt in diakonischen Einrichtungen einbringen wollen.

Gemeinsame generationsübergreifende Lernpartnerschaften, Wissens- und Erfahrungstransfer sollen beiden Seiten zugutekommen. Diakonische Unternehmen können das Know-how des SCSD in gemeinnütziger Weise in Anspruch nehmen.«

Schon kurz nach der Gründung folgte für den SCSD eine erste Bewährungsprobe: Im Jahr 2007 trat das Diakonische Werk der ev.-luth. Landeskirche Hannovers, das den SCSD als Mitglied aufgenommen hatte, mit einem Hilferuf der Diakonischen Einrichtungen des evangelischen Kirchenkreises Lüchow-Dannenberg an den SCSD heran.

Der evangelische Kirchenkreis war Träger einer Rehabilitationseinrichtung für psychisch erkrankte Menschen (RPK), die sich in einem unhaltbaren Zustand befand. Die Deutsche Rentenversicherung, die Kostenträger für die zu erbringenden Leistungen war, forderte sowohl konzeptionell als auch baulich eine Neuaufstellung der Einrichtung. Sie drohte mit dem Entzug der Anerkennung. Der damalige Geschäftsführer war der Aufgabe nicht gewachsen. Ihm wurde gekündigt. So galt es schnell zu handeln.

Ich war gerade von den dienstlichen Verpflichtungen bei der Heilpädagogischen Hilfe befreit, hatte gute Kontakte zur Deutschen Rentenversicherung, dem Niedersächsischen Sozialministerium und der evangelischen Landeskirche und kannte mich fachlich in der Rehabilitation psychisch kranker Menschen recht gut aus. Das half. Nach der Erarbeitung einer überzeugenden Konzeptions- und Investitionsplanung für zwei Appartementhäuser und einem Therapiezentrum in Dannenberg für rund 5 Mio. Euro bewilligte sowohl das Sozialministerium als auch die Landeskirche höhere sechsstellige Förderbeträge. Die Deutsche Rentenversicherung sagte die erforderliche Erhöhung ihrer Vergütungssätze für die Reha-Leistungen zu. Auch die Zuwendungen von Aktion Mensch und weiteren Förderstiftungen sowie ein Kredit von der örtlichen Sparkasse sorgten für eine solide Finanzierung des Vorhabens, das innerhalb von drei Jahren in zwei Bauabschnitten realisiert werden konnte. Hilfreich war nicht zuletzt die engagierte Beratung durch die SCSD-Mitglieder Peter Bokeloh (Dipl. Bauingenieur), Henning Brandes (Coaching der Mitarbeitenden) und Dr. Klaus Stutte als ehemaligen Chefarzt der Psychiatrie im Christlichen Krankenhaus in Quakenbrück.

Weitere Einsätze des SCSD folgten bspw. in Form einer Interimsgeschäftsführung in Niedersachsen (Jugendhilfe in Hameln, Behindertenhilfe in Bremerhaven, Altenhilfe in Uelzen) sowie verschiedener Beratungen und Projektentwicklungen in Berlin, Sachsen-Anhalt und Brandenburg. Besonders zu nennen sind hier Entwicklungsprojekte von jeweils sechsmonatiger Dauer, die seit 2019 vom Land Brandenburg und dem Europäischen Sozialfonds (ESF) gefördert wurden. So wurde unter dem Stichwort »Kirche gibt Raum« ein differenziertes Konzept zur Reaktivierung eines brachliegenden Pfarrhofes in Guben (nahe der polnischen Grenze) erarbeitet. Hier soll eine ge-

meinnützige Inklusionsfirma aus Beschäftigten mit und ohne Behinderung unter Nutzung des schönen Pfarrhofes als Ort der Teilhabe entstehen.

Seit 2020 engagiert sich der SCSD mit Förderung des ESF und dem Land Brandenburg beim Aufbau einer Inklusiven Akademie zur beruflichen Bildung von Menschen mit Behinderung für den Arbeitsmarkt. Die entwickelten Konzepte für den Aufbau einer Inklusiven Akademie werden jetzt von der Lebenshilfe in Oranienburg umgesetzt.

Ebenso wird von ihm als Träger zusammen mit Sozialexperten ein innovatives Gesamtkonzept zur Durchführung von aufsuchenden, niederschweligen und inklusiven Bildungsangeboten in Betrieben, die zu einer Verbesserung der Alphabetisierung und Grundbildung in Landkreisen Brandenburgs führen, erarbeitet. Jeder sechste Erwachsene im erwerbsfähigen Alter ist kaum in der Lage, einfache Texte zu verstehen und zu schreiben. Die bundesweit und repräsentativ durchgeführte »LEO-Studie 2018« der Universität Hamburg kommt zu dem Ergebnis, dass rund 6,2 Millionen deutschsprachige Erwachsene im Alter zwischen 18 und 64 Jahren sehr gering literalisiert sind, also erhebliche Schwierigkeiten beim Lesen und Schreiben haben. Von den betroffenen Erwachsenen sind 62,3 Prozent erwerbstätig. Um dem zu begegnen, reichen die derzeitigen klassischen Angebote nicht aus: Noch nicht



Ein »Bildungssensibler Betrieb« fördert eine Betriebskultur, die keine Mitarbeitenden ausschließt, sondern sie an den Arbeits- und Lernprozessen offen und sensibel beteiligt. Dieser Betrieb ist bereit, vielfältige Barrieren abzubauen und auch eine Sprache des Miteinanders zu entwickeln, die alle verstehen; denn wer versteht, kann sich beteiligen. Zeichnung: Sandra Bach.

einmal ein Prozent der Betroffenen nehmen an den etablierten Alphabetisierungskursen – z. B. an Volkshochschulen – teil. Es kommt also darauf an, im und mit den Menschen im betrieblichen Alltag, die Bildungsangebote zu entwickeln. Zusätzlich ist der Aufbau eines tragfähigen Netzwerkes mit dem Jobcenter, Grundbildungszentrum, Bundesagentur für Arbeit u. a. notwendig.

An dieser Stelle engagiert sich der SCSD und bezieht sich damit auch voll und ganz auf seinen gemeinnützigen Zweck: der Förderung der Volks- und Berufsbildung. Es ist schön zu erleben, dass das Engagement zahlreiche Früchte trägt, die den Menschen zu Gute kommen.

ZU DEN AUTORINNEN UND AUTOREN

Petra-Angela Ahrens, geb. 1958, OKR, Diplom-Sozialwirtin, ist wissenschaftliche Referentin für Kirchen- und Religionssoziologie im Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD. Letzte wichtige Publikation zusammen mit Maria Sinnemann: *Flüchtlingsaufnahme kontrovers. Relevanz von Motiven, Werten, Religion und Politik bei Engagierten*, Band 2, Baden-Baden: Nomos, 2021.

Cornelia Coenen-Marx, geb. 1952, Pastorin und Publizistin, Geschäftsführerin der Agentur »Seele und Sorge – Impulse, Workshops, Beratung« (www.seele-und-sorge.de), bis 2015 OKR der EKD für Sozial- und Gesellschaftspolitik. Letzte Buchpublikation: *Die Neuentdeckung der Gemeinschaft in Kirche, Quartier und Pflege*, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2021.

Volker Diehl, geb. 1938 in Berlin, Professor für Medizin, Innere Medizin, Hämatologie-Onkologie, im Ruhestand; 1978–2003 Gründer und Leiter der Deutschen Hodgkin-Studiengruppe, 1983–2003 Direktor der Klinik für Innere Medizin, Onkologie, Immunologie, Infektiologie und Intensivmedizin, Universitätsklinik der Universität zu Köln; 2005–2007 Gründungsdirektor des NCT Heidelberg; multiple Publikationen im Bereich der Malignen Lymphome in international peer reviewed Journals; Mitbegründer der Stiftung für Junge Erwachsene mit Krebs, 1999.

Martina Gödecke-Behnke, Dr. phil., Studium der Grafik, Fotografie und Malerei in Wuppertal sowie der Kunstgeschichte und Germanistik an der Ruhr-Universität Bochum. Langjährige Tätigkeit als Journalistin, Redakteurin und Geschäftsführerin. Wiederaufnahme künstlerischer Tätigkeiten mit Farbharmonien. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen. Eigene Galerie in Brühl.

Andreas Hänßgen, geb. 1951, Pastor i. R., Supervisor, Gemeindeberater, war Pastor in Kirchengemeinden, Jugendpfarramt und Diakonie, zuletzt bis 2016 Leiter des Fachbereichs Beratung und Seelsorge im Diakonischen Werk Hamburg.

Freimut Hinsch, geb. 1946, Dr.-Ing., Dipl.-Wirtsch.-Ing., jahrzehntelang Unternehmensberater in mehr als 30 Ländern weltweit für Unternehmen und Organisationen aller Größenordnungen; mehr als 10 Jahre Lebens- und Arbeitserfahrung im außer-europäischen Ausland; seit mehr als 25 Jahren ehrenamtliches Engagement in Kirche und Zivilgesellschaft.

Alfred Iwainsky, geb. 1949, Dr. rer. nat., Dr. sc., Professur an der Akademie der Wissenschaften; Arbeit in der Kosmosforschung, danach Bereichsleiter im Zentralinstitut für Kybernetik und Informationsprozesse; Gründungsmitglied der Gesellschaft zur Förderung angewandter Informatik e.V. (GFaI), deren Vorstandsvorsitzender von 1990 bis 2017. Letzte wichtige Publikation: Herausgabe des Tagungsbandes des zweiten Innovationsforums *Autonome, mobile Dienste - Services für Mobilität*, Berlin 4.-5. Juni 2019.

Klaus-Dieter Karl Kottnik, geb. 1952, verheiratet, württembergischer Pfarrer i. R., lebt in Berlin, vormals Präsident des Diakonischen Werks der EKD, langjähriger Vorstandsvorsitzender der Diakonie Stetten bei Stuttgart, verschiedene Beiträge zum Arbeitsrecht und zum diakonischen Profil, zuletzt Herausgabe der *Gedanken zum Tag 2020* der Bahnhofsmisionen.

Andreas Kruse, geb. 1955, Prof. Dr. Dr. h.c., Dipl. Psych., ist Professor für Gerontologie und Direktor des Instituts für Gerontologie der Universität Heidelberg, seit 2003 Vorsitzender der Altenberichtscommissionen der der Bundesregierung, seit 2014 Vorsitzender der österreichischen Plattform für Interdisziplinäre Altersfragen und Mitglied des Deutschen Ethikrates. Forschungen im Bereich Potenziale des hohen Alters, Rehabilitation und Palliativversorgung älterer Menschen, Altersbilder usw. Wichtige Publikation: *Lebensphase hohes Alter: Verletzlichkeit und Reife*. Heidelberg 2017.

Jürgen Lenski, geb. 1949, Ausbildung zum Lehrer an Gymnasien in den Fächern Biologie und Erziehungswissenschaft, langjähriger Mitarbeiter an Volkshochschulen als Fachbereichsleiter, Mitglied im SCSD, ehrenamtlicher Vorstandsvorsitzender der Altmärkischen Bürgerstiftung Hansestadt Stendal.

Jens Odewald, geb. 1940, Dr. jur., Studium der Rechtswissenschaften und Betriebswirtschaftslehre in Freiburg, Genf, Göttingen und Heidelberg, ehemaliger Vorstandsvorsitzender der Kaufhof Holding AG, ehemaliger Vorsitzender des Verwaltungsrates der Treuhandanstalt Berlin, Gründer der Odewald & Compagnie GmbH Gesellschaft für Kapitalanlagen in Berlin, deren Vorsitzender des Verwaltungsrates er ist.

Bernt Renzenbrink, geb. 1945, Heilpädagoge, Dipl. Sozialpädagoge; langjähriger Geschäftsführer des diakonischen Unternehmens »Heilpädagogischen Hilfe Bersenbrück«, Gründer (2006) und bis Herbst 2021 Vorsitzender des Senior Consulting Service Diakonie e.V., seitdem zahlreiche Interimsgeschäftsführungen, Projektentwicklungen (ESF) und Beratungen.

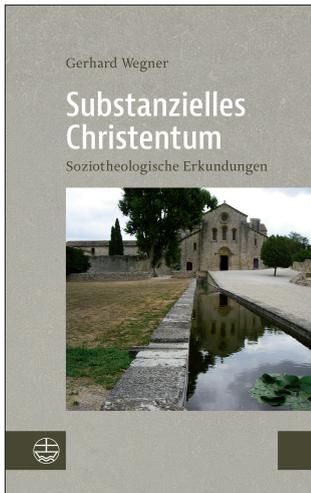
Ernst Rommeney, geb. 1951, Diplomkaufmann, Hörfunkredakteur (1973-2016), Kinder- und Jugendberater per Mail und Telefon (Diakonie), Vormund (Caritas), Projektbegleiter (SCS-Diakonie) und Rechnungsprüfer (Evangelischer Kirchenkreis).

Ewald Stephan, geb. 1955, freiberuflicher Berater in Fragen der Nachhaltigkeit, 2009–2021 Vorstand der Verka VK Kirchliche Vorsorge VVaG in Berlin, zuvor langjährige nationale und internationale Führungserfahrung in verschiedenen Erst- und Rückversicherungsunternehmen im Komposit-, Lebens- und Krankenversicherungsbereich.

Christian Sundermann, geb. 1955, Superintendent in Ruhestand, war während der letzten 10 Jahre theologischer Geschäftsführer von Bethel im Norden und jahrelanger Vorsitzender des NEVAP. Er ist u. a. Vertreter der diakonischen Dienstgeber Niedersachsens in der Arbeitsrechtlichen Kommission der EKD.

Wolfgang Teske, geb. 1955, Dr. iur., Rechtsanwalt, war Vizepräsident des Diakonischen Werkes der EKD und bis Januar 2021 Kaufmännischer Vorstand der Diakonie Mitteldeutschland. Seit Herbst 2021 ist er Vorsitzender des Senior Consulting Service Diakonie e.V. Letzte wichtige Publikation: »Gestaltung des kirchlichen Profils sozialer Dienste der Kirchen«, in: Oxenknecht-Witzsch (Hrsg.), *Kirchliches Arbeitsrecht in sicheren Bahnen? Eichstätter Schriften zum kirchlichen Arbeitsrecht*, Band 5, 2019.

Gerhard Wegner, geb. 1953, Dr. theol., Publizist und Pastor i. R., war apl. Prof. für Praktische Theologie an der Universität Marburg und bis 2019 Direktor des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD in Hannover. Letzte wichtige Publikation: *Substanzielles Christentum. Soziotheologische Erkundungen*, Leipzig 2022.



Gerhard Wegner

Substanzielles Christentum

Soziotheologische Erkundungen

376 Seiten | Paperback | 12 x 19 cm
ISBN 978-3-374-07014-5
EUR 38,00 [D]

Die Indifferenz gegenüber Kirche und christlicher Religion wächst ebenso wie die schlichte Unkenntnis christlicher Sprache und Symbolik. Dem ist mit funktionalen Sichtweisen und entsprechenden Abschwächungen normativer Aspekte nicht mehr zu begegnen. Es braucht eine Besinnung auf »substanzielles Christentum« – auf das, was am Glauben begeisternd und nährend ist.

Wege dazu, das Christentum neu zu entdecken, bieten vielfältige Überlegungen in der produktiven Begegnung von Soziologie und Theologie. Der Blick geht zurück in die 1960er Jahre und voraus in neue Gestaltungen eines zugleich transformierten und transformierenden christlichen Lebens. Erfahrungen eines Kraftfelds des Geistes kommen ebenso zum Tragen wie Fragen der Armut in der Theologie. Ideen zur »Aufstellung« der Kirche beenden das Buch.



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig www.eva-leipzig.de

Tel +49 (0) 341/ 7 11 41 -44

shop@eva-leipzig.de



Georg Lämmlin
Gerhard Wegner (Hrsg.)
Kirche im Quartier: Die Praxis
Ein Handbuch

320 Seiten | Paperback | 15,5 x 23,0 cm
ISBN 978-3-374-06523-3
EUR 29,00 [D]

Die Öffnung von Kirchengemeinden zu den Gemeinwesen, zu denen sie gehören, ist mittlerweile zu einem zentralen Thema für eine sich erneuernde Kirche geworden. »Sozialraumorientierung« findet immer mehr Aufmerksamkeit. Zusammen mit Kooperationspartnern aus den sozialen Diensten, den Kommunen und sozialen Initiativen findet die Kirche zu einer aktiven zivilgesellschaftlichen Rolle und gewinnt neue Anerkennung unter den Menschen. Das Handbuch »Kirche im Quartier« dokumentiert eine große Zahl solcher Projekte und liefert viele hilfreiche Hinweise zu ihrer Gestalt. Ein Buch aus der Praxis für die Praxis.



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig www.eva-leipzig.de

Tel +49 (0) 341/ 7 11 41 -44

shop@eva-leipzig.de



Gerhard Wegner (Hrsg.)

Fiktionen der Fülle

Religiöse Kommunikation und sozialpolitische Kultur

224 Seiten | Paperback | 12 x 19 cm
ISBN 978-3-374-06483-0
EUR 28,00 [D]

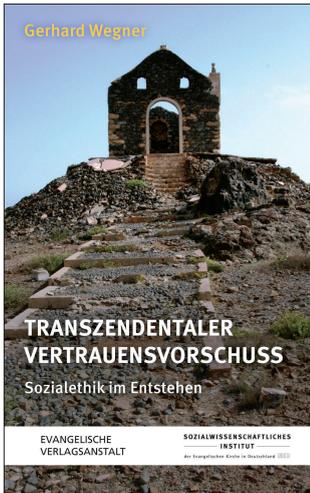
Anlässlich des 50-jährigen Jubiläums des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD rekonstruieren die Beiträge dieses Bandes die Zusammenhänge zwischen den »Imaginationen der Fülle« des Lebens, wie sie in den Urmythen des christlichen Glaubens gefeiert werden, den Realgestalten der Kirchen und der sozialpolitischen Kultur – insbesondere des deutschen Sozialstaats. Es wird deutlich, dass christlicher Glaube und soziales Engagement untrennbar miteinander verbunden sind. In einem weiteren Diskussionsgang wird dargestellt, welche sozialen Formen die Kirchen ausbilden – und damit auch der unter Transformationsdruck stehende Sozialstaat. Ohne überzeugende Fiktionen – wie Bilder vom Menschen und seiner Würde – kommt weder religiöses noch soziales Handeln aus.



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig www.eva-leipzig.de

Tel +49 (0) 341/ 7 11 41 -44

shop@eva-leipzig.de



Gerhard Wegner
Transzendentaler Vertrauensvorschuss
Sozialethik im Entstehen

336 Seiten | Paperback | 12 x 19 cm
ISBN 978-3-374-05865-5
EUR 25,00 [D]

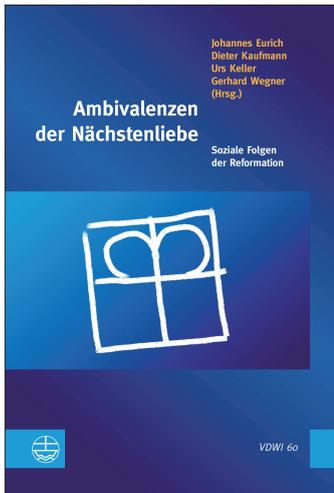
Christliche Sozialethik muss ihre Grundsätze und Empfehlungen auch für religiös unmusikalische Menschen plausibel formulieren. Sie erwächst jedoch immer wieder neu aus christlich-kommunikativer Praxis, in der Gottes Vertrauensvorschuss – seine Verheißungen – in Wirtschafts- und Sozialpolitik artikuliert werden. So kultiviert sie die Kraft des Mythos in Distanz zu einer vermeintlich rationalen und pluralen Welt. Und liefert zugleich praktikable Orientierungen in den Dilemmata, die unsere Welt heute auszeichnen. Von daher behandelt der Autor Beiträge zu aktuellen Problembereichen wie Gerechtigkeit, Populismus, Gewalt, Familien, Unternehmen, Staat und Religion.



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig www.eva-leipzig.de

Tel +49 (0) 341/ 7 11 41 -44

shop@eva-leipzig.de



Johannes Eurich | Dieter Kaufmann
Urs Keller | Gerhard Wegner (Hrsg.)

Ambivalenzen der Nächstenliebe
Soziale Folgen der Reformation

Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts an der Universität Heidelberg (VDWI) | 60

240 Seiten | Paperback | 15,5 x 23 cm
ISBN 978-3-374-05692-7
EUR 34,00 [D]

Luthers These war, dass Christen spontan Nächstenliebe üben würden. Aber ist das plausibel? Sind Christen folglich sozialer? Ausgehend von den Impulsen der Wittenberger Reformation wird hier dem Zusammenhang zwischen der Rechtfertigungslehre und dem sozialen Engagement der Christen bzw. Kirchen auf den Grund gegangen. Historische Beiträge heben in dieser Perspektive Entwicklungen in der Neugestaltung sozialer Versorgung nach 1517 hervor und beleuchten die Zusammenhänge mit der Entstehung des modernen Sozialstaats. Die Bedeutung von Nächstenliebe und Altruismus für die heutige Arbeit der Diakonie wird mit theoretischen und empirischen Analysen unterfüttert. Ergänzt durch Beiträge aus der diakonischen Praxis treten Vorzüge und Ambivalenzen von Nächstenliebe im professionellen sozialen Handeln deutlich hervor.



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig www.eva-leipzig.de

Tel +49 (0) 341/ 7 11 41 -44

shop@eva-leipzig.de



Jahrbuch Sozialer Protestantismus
Band 12 (2019):
Krisen – Aufbrüche – Transformationen
Zur Sozialität der Evangelischen Kirche

404 Seiten | Paperback | 15,5 x 23 cm
ISBN 978-3-374-06450-2
EUR 48,00 [D]

Das 12. Jahrbuch Sozialer Protestantismus dokumentiert und diskutiert die Veränderungsprozesse in den evangelischen Kirchen in Deutschland aus empirisch-soziologischer und theologischer Perspektive. Trends wie Säkularisierung, Pluralisierung und zunehmender religiöser Wettbewerb setzen die eingespielten Verfahren und Angebote unter Druck – was schon seit Längerem zu massiven Mitgliederverlusten führt. Dennoch bleiben die organisatorischen Strukturen bisher erstaunlich stabil. Fragen stellen sich zum einen nach der Entwicklung der Diakonie, den Kirchenbindungen, dem Image der Kirche, der Beteiligung von Migranten, aber auch schlicht nach der Zahl der Mitglieder – und zum anderen danach, welche theologischen und soziologischen Deutungen sich anbieten, die Rolle der Kirche in der Öffentlichkeit oder in der Politik betreffend, und wie die Einführung der Doppik (Doppelte Buchhaltung in Wirtschaft und Kommunen) die Kirche verändert.



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig www.eva-leipzig.de

Tel +49 (0) 341/ 7 11 41 -44

shop@eva-leipzig.de